Z5
.R5
C54
T37

CEN ALS STÄTTE DER BILDUNG

Digitized by Google

DD
901
C747
T37

Cornell University Library

Ithaca, New York

White Historical Library

THE GIFT OF PRESIDENT WHITE

MAINTAINED BY THE UNIVERSITY IN ACCORD-
ANCE WITH THE PROVISIONS
OF THE GIFT

Digitized by Google

The date shows when this volume was taken.

To renew this book copy the call No. and give to the librarian.

24 JAN 1924

R R OCT 26 54

PHOTODUPLICATION

HOME USE RULES

All Books subject to recall

All borrowers must register in the library to borrow books for home use.

All books must be returned at end of college year for inspection and repairs.

Limited books must be returned within the four week limit and not renewed.

Students must return all books before leaving town. Officers should arrange for the return of books wanted during their absence from town.

Volumes of periodicals and of pamphlets are held in the library as much as possible. For special purposes they are given out for a limited time.

Borrowers should not use their library privileges for the benefit of other persons.

Books of special value and gift books, when the giver wishes it, are not allowed to circulate.

Readers are asked to report all cases of books marked or mutilated.

Do not deface books by marks and writing.

Cornell University Library
DD 901.C747T37
Koln als Statte der Bildung
3 1924 028 240 020

KÖLN ALS STÄTTE DER BILDUNG

Digitized by Google

Wallraf-Richartz-Museum
Treppenhaus mit den Wandgemälden aus der Kölner Geschichte
von Ed. v. Steinle (1860)
(links oben das Kölner Wappen zwischen dem kölnischen Bauer und der Jungfrau)

Digitized by Google

KÖLN ALS STÄTTE DER BILDUNG

HERAUSGEGEBEN VON
DR. JOSEPH THEELE
BIBLIOTHEKAR A. D. UNIVERSITÄTS- UND STADTBIBLIOTHEK KÖLN UND
DR. ADAM WREDE
PROFESSOR AN DER UNIVERSITÄT KÖLN

*

KÖLN 1922

VERLAGSBUCHHANDLUNG GONSKI & CO.

Digitized by Google

166
L 22.
XII 23

~~3 [illegible]~~
~~K 46~~

A 529087

Alle Rechte, insbesondere das
der Uebersetzung vorbehalten.
Copyright by Gonski & Co.
Köln am Rhein.
Druck des Literar. Instituts von
Haas & Grabherr in Augsburg.

Digitized by Google

ZUR EINFÜHRUNG

Mehr und mehr bildet sich die Stadt Köln aus zum Mittelpunkt der wirtschaftlichen Beziehungen und Entwicklungen nicht nur der Rheinlande, sondern Westdeutschlands überhaupt. So liegt die Gefahr nahe, daß alle die Momente, die bisher als Auswirkungen der geistigen Kultur aus Vergangenheit und Gegenwart in besonderer Weise der Stadt ihren Stempel aufdrückten und zu Anziehungspunkten wurden für Deutsche und Fremde, immer mehr erdrückt werden von dem erstarkenden Einfluß rein wirtschaftlicher Kulturbetätigung. Ohne die Bedeutung dieser Entwicklung für das Wirtschaftsleben der Stadt wie des ganzen deutschen Volkes verkennen zu wollen, gedenken wir mit dem vorliegenden Buche darzulegen, daß Köln in gleicher Weise, wie es den gegenwärtigen Forderungen der materiellen Kultur gerecht zu werden weiß, auch auf dem Gebiete des geistigen Lebens kraftvolle Werte aus seiner stolzen Vergangenheit übernommen, sowie neue geschaffen hat und diese möglichst vielseitig auszuwirken bestrebt ist.

Plan und erster Entwurf stammen von Joseph Theele, dem sich Adam Wrede mit bewährtem Rat und fördernder Kenntnis anschloß. In den Händen des Erstgenannten ruhte vornehmlich auch die buchkünstlerische und illustrative Ausstattung des Buches. Der Einladung, an dem Werke mitzuarbeiten, folgte bereitwilligst eine große Zahl angesehener Gelehrten und Fachmänner. Besonders erfreulich ist, daß die Mitarbeiter fast durchweg auf den Gedanken und die Anregungen der Herausgeber eingingen, in ihren Beiträgen stets die jeweiligen Bildungsmomente zu betonen. Ihnen allen sei auch an dieser Stelle herzlichst gedankt, gleichzeitig all denen, die durch ihre Anteilnahme und Förderung das Erscheinen des Buches ermöglicht haben. Eine Reihe wertvoller Abbildungen konnte eigens für das Buch hergestellt werden, für die Ueberlassung der übrigen Druckstöcke danken wir ihren Besitzern.

Köln
am Dreikönigentag
1922

JOSEPH THEELE ADAM WREDE

Digitized by Google

EINLEITUNG

Digitized by Google

KÖLNS STELLUNG IN DER GESCHICHTE

VON PROF. DR. ADAM WREDE

Volkstümliche Chronisten und gelehrte Geschichtschreiber, heimische Dichter und fremde Humanisten rühmen in der Vergangenheit Kölns alles überragende Stellung. Sie überbieten einander in der Lobpreisung der Stadt. Sie erklären das reiche, prächtige Köln für die erste deutsche Stadt, für der größten eine in Europa, für gleichwertig Paris, London und sogar „Roma" in Italien. So durfte denn auch der (unbekannte) Verfasser der „Chronica van der hilliger stat Coellen", die 1499 bei Johann Koelhoff dem Jüngeren in Köln erschien, den Federkiel ansetzen zu dem Lobspruch: „Coellen ein Kroin, boven allen Steden schoin!"

Ueber alle Städte! Mag auch in den einheimischen wie in den fremden Lobesstimmen nicht wenig Ueberschwang liegen, so bleibt dennoch genug übrig, auf Grund dessen Köln als eine geschichtliche Stadt von größter Bedeutung in der mittelalterlichen Vergangenheit bezeichnet werden muß. Und die Anstrengungen, die Köln nach tiefem Verfall, nach 1815 in seiner neuen Heimstätte machte, und die Erfolge, die es in der Glanzzeit des Deutschen Reiches 1871—1914 davontrug, und wiederum neue Anstrengungen und neue Erfolge in der allerneuesten Zeit stellen sich jetzt schon als geschichtlich bemerkenswerte Tatsachen dar, wartend auf Klios Griffel.

Kölns geschichtliche Bedeutung erklärt sich zuerst aus seiner überragenden Handels- und Verkehrsstellung. Diese beruhte und beruht auf sehr natürlichen Grundlagen, auf der günstigen Lage an der Hauptader des Verkehrs in Europa, auf den unmittelbaren Straßen und Zugängen, auf seiner Brückenkopfstellung, auf einer bald stark anwachsenden und sehr regsamen Bevölkerung, der es nie an frischem, lebendigem Zustrom fehlte, der wertvolle Menschenkräfte von allen Himmelsrichtungen zuflossen. Wenn die Verkehrs- und Wirtschaftstechniker des Altertums, die Römer, ihre Schöpfung, die Colonia Claudia Ara Agrippinensis (50 n. Chr.) zur Hauptstadt einer Provinz (Germania inferior) erhoben, zum obersten Sitz der Behörden, zum Handels- und Kriegshafen, dann waren es schon bei ihnen die nüchterner Erwägung und scharfem Sachblick entsprungenen Gründe, die sie dazu bewogen: wirtschaftliche nächst den militärischen. Die Wahl Kölns zur führenden Wirtschafts- und Verkehrsstadt im Rheinraume wurde seine die Zeiten und Geschlechter überdauernde Bestimmung, ein Geschenk des Schicksals.

Köln fiel in den Zeiten der fränkischen Besiedlung (seit 457), nach den normannischen Stürmen und Zerstörungen (881) die Aufgabe zu, eine Stätte zu sein, von der Aufbau ausging, Wirken und geistiges Leben in die Lande strömte. Marktplatz seit der

Zeit der Ottonen (10. Jahrhundert) und erster Stapel am Rhein (1259—1830), gewann die Stadt die Herrschaft über den Handel des Ober- und Niederrheins, den Handel mit England und den Niederlanden, Handel zur See, Handel bis zu den kalten Nordleuten und heißblütigen Sizilianern. Der einträglichste Zweig dieses Welthandels, das Weingeschäft, verklärte wie mit rosigem und goldigem Schimmer das hundertfältige Ganze. Und als einer der vier hansischen Vororte unter 72 Städten war Köln zwar seiner ganzen Wirtschaft nach mit der Hansa aufs engste verknüpft, besaß aber und bewies oft genug selbständige Kraft und eigenes Vorgehen. Zu dem Groß- und Fernhandel trat früh auch das Großgewerbe auf der Grundlage der zahlreichen, wohlorganisierten Zünfte, deren erste nachweisbare Organisation die Bruderschaft der Bettziechenweber (1149) war. Sie alle trugen dazu bei, der Stadt ein weltwirtschaftliches Gepräge aufzudrücken.

Im übrigen zeigte sich auch hier schon früh Kölns bestimmender Einfluß. Für die nahen und entfernter liegenden rheinischen Städte, bis Wesel und Emmerich im Norden, Zülpich und Münstereifel im Süden dienten Kölner Zunftstatuten als Muster. Kölner Geld, Maße und Gewichte waren weit und breit gang und gäbe. Noch am Fuße der Alpen, in süddeutschen Städten, rollte die Kölner Münze.

Kölns weltwirtschaftliche Stellung wurde am Ausgange des 16. Jahrhunderts und zu Beginn des 17. aufs schwerste erschüttert. Die reiche Kaufmanns- und Bankierstadt, die Köln am Ausgang des Mittelalters darstellte, war es um 1650 nicht mehr. Als die Richtung der früheren Handelswege sich änderte, als vor allem die Holländer 1648 die Schelde schlossen und Antwerpens Blüte knickten, vernichteten, wurde auch Köln seiner letzten weltwirtschaftlichen Verbindung beraubt. Seit der Veränderung in der Weltwirtschaft und dem westfälischen „Frieden" tritt uns, wenn auch nicht in allen, so doch in vielen deutschen Städten das Bild trostlosen Niedergangs entgegen. Auch das Köln des 17. und 18. Jahrhunderts sticht gewaltig ab von dem des Mittelalters. Nicht mehr königliche Kaufleute, mehr Krämer und Kommissionäre und Proletarier und Bettler füllten die Stadt. Bürgertugenden starben ab, kleinlicher, engherziger Kastengeist machte sich breit, ödes Gezänk und fruchtloses Prozessieren vergifteten das bürgerliche Leben. So ging der Stillstand und Rückschritt bis zur Versumpfung. Inzwischen waren auf der einen Seite London, Amsterdam und Rotterdam vor Köln getreten, auf der anderen übernahmen ostdeutsche und norddeutsche Plätze Deutschlands Verkehr nach Osten und zur See. Köln schied mehr und mehr aus. Besserung brachte die Zeit des Uebergangs, die französische Fremdherrschaft, trotz des hohen Phrasengeklingels vom ewigen Wohlstand und Blühen der Länder am Rhein unter Frankreichs Führung nicht. Mit der Einverleibung der Stadt in den preußischen Staats- und Wirtschaftsverband (1815) erfolgte, wenn auch erst allmählich,

Digitized by Google

ein neuer Aufschwung. Handwerk und Fabrikindustrie, Handel und Bankwesen, Verkehrsanlagen und -Organisationen sind es, durch die die Stadt aufs neue an der Weltwirtschaft Anteil in größerem Maße gewann und noch weiter zu gewinnen heute besonders trachtet.

Solange die wirtschaftlichen Grundlagen groß und stark waren, verschafften sie Köln auch politische Geltung, in vergangenen

Romanisches Stadtsiegel von Köln.
Nachweisbar 1149—1269.

Zeiten sogar zeitweise eine Führerrolle und beherrschende Stelle in der Reichsgeschichte. Schon die Colonia der Römer sah in ihren Mauern sich Dinge von politischer Weltgeltung abspielen: Cäsaren wurden gestürzt und auf den Thron erhoben. Auch in der Merowingerzeit war die ripuarisch-fränkische Residenz nicht nur einfacher Schauplatz etwelcher politischer Vorgänge, sondern auch von bestimmendem Einfluß auf die Entwicklung und Erhaltung fränkisch-königlicher Macht. Vollends aber seit den Zeiten

eines Königsbruders, des Erzbischofs Bruno (953—965), gedieh Köln zu einem Mittelpunkt heran, damals zur Mitte des lothringischen Herzogtums. Seit den Tagen eines Erzbischofs Anno (1056—1075), Reinald von Dassel (1159–1167), Engelbert (1216–1225) und anderer Kirchenfürsten fiel der Stadt Köln eine größere politische Rolle zu. Der Träger dieser politischen Rolle war nur zu einem Teile die Stadtverwaltung selbst. Mittelpunkt und Angelpunkt war der Erzbischof und Kurfürst von Köln, dessen machtvolle Stellung im Organismus des Reiches auch der Stadt ganz von selbst mit zur überragenden Bedeutung verhalf, sie zeitweise zur politischen Hauptstadt des Reiches machte. Später vergrößerte sich die unmittelbare Teilnahme der Bürger, als Köln ein Glied einflußreicher Städtebünde wurde. Mit deren Verfall und Auflösung verminderte sich auch der politische Einfluß. Er schwand vollends mit dem allgemeinen wirtschaftlichen Niedergang der Stadt seit dem Ende des 16. Jahrhunderts. Die politische Geltung der Stadt nach außen wuchs und schritt fort mit der innerpolitischen Entwicklung. Diese Entwicklung und allmähliche Ausbildung der Kölner Verfassung und Verwaltung ist wiederum für die Probleme deutscher mittelalterlicher Stadtverfassung überhaupt von großer Bedeutung. Auch in dieser Hinsicht marschiert Köln an der Spitze der deutschen Städte, ist Köln wie ein Tor, das erst durchschritten sein muß, will man die Fragen mittelalterlicher Stadtverhältnisse vollständig und richtig lösen.

Gerade Köln wurde das deutsche Gemeinwesen, in dem sich die Formen bürgerlichen und großstädtischen Lebens am frühesten entwickelten, in dem die Bestrebungen nach Freiheit und Unabhängigkeit von dem Willen eines einzelnen früh einsetzten. Den Anfang der Entwicklung der Stadtgemeinde zur selbständigen Persönlichkeit neben der erzbischöflichen Gewalt bildet die vielerörterte „Coniuratio pro libertate“ vom Jahre 1112. An ihr verspürt man den großen Wellenschlag einer neuen Zeitepoche, die von oberitalienischen Städten nach dem deutschen Süden und von nordfranzösisch-flandrischen Kommunen aus nach dem Rheine, auch nach Köln getragen wurde. Frei wurde das Bürgertum indessen erst viel später, 1288 durch den Sieg über den Erzbischof Siegfried von Westerburg (1274—1297) in der Schlacht bei Worringen. Der Zwiespalt im eigenen bürgerlichen Lager, der immer bei Deutschen unvermeidlich war, sollte durch die demokratische Verfassung vom Jahre 1396, die durch den Verbundbrief, d. i. die Verfassungsurkunde vom selben Jahre 1396, und durch den Transfixbrief, eine Zusatzurkunde von 1513, ihr äußeres Gepräge erhielt, gelöst werden. Doch als das blühende Gemeinwesen zerfiel und das politische Ansehen sank, verlor sich die Bürgerschaft teils im Haderleben und zerriß sich mehr als früher, teils versank sie in Teilnahmslosigkeit.

Obwohl seit 1288 frei, mußte die Stadt dennoch lange warten, ehe ihre staatsrechtliche Stellung formell geklärt wurde. Erst durch Urkunde vom 19. September 1475 (Kaiser Friedrich III.)

Digitized by Google

wurde sie ausdrücklich als freie Reichsstadt anerkannt. Freilich dauerte es seitdem nicht lange, daß die Geltung dieser Reichsstandschaft sank wie die anderer Reichsstädte auch, weil die Fürstenkollegien es so wollten. Vollends opfern mußte die Stadt ihre Freiheit und Unabhängigkeit französischem Willen und französischem Machtgelüst im Jahre 1798, in dem die alte reichsstädtische Ver-

Gotisches Stadtsiegel von Köln, 1271—1794.

fassung aufgehoben wurde. Franzosen degradierten die Stadt, nahmen ihr die höchste kirchliche Stelle, nahmen ihr die höchste Stätte der Bildung, die Universität, machten aus der Metropole eine Landmatrone.

Die Hoffnungen, die sich die Kölner auf die Wiedererlangung der Reichsstandschaft machten, gingen zu Scheiter. Mit dem 15. Mai 1815 fiel die Stadt Preußen zu. Sie nahm an Preußens und des Deutschen Reiches Arbeit und Aufstieg teil, in eifriger

Mitwirkung und Lösung großer Aufgaben auf allen Gebieten, durch Unternehmer und Politiker jeglicher Art, durch Teilnahme von Vertretern aller sozialen Schichten und Berufe.

Trotz Wirtschaftsgeltung und innerpolitischer Bedeutung wäre Köln vor allem in der Vergangenheit nicht zu der Höhe einer westlichen Metropole emporgestiegen, wenn nicht seine kirchliche Stellung es mit so gefügt hätte. Das kann freilich nur der verstehen, der Auge und Sinn dafür hat, wie in mittelalterlichen Zeiten das private und öffentliche Leben des deutschen Volkes überhaupt, des rheinischen ganz besonders von religiösen und kirchlichen Gedanken durchdrungen, getragen und gefördert wurde.

So ist denn die außerordentlich große geschichtliche Stellung Kölns sehr gebunden an die kirchlich-religiöse Sendung. Köln steht an der Wiege des Christentums im Rheinlande und in Deutschland. Sitz einer christlichen Gemeinde etwa seit dem Ende des 2. Jahrhunderts kann es als ersten Bischof namhaft machen den hl. Maternus in den Tagen Konstantins des Großen (313, 314). Wenn Bonifatius († 754), der Apostel der Deutschen, daran dachte, die Hauptstadt des fränkischen Ripuarien zum erzbischöflichen Sitz und zum Ausgangsort für die Missionierung des westlichen Niederdeutschlands zu machen, so mag das nicht wundernehmen. Erlangte Köln die Auszeichnung eines Metropolitansitzes zu dieser Zeit noch nicht, so doch nicht viel später. Um 800 ist Hildebold als erster Erzbischof nachzuweisen. Die Kölner Kirche als Metropolitankirche der Diözesen Lüttich, Utrecht und der sächsisch-westfälischen Bistümer beherrscht nunmehr Jahrhunderte lang das ganze große niederdeutsche Gebiet. Die alten niederländischen Diözesen blieben Köln unterstellt bis 1559.

Jahrhunderte lang übte die Stadt mit den Reliquienschätzen z. B. der hl. Ursula und ihrer Gesellschaft, mit den am 23. Juli 1164 aus Mailand übertragenen Leibern der hl. drei Könige, mit dem Kranze der Kirchen und Klöster, den Gottestrachten und Andachten sehr große Anziehungskraft auf ganz Mittel- und Westeuropa aus. „Sancta Colonia Dei Gratia Romanae Ecclesiae Fidelis Filia": Heiliges Köln, durch Gottes Gnade der römischen Kirche getreue Tochter. Diese Umschrift auf dem reichsstädtischen Siegel, das 1149—1794 im Gebrauch war, wurde die Losung, die bis heute viele fesselt. Unter diesem Zeichen gestaltete sich der religiöse Glaube und das volkstümliche Leben in der Stadt wie im weiteren Rheinland in durchaus christlichem Sinne. Kraftvoll strahlte auch das Kölner kirchliche Verfassungs- und Verwaltungsleben in die Nachbardiözesen hinein, und man sieht deutlich beim Aufschlagen der Urkunden und Blättern in den Akten, wie der Strom des Lebens immer wieder von dem Kölner Metropolitansitz ausgeht, wie er immer wieder neue religiöse Anregungen, Befruchtungen und Gebilde mit sich trägt. Auf der religiösen Stellungnahme Kölns beruht besonders auch die neuere konfessionelle Gestaltung des ganzen deutschen Westens. Der neuen Lehre

gegenüber nahm die Stadt, genauer der Rat, der Klerus und die Universität, seit 1542 unterstützt von den Jesuiten, eine entschiedene, sehr starke Gegnerschaft ein, und noch bis heute betrachtet der deutsche Katholizismus und ebenso der Protestantismus Köln als einen Vorort katholischen Glaubens, Lebens und Strebens. Es ist nicht nur die Tradition, die zu dieser Beurteilung führt, sondern auch das vielseitige katholische Leben, das sich stets in neuen Einzelzügen bemerkbar macht und anderen Städten und Landschaften durch straffe Organisationen voranzieht.

Gerade die allerneueste Zeit, das 19. Jahrhundert zeigt, daß Kölns kirchlich–religiöse Stellung und Bedeutung nichts eingebüßt hat. Obwohl zwar die durch Rationalismus, Revolution und Fremdherrschaft und ihrer aller Nachwirkungen zerrütteten kirchlichen Verhältnisse durch die Bulle De salute animarum (1821) äußerlich geordnet waren, wurden sie doch erst mit Inhalt und Leben erfüllt durch die Arbeit z. B. eines Kardinals v. Geissel, der auf der Provinzialsynode von 1860 das Kölner Kirchenleben und das der Suffraganen weckte und organisierte. Mit Bewunderung auch stehen wir heute wieder und viel mehr noch als vorher vor der weitschauenden und so echt volkstümlichen Arbeit eines Vaters Kolping und seiner Gesellenvereine, von anderen auf religiöser Grundlage aufgebauten Organisationen zu schweigen.

Das alte und reiche religiöse Leben befruchtete früh auch die geistige, vor allem die künstlerische Betätigung. Aber auch in den Wegspuren der Kaufleute wandelte die Kunst für Auge und Ohr, und an der Blüte des Handels erstarkte die Freude der Bürgerschaft am Schönen im äußeren und inneren Leben. Aus den vornehmlich seit dem 11. Jahrhundert entstehenden, dann aufs neue im 15. gepflegten stolzen Kirchenbauten, aus dem großen Reichtum der Kleinkunst an Kirchenschätzen, Stadtbauten, Häusern und Hausgeräten reden alle Stile in wertvollen Werken. Noch heute redet die alte Kunst aus den Steinen eine überzeugungsvolle Sprache und zeigt, daß der Sinn einer vorwiegend kaufmännisch und gewerblich gerichteten Bevölkerung nie zu ausschließlicher Geltung gelangte. Das beweist auch die altkölnische Tafelmalerei, und die altkölnische Malerschule ist einerseits wiederum ein lehrreiches Beispiel mittelalterlicher Malschulen überhaupt, anderseits zeigt sie, wie diese Kunstbetätigung ihre geistige Nahrung aus dem religiösen Leben zog. Wie eine einzelne Kölner Kaufmanns- und Patrizierfamilie kunstliebend und kunstsinnig hervortrat, geht aus dem über die Maßen genau geführten Hausbuch des Hermann Weinsberg (1518—1598) hervor. Und der rege Handel mit Schildereien (Gemälden), die während des ausgehenden 16. Jahrhunderts und im 17. und 18. Jahrhundert aus den Niederlanden eingeführt wurden, zeigt, wie man beim Nachlassen des heimischen künstlerischen Schaffens der Kunstwerke selbst doch nicht entbehren wollte. Etwas Neues wurde für Köln seit dem letzten Viertel des 16. Jahrhunderts die Kunst

der Kupferstecher, die dem Kunstsinn und der Sammellust der Kölner Bürger neue Nahrung boten, die auch den Kölner Offizinen und Verlagsfirmen besonders während des 17. Jahrhunderts zu Ruhm und Ehren verhalfen.

So ist es denn kein Wunder, wenn gerade die Kunst es war, die Köln noch etwas zu geben hatte, als es im Verfall steckte, die Köln noch zu einem begehrenswerten Ziele machte. Gerade in den letzten schlimmsten Zeiten Kölns und des mittelalterlichen Reiches wurde die Stadt mit ihren Kunstdenkmälern, ihren auch in Sammlungen angehäuften Schätzen, mit ihren Oertlichkeiten und Straßenteilen voll poetischen Reizes zum Wallfahrtsort der Väter der deutschen Romantik. Und auch noch ein Victor Hugo, der Vorkämpfer der französischen Romantik, der 1839 zu Anfang August Köln durchstreifte, schwelgte in den Kunstwundern der Stadt und vertraute seine Begeisterung dem Buche Le Rhin an, auch daß er ein Deutscher sein möchte, wenn er nicht ein Franzose wäre (Vorrede).

Von dem religiösen Leben ging, wie immer, auch das erste wissenschaftliche aus, und an religiöse Stätten schlossen sich die ersten wissenschaftlichen an. Die eifrige Pflege der Wissenschaften, vorzüglich der theologischen und philosophischen, verhalf der Stadt schon früh zu dem Ansehen einer Hauptstätte der Bildung und Gelehrsamkeit. Das Studium der Dominikaner (1248 beschlossen) mit einem Albertus Magnus, Thomas v. Aquin, Meister Eckhardt und anderen, das der Franziskaner (Minoriten) mit einem Johannes Duns (Scotus) bildeten den geistigen Grund, aus dem und auf dem die alte Kölner Universität erwuchs. Diese lieferte geradezu den umliegenden Territorien, den rheinischen und südniederländischen lange Zeit hindurch Gelehrte sowie Männer der Praxis, Juristen wie Advokaten, Offiziale, Prokuratoren, Notare, ferner Seelsorger, Aerzte und andere. Nicht gering zu bewerten sind die geistigen Anregungen und Beeinflussungen, die von solchen Kräften ins Land gingen. Köln selbst wurden aus den Weiten und Gebreiten des Oberrheins, wie bei der Kunst, so in der Wissenschaft, die Regungen deutschen Geistes zugetragen, und über die Flachgefilde der flandrisch-brabantischen Länder kamen ihm, wie für viele andere Gebiete des Lebens, auch für das geistige, Regungen romanischen Denkens und Darstellens in der niederländischen Aufmachung. Ein ausgedehnter, früh gepflegter schriftlicher Geschäfts- und Geistesverkehr und die früh einsetzende Buchdruckerkunst übten nicht minder bestimmten Einfluß auf die umliegenden Gebiete. Wie die Schrift und Sprache der städtischen Kanzleien und der erzbischöflichen auf die niederrheinischen einwirkten, so wurden auch die ersten gedruckten Geisteserzeugnisse wegweisend am Niederrhein und in den südlichen Niederlanden.

Auch in den beiden letzten Jahrhunderten der Reichsfreiheit hat es in Köln an bedeutsamen Einzeldingen im Geistesleben,

in der Wissenschaft nicht gefehlt. Außer einer vielseitigen, der Wissenschaft und Bildung als mächtige Stütze dienenden Verlegertätigkeit spielten gelehrte Altertumsstudien eine Rolle. Ein Stephan Broelmann und die Brüder Gelenius in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts pflegten reiche Sammlungen römischer Altertümer und befleißigten sich, den Nachfahren der Ueberlieferung Würdiges aus der Geschichte der Stadt in Aufzeichnungen mitzuteilen, somit, ähnlich wie Hermann Weinsberg schon im 16. Jahrhundert oder der Verfasser der Koelhoffschen Chronik am Ende des 15. Jahrhunderts der Pflege der Heimatgeschichte und des Volkstums dienend. In dem Forscher und Sammler B. J. B. Alfter (1728—1808) und später in dem Kanonikus und Professor Franz Wallraf (1748—1823) hatten sie noch größere Nachfolger in der Pflege des Vergangenen. Auf dem Gebiete der Sammeltätigkeit, wie sie in Köln besonders von der Zeit der Aufklärung an bis in unsere Tage, bis auf den 1919 verstorbenen Domkapitular Alexander Schnütgen in vorbildlicher Weise von einer namhaften Zahl kunstliebender Männer geübt wurde, gewann die rheinische Metropole eine neue Bedeutung. An dem neuzeitlichen Streben, die äußere Lebensführung mit der inneren harmonisch zu gestalten, hat Köln dann durch zahlreiche Institutionen großen Anteil genommen, wie dieses Buch zu zeigen geschaffen ist.

Berufen ganz besonders wieder in diesen Tagen, entscheidend mitzuwirken an der Schicksalsgestaltung des Rheines und Reiches, hat die Stadt erst recht die Aufgabe und zeigt sie unter der Führung eines weitschauenden Oberhauptes auch den energischen Willen, neben einer großen Wirtschaftskultur die Geisteskultur zu pflegen, deutsch im Geiste, deutsch im Worte, eine Stätte der Bildung zu sein in deutscher Art.

Digitized by Google

STADTBILD UND KUNSTANSCHAUUNG

VON DR. PHIL. HEINR. G. LEMPERTZ

Kunst, Kultur, Geschichte und Stadtbild stehen in engstem Zusammenhang. In Stadtplan und Aufbau spiegeln sich wie auf dem Gesicht eines Menschen die Zeitenläufe wieder, namentlich in den Veränderungen, die eine Stadt im Wandel der Jahrhunderte erlebt. Zu den ältesten deutschen Städten zählt Köln, das wohl mit Recht als die erste deutsche Stadt bezeichnet werden kann, wurde sie doch bereits 50 n. Chr. durch Kaiser Claudius zur Colonia juris italici erhoben und den italienischen Städten gleichgestellt.

Von den ersten Jahrhunderten ihres Bestehens, von dem Leben der Römer und den blühenden Industrie- und Handelszweigen dieser Epoche erzählen heute fast nur die reichen Sammlungen römischer Schätze, die im Stadtbezirk bei Ausgrabungen zu Tage gefördert wurden und in dem Kölner Wallraf-Richartz-Museum, in auswärtigen und hiesigen, öffentlichen oder privaten Sammlungen aufbewahrt werden. Keramiken, Metallarbeiten und vor allem formen- und farbenreiche Hohlgläser zeigen neben griechisch-römischen Formen in selten mannigfaltiger Weise eigenes deutsches Gestalten. Römische Baudenkmäler sind dagegen kaum erhalten. Nur an der Burgmauer und an der Straße am Römerturm erheben sich heute noch zwei der Festungstürme, die dereinst die Mauern des römischen Kölns zierten. Der eine wurde im Laufe der Zeit zu Wohnzwecken umgebaut und fällt an der Burgmauer nur dem Kundigen auf, der andere an der Zeughausstraße ist noch leidlich in seiner alten Form erhalten, ein Ziegelbau mit einfachen musivischen Verblendungen. Von anderen öffentlichen und privaten Bauten aus dieser Zeit existieren nur einzelne Reste. Sie wurden meist von ihrem ursprünglichen Platz verpflanzt, wie der eine seitliche Torbogen der Porta Pavia und die Architekturteile eines Tempels des Kaiserkults in den Anlagen des Wallraf-Richartz-Museums.

Deutlicher spricht dagegen der Stadtplan zu uns. Noch heute erkennt man an dem Zug der Straßen Burgmauer, Gertrudenstraße, Clemensstraße, Rothgerberbach bis Mühlenbach, Martinstraße, Bechergasse die ehemalig fast rechteckige Grundform der Stadt. Das heutige Stadtviertel zwichen den beiden letztgenannten Straßen und dem Rhein war in römischer Zeit Hafen und Überschwemmungsgebiet. Weitere römische Anlagen sind aus den vielen geraden von Ost nach West, von Nord nach Süd führenden Straßenzügen wie Breitestraße, Schildergasse, Sternengasse oder Hohestraße erkennbar. Schließlich spiegeln sich die strahlenförmig aus der römischen Stadt führenden Heer- und Landstraßen in Straßenzügen wie Severinstraße-Bonnerstraße, Weyerstraße-Luxemburgerstraße, Aachenerstraße oder Eigelstein-Neusserstraße wieder, an

lized by Google

denen häufig Grabstätten und Sarkophage gefunden wurden, die kunstvolles Gerät als Beigaben für den Verstorbenen enthielten.

Um diesen inneren Kern legen sich die neuen Erweiterungen des mittelalterlichen Kölns. Perlengraben und Katharinengraben, Rinkenpfuhl, Krahnenbäumen oder Eintrachtstraße (alter Graben) zeichnen im heutigen Stadtplan das Gebiet der Erweiterungen bis ins 12. Jahrhundert. Schon im 14. Jahrhundert folgte die gewaltige Maueranlage, die bis zum Jahre 1880 das Gelände der eigentlichen Stadt umschloß.

Ihren Lauf hielt Stübben in der Ringstraße fest, zu deren Schmuck man einzelne Tore und Mauerstrecken bei der Schleifung stehen ließ. Die Aufteilung des Geländes erfolgte, wenn auch bereits offener als in der Altstadt selbst, doch noch mit ziemlich dichtem Straßennetz.

Die neuesten Stadtteile sind offener angelegt und von dem alten Kern weiter abgerückt. Sie verraten die Sehnsucht nach freier, gartenartiger Wohnweise wie Marienburg, Klettenberg, Lindenthal, um nur die größeren Anlagen zu erwähnen, die sich bald als reine Wohnviertel, bald als Industriezentren keilförmig um ältere Ortschaften legen und erst nach der neuesten Entfestigung Kölns, sich zu einem einheitlicheren äußeren Halbring oder mit den rechtsrheinisch gelegenen zusammen zu einem Vollring zu verbinden suchen. Nach der Eingemeindung von Mülheim, dem schon römischen Brückenkopf Deutz-Kalk und anderer rechtsrheinischer Orte dehnt sich nämlich Köln fast gleich breit auf beiden Ufern des Stromes aus. So verrät schon der Stadtplan in der Verschiedenheit der Straßenzüge und Grünanlagen die Verschiedenheit der künstlerischen Absichten, die mit dem Wechsel der Zeit im Straßenbild Verwirklichung fanden und sich stärker im äußeren Bild der Stadt verfolgen lassen. Das Rheinufer ist in dieser Hinsicht charakteristisch.

Von Deutz aus betrachtet, bewahrt Köln in seinen mittleren Uferpartien noch heutigen Tages stark den Charakter des alten Kölns, trotz der fehlenden Stadtmauer. Manch hochgiebeliges Haus ist schon durch den großen Anton Woensam vom Wormsschen Stadtplan weiteren Kreisen bekannt. Es würde über den gestellten Rahmen hinausgehen, hier die spitzgiebeligen oder geschweiftgiebeligen Bauten des 16. und 17. Jahrhunderts einzeln aufzuführen, über die die Türme der Kirchen hervorragen, die noch heute dem Stadtbild sein charakteristisches Gepräge verleihen und in Form und Art am besten vom Wandel der Kunstanschauung und dem Reichtum einzelner Zeiten plaudern, obschon mehr als ein Dutzend ihrer ehemaligen Gefährten dem Zahn der Zeit und revolutionär einbrechendem Umschwung der Kulturanschauung zum Opfer fielen. Die französische Herrschaft und die Säkularisationszeit brachten vor über 100 Jahren vielen Kirchen und Klöstern den Untergang, oder die Zeit der Profanation führte zu langem Siechtum und allmählichem Verfall.

Und doch welch reiches Bild wechselnden Kunstempfindens zaubern allein die verschiedenartig gestalteten Türme hervor; ein beredtes Zeugnis kölnischen Kunstsinnes und Reichtums in der Vergangenheit. Wuchtig und breit heben sich von hellblauem Horizont in dunkler, flacher Silhouette die romanischen Türme von St. Lyskirchen und St. Kunibert. Nur dem aufmerksamen Beobachter künden die Fenster oder die vorgezogenen plastischen Ziermotive und Eckverzierungen das Herannahen einer neuen Kunstauffassung, die in dem feinrhythmisierten Gruppenbau des Uebergangsstiles, etwa in St. Maria im Kapitol oder St. Aposteln im Innern der Stadt einzigartige Meisterwerke schuf.

Stärker aus der Silhouette und zu kubischem Empfinden drängt der Vierungsturm von St. Martin, dessen vier polygonale, mit dem Hauptturm verwachsene Ecktürme einen eigenwilligen Meister verraten und dem Stadtbild einen bestimmten Akzent verleihen. Seine plastische Gestalt leitet hinüber zu den in zierlichem Maßwerk aufgelösten Türmen des Domes und der beseelten bildhauerischen Sprache des gotischen Rathausturmes. Die ersteren, die erst ein romantischer Geist im 19. Jahrhundert nach den alten Plänen errichtete, zeigen die Eleganz und Zierlichkeit höfischen Rittertums, wie sie sich vor allem in dem im 13. Jahrhundert erbauten Domchor widerspiegeln. Letzterer steht dagegen behäbig, selbstbewußt in seiner ganzen raumfüllenden Körperlichkeit als Zeichen bürgerlicher Macht, entstanden nach dem Sturze der Herrschaft der Geschlechter, als Wahrzeichen neuer bürgerlicher Freiheit in den Jahren 1406—1414.

Der Turm der Trinitatiskirche, der sich rechts neben dem von Lyskirchen erhebt, ist zierlich und elegant, wohlproportioniert in italienischem Charakter gehalten. Er erzählt von den künstlerischen und retrospektiven geschichtlichen Bestrebungen der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts und von einer bis dahin in Köln fremden Einfachheit. Basilikal in der Grundanlage im Anklang an die ursprüngliche Form christlicher Kirchen, beruht der Hauptreiz dieses Gotteshauses in dem proportionalen Verhältnis aller begrenzenden Formlinien, geläutert in der Zierlichkeit des vorhergegangenen Rokoko. Gerade die Nähe zu St. Lyskirchen läßt diesen fundamentalen Unterschied gegenüber der flachen Wucht der romanischen Sprache deutlich erkennen. Das Bild von Alt-Köln flankieren beiderseits Stätten modernen Lebens und Verkehrs. Rheinabwärts überspannen in drei gewaltigen Bogen den breiten Strom die dicht aneinandergerückten Einzelbrücken der Hohenzollernbrücke, von denen eine dem Fußgänger- und Wagenverkehr, zwei den Eisenbahnbedürfnissen dienen. Sie wurde in den Formen des spätromanischen Stils (vollendet im Jahre 1913) errichtet und mit den Reiterbildern Friedrich Wilhelms IV. und der drei Kaiser des neuen Reiches geschmückt. Etwas stromabwärts liegt das neue Eisenbahndirektionsgebäude, durch seine ruhige Breite, Abgemessenheit und gewaltigen Säulen des Mittel-

Digitized by Google

traktes von prächtiger Wirkung. Rheinaufwärts erstrecken sich die 1891—98 erbauten ausgedehnten Anlagen des Zoll- und Rheinhafens, der neuerdings wieder neben Flußdampfern auch von Seeschiffen aufgesucht wird, die, wie in der Vorkriegszeit, regelmäßige Verbindungen zwischen Köln und holländischen, englischen und norddeutschen Häfen herstellen. Entsprechend der Bedeutung Kölns als Handelsstadt, ist die Anlage eine weit am Ufer sich ausdehnende und zweckmäßige. Hohe Krähne, Kai- und Bahnanlagen suchen den Verkehr zu bewältigen und drücken hier dem Viertel seinen charakteristischen Stempel auf, den weiträumige Lagerhäuser noch betonen. Hier gesellen sich zu den praktischen Bedürfnissen die an dieser Stelle mehr interessierenden künstlerischen Bestrebungen. Die Aufgabe, die der Architekt zu lösen hatte, war eine doppelte. Zunächst waren für den Handel und zur Lagerung der Ware geeignete Räume zu schaffen, daneben sollten sich die Bauten architektonisch dem Stadtbilde anpassen und den historischen Charakter der Stadt betonen. In den unteren zum Malakoffturm zu gelegenen Gebäuden waltet noch der historische Geist. Grundton und Ausstattung kopieren im wesentlichen die gotischen Bauten des Stapelhauses und Gürzenichs mit ihrem zinnengekrönten und mit Ecktürmen geschmückten oberen Gesimsabschluß, bei aller „Stilechtheit" doch die Kälte einer Imitation verratend. Bei den unter Rehorsts Aegide erbauten, rheinaufwärts am Ubierring in der Nähe der Universität gelegenen Lagerhäusern ist das neue Prinzip verwertet, sich den heimatlichen Bauweisen anzuschmiegen und den Gesamteindruck alter Gebäude zu erwecken, aber nicht vorzutäuschen, d. h. solche Formen zu wählen, die den Eindruck der alten Stadt unterstreichen, aber doch gleichzeitig ihre Entstehungszeit deutlich erkennen lassen. Statt einem großen Bau kulissenartig Fassaden einzelner kleiner Giebelhäuser vorzulegen, ist die Verbindung des gewaltigen Viereckblocks mit dem wechselnd fallenden und steigenden Giebelbild einer Straßenreihe versucht worden. Es entsteht gewissermaßen das Silhouettbild der alten Straßenflucht unter Vermeidung der den neuen Bau- und Formproblemen fremden Verzierungen. Hierdurch erhält der ganze Bau einen persönlicheren eigenen Ton.

Aehnliche Versuche sind mit Geschick im Innern der Stadt angewandt worden, vor allem bei dem Stadthaus, dessen giebelgeschmückte Nordfront dem gotischen 1452 (?) vollendeten Tanzhaus, dem Gürzenich, gegenübergelagert ist, die bei dem Einschreiten aus der Schildergasse in die Gürzenichstraße günstig zur Geltung kommt, jener neuen Verkehrsstraße, die zu der während des Weltkrieges vollendeten Hängebrücke führt und in ihrer Anlage den modernen Zug großstädtischer Verkehrsverbesserungen zeigt. Breit in ihrem Gesamtton gehalten, befähigt den gewaltigen Verkehr einer großen Handelsstadt aufzunehmen, drängt sich uns doch nicht das Gepräge einer Prunk- oder Triumph-

Digitized by Google

straße auf, trotz der mächtigen Gebäude, die mit dem Kreis'schen Tietzpalast in strengen, fast antikisierenden Formen und den beiden stärker in Glas und schmäleren Zwischengliedern gehaltenen Michel'schen Kaufhaus und Café Germania diesen Straßenzug flankieren, aber nicht das Hauptaugenmerk beanspruchen. Der Blick schweift nur über die lange Reihe der mit allerlei Auslagen geschmückten Schaufenster und empfindet stärker den Zug der Straße, die breit und mächtig in die Ferne lockt. Diese Gewalt des Raumes, die Fußgänger, Wagen und Karren mit sich in die Weite reißt, wird noch durch die Lage und die in gerader Richtung ansteigende Rampe der Brücke gestärkt. Sie bildet nicht einen Point de vue im Rokokogeschmack, sondern die unmittelbare Fortsetzung der Straße. Nur schemenhaft begleiten die gewaltigen Träger und Eisengeländer den Straßendamm.

Der neue Raumgedanke tritt besonders stark hervor, wenn man diesen Straßenzug mit den älteren Straßen, etwa Unter-Sachsenhausen, vergleicht. Eine leichte Biegung verleiht jedem der dortigen Bankhäuser oder Verkehrsinstitute seine eigene Prunk, Macht und Reichtum verratende Note. Man fühlt hier die selbstbewußte Kraft, die der Handel in den ihn finanzierenden Bankhäusern besitzt. Repräsentativ ist der Eindruck dieser Straße wie der einzelnen Gebäude, an denen man den künstlerischen Wandel der Zeiten verfolgen kann, von den im Anschluß an die mittelalterliche Stadt gotisch gehaltenen Post- und Reichsbankgebäuden, über die in fast zu gewaltigen Formen erbaute Dresdner Bank zu den schlichten Kubus und Zweck betonenden Häusern der Deutschen Bank, der Bodenkreditbank oder der Firma Frank und Lehmann.

Den Charakter einer vornehmen Privatstraße zeigt die anschließende Gereonstraße, in deren Blickpunkt als malerischer Abschluß die Gereonskirche liegt, mit ihren trefflich zu einer Gruppe zusammengefaßten Baugliedern, ihren vorgelegten Blendarkaden und oberen Zwerggalerien, eine der Kronzeugen rheinischen Uebergangsstiles.

Neben dem Gotteshaus prävaliert in der Gereonstraße durch seine feinproportionierte Silhouette und sein malerisch zartes Empfinden das Erzbischöfliche Palais, ein Werk Heinrich Nikolaus Krakamps († 1815), dem Erbauer der sich durch ihr zartes Lichtspiel und köstliches Formgefühl auszeichnenden Grooteschen Familienkapelle im Elend zu Köln. Die breitgezogene Fassade des Palais drückt der ganzen Straße die ruhige Vornehmheit auf, zumal auch die im 19. Jahrhundert in historischem Geschmack errichteten meist großen Privathäuser und die beiden neuen Geschäftsbauten der Gothaer Versicherung und das Gereonshaus sich dem Grundton der Straße harmonisch einfügen. Ein ähnlich vornehmes Gepräge erhielt im Anfang des 19. Jahrhunderts die Zeughausstraße. Trotz fast spartanisch, preußischer Einfachheit

Digitized by Google

Gürzenich

Dom
Groß S. Martin Stapelhaus

Dom-Inneres

Digitized by Google

Lintgasse

Filzengraben

Alte Straßenbilder

Digitized by Google

dominiert das Regierungsgebäude, das durch seine Zurücksetzung hinter eine gerade Baumreihe Bau und Straßenflucht in entsprechendes Verhältnis bringt und die Ausgeglichenheit seiner Masse trotz der späteren Umgestaltung noch deutlich erkennen läßt. Gegenüber befindet sich die gräcisierende Hauptwache, umrahmt von zwei in gleicher Fluchtlinie liegenden Gebäuden. Rechts ein einfacher Zweckbau des 19. Jahrhunderts, links das städtische hochgestockte Zeughaus des 17. Jahrhunderts, das seinen ganzen Schmuck auf ein reichverziertes Portal konzentiert.

Wie verschiedenartig in Köln je nach der Zeit der Entstehung, der umgrenzenden Bauten das Straßen und Plätze beherrschende Raumgefühl ist, zeigt ein Vergleich der letzten Straßen mit dem Rathausplatz und dem Lichhof. Ersterer durchweht von dem Geist der Renaissance, klar und übersichtlich geschlossen trotz der heute fehlenden früheren Portalszugänge, begrenzt von dem spanischen Bau, der Rathauskapelle, dem Rathausturm, dem Zeichen bürgerlicher Freiheit und bürgerlichen Selbstbewußtseins, und der Rathausvorhalle, eines der schönsten Werke cisalpiner Renaissance in Deutschland, gleichzeitig ein Dokument kölnischen Kunstsinns und weitverzweigter Handelsbeziehungen. Ebenfalls geschlossen, aber von ganz anderem Grundton ist der Lichhof an der Kirche Maria im Kapitol. Er zählt zu den malerischsten und poesievollsten Winkeln des alten Kölns. Umgrenzt von dem im Anfang des 15. Jahrhunderts erbauten Dreikönigstörchen, den auf einer leichten Anhöhe emporgeführten Pfarrbauten, dem ehemaligen Singmeisterhaus der Marienkirche und der reichen Dreiconchenanlage aus dem 13. Jahrhundert mit den beiden erkerartigen Anbauten aus dem 15. Jahrhundert, der Hardenrath- und der Hirtz-Kapelle, atmet er inneren Frieden und Gottesnähe. Romantisch denkende Menschen können lebhaft das Gefühl des Geborgenseins nachempfinden, das den Verfolgten ergriff, wenn er nach Durchschreiten des Dreikönigstores Schutz und Schirm in der Freiheit des Gotteshauses fand und die Gestalten der das Tor zierenden Heiligen auf ihn herabblickten.

Leider empfinden die meisten Besucher einer Stadt noch allzu wenig den Wechsel der künstlerischen Absichten, der aus der Anlage der Straßen und Plätze erkennbar ist. Jeder neue Baumeister und Städtebauer legt unwillkürlich seine ganze Weltanschauung nicht nur in Bauten, sondern auch in Platz- und Straßenanlage hinein, sucht das Stadtbild dem idealen Weltenbilde seiner Zeit anzupassen. Es genügt nicht zu beachten, ob ein Haus in der Fluchtlinie liegt, aus ihr hervortritt oder hinter sie zurückgeschoben ist, sondern man muß gleichzeitig die maßgebenden künstlerischen Absichten, die Ausnutzung gleicher Motive zu ganz verschiedenen Zwecken in Betracht ziehen. Interessante Vergleiche bringt in dieser Beziehung ein Gang durch die Kölner Straßen, ein reges Mitgehen mit den Anschauungen der Zeit beweisend. So wurde zu verschiedenen Zeiten das Motiv des Zurückziehens hinter

die Straßenflucht künstlerisch ausgewertet. Wie bereits erwähnt, tritt in der Zeughausstraße das Regierungsgebäude zurück, um die Straße zu verbreitern und einen Ausgleich zwischen den Proportionen des Baues und des Platzes herbeizuführen. Die Kirchen Maria Himmelfahrt (Jesuitenkirche) [1618—1627] und St. Maria in der Schnurgasse (1643—1681) verwenden das gleiche Motiv, um malerische Mittel zu erreichen, um durch Licht und Schatten das angestrebte malerische Bild zu vertiefen und die reich von zarten Lichteffekten belebte Fassade in ihrer Wirkung zu heben und zu steigern. In der Neustadt dagegen werden am Hahnentor oder an der Herz Jesukirche die vorgelegten Raumbilder mit Baum und Strauch und Rasenanlagen bedeckt, um neue farbige Akkorde und Tonnuancierungen in das Gesamtbild einzumischen. Malerische Absichten verbinden sich mit perspektivischem, raumvertiefendem Bestreben bei dem Faßbinderhaus (1539) am Filzengraben, das neben dem mit charakteristisch geschweiftem Giebel und mit Figuren geschmückten Hauptbau den Hof offen dem Blick darbietet, Kunstmotiv und Zweck miteinander verbindend. So lehren uns die erhaltenen Gebäude der Stadt in ihrer Eigenheit die Absichten der Erbauer erkennen. Rein den Zweck, Schutz- und Verkehrsmöglickeiten zu dienen, verfolgen vorgezogene oder vorgelegte Austritte der Häuser am Filzengraben oder die über die absolute Notwendigkeit vorkragenden Obergeschosse, wie sie in den Straßen des gleichen Viertels beobachtet werden.

Das frisch durch die Stadt zu allen Zeiten pulsierende kaufmännische Leben trägt wohl die Hauptschuld, wenn zusammenhängende Reihen alter Häusergruppen verhältnismäßig selten in die Erscheinung treten, wie an der Westseite des Altermarkts, an der Ostseite des Heumarkts oder in den engen Straßen in der Nähe des Rheins. Meist mischen sich stattliche Neubauten in ihre Reihen oder sie haben bereits vor hundert oder mehr Jahren den Zeitbedürfnissen weichen müssen. Dennoch bietet fast jede Straße der Altstadt dem Beschauer irgend einen interessanten Zeugen vergangener Perioden. Der älteste Prachtbau erhebt sich in der Rheingasse, das sogenannte Overstolzenhaus; heute als Handelskammer in seinem Innern vollständig umgebaut, verrät die Fassade die künstlerischen Absichten des romanischen Stils. Gotische oder Frührenaissance-Häuser mit den enggestellten Fenstern und den hohen, oft treppenförmigen Hausgiebeln finden sich außer den erwähnten noch am Wallrafplatz, am Bollwerk, auf der Breitestraße, Hahnenstraße, „Rittertürme" der Kölner Patrizierhäuser an der Marzellenstraße (Hessenturm) und am Neumarkt (Richmodishaus). Geschweifte Giebel des 17. Jahrhunderts winken auf der Hohestraße, Breitestraße und besonders auf der Severinstraße. Eine der schönsten Barockfassaden war die des Schmitzschen Hauses in der Sandkaul. Sie wurde als Eingang der Sparkasse am neuen Stadthaus wieder verwandt. Von der Rokokozeit plaudern außer den großen Adels- und

d by Googl

Patrizierhöfen wie dem Erzbischöflichen Palais, dem von Grootes-chen in der Glockengasse oder dem Minderopschen in der Severin-straße auch einfachere Bürgerbauten mit größeren Gartenanlagen, so in der Sternengasse und am Heumarkt, während von schönen Formen und schlichter Bescheidenheit der französischen und ersten preußischen Herrschaft Bauten an der Malzmühle, am Rinken-pfuhl und andere erzählen. So begegnen auf Schritt und Tritt dem Besucher die Zeugen früherer Jahrhunderte, stolz gemahnend an den Wert und die Macht vergangener Geschlechter und Kunst-anschauungen, jeder einer längeren Beschreibung und Charakteri-sierung würdig. Wie altbewährte Kämpen stehen sie zwischen den Neubauten, die oft äußerlich die Formen deutscher oder ita-lienischer Renaissance zur Schau tragen.

Die Neustadt, die seit 1880 nach Stübbens Plänen empor-wuchs, bietet ein ganz anderes Gepräge künstlerischen Empfin-dens als die Altstadt. Malerische Ideen paaren sich hier mit rückblickenden historischen Architekturformen. Zu malerischen Form- und Farbenwirkungen werden die Renaissancemotive ver-wertet und geben den Bauten reicheren Farbenakkord, aber doch eine oft gesuchte, doktrinäre fremde Formenkälte. Das reichlich in den Hauptstraßenzügen verwendete Grün schließt die einzelnen Häuserzeilen zu koloristischen Bildeindrücken zusammen. In reiz-vollem Wechsel folgen sich die wandelnden Raumbilder! Kaiser-Wilhelm - Ring, Sachsenring und Deutscher Ring weisen die üppigsten Baum- und Blumenanlagen auf. Bei ersterem geben der weiße Marmor des Kaiserin-Augusta-Denkmals und die dunkel-patinierte Bronze des Kaiser-Wilhelm-Reiterbildes neue Farben-akzente, während letzteren glitzernde Wasserflächen murmeln-des Leben verleihen. Am Rudolfplatz überragen die hohen, mäch-tigen Türme der mittelalterlichen Hahnentorburg Buschwerk und Baumkronen, gegenüber verspricht der massive, wuchtige Bau des Opernhauses (erbaut von Baurat Moritz) mit der breiten Terrasse künstlerische Genüsse. Der Neusserstraße gibt die mo-derne gotische Agneskirche (Rüdell und Odenthal) einen will-kommenen Abschluß wie die romanische Michaelskirche der Mastrichterstraße und die Christuskirche (Wiethase) dem Gereons-hof, ähnlich auch die Lutherkirche (Vollmer und Jassy) im Stil des 17. Jahrhunderts mit seitlich gestelltem, imposantem Turm der Metzer- und Merovingerstraße. Am Zülpicherplatze unter-bricht die Eintönigkeit der Häuserflucht die in gotischem Stil erbaute Herz-Jesukirche (Frhr. v. Schmidt), am Sachsenring ist die gotische St. Paulskirche (Mattar) in das Grün von Bäumen und Rasenflächen gebettet.

Zwischen die Privathäuser, die alle Stilarten der letzten 40 Jahre vertreten, mischen sich malerisch städtische Monumental-bauten. Während in der Altstadt der gotische Stil für die öffent-lichen Gebäude bevorzugt wurde, wie bei dem Archiv- und Bib-liotheksgebäude von Geheimrat Heimann oder der Reichspost,

ließ man hier den Architekten größere Freiheit und die Möglichkeit, neuere Probleme zu lösen. In Formen der Renaissance errichtete Brantzky am Hansaring das Kunstgewerbe-Museum, entwarf Geheimrat Heimann die Handelsrealschule (ehem. Handelshochschule). Dem Ziegelbau monumentale Wirkung abzugewinnen, versuchen Hohenstaufenbad und Baugewerkschule. An Barockgrundgedanken angelehnt sind die am Ubierring einander gegenübergelagerten Gebäude der Maschinenbauschule (Schilling) und des Museums für Völkerkunde, Stiftung Joest-Rautenstrauch (Entwurf von Crones), die an der Claudiusstraße gelegene Universität (Pläne von Vetterlein) mit schloßartig vorgezogenen Seitenflügeln und mächtigem Kuppelbau an der Rheinseite, sowie das am Reichenspergerplatz befindliche Oberlandesgericht mit breiter Rampenanlage und die Geschosse verbindenden wuchtigen Halbsäulen. Modernem kubischen Grundempfinden wird das neue Zollgebäude gerecht, das ein wenig rheinabwärts ebenfalls an der Riehlerstraße gelegen ist.

In der Anlage der Straßen beginnt ein neues Raumgefühl zu herrschen, das Bestreben, die Ausdehnung von Straße und Platz künstlerisch auszuwerten. Nach modernen Städtebauideen ist das Gelände aufgeteilt. Große Gärten, in denen die Villen und Einfamilienhäuser sich lagern. Der Grundgedanke, das Heim als Erholungsstätte von der Arbeit in Gesundheit fördernde Gärten zu verlegen, nimmt Gestalt und Form an und führt zu den Köln umgebenden Villenvorstädten. Aus einem Wald grüner Bäume, grünem Buschwerk, bunten Blumenwiesen und weiten Rasenflächen leuchten die einzelnen Villen. Ziegelbauten im Cottagestil, Schweizer oder Tiroler Charakter, Biedermeier oder Jugendstil, üppige Sandsteinbauten in Renaissancegeschmack oder modernen Intensionen von Bruno Paul, Pott, Pflaume, Merill, Paffendorf, Schreiterer & Below, Schultze-Naumburg usw. Namentlich die Bestrebungen nach modernen Formen und architektonischen Lösungen macht sich hier allerorts bemerkbar, Bestrebungen, die, wenn auch nicht ohne Kampf, auf die Sakralkunst übergreifen, wie die St. Mechternkirche mit ihrer expressionistischen Auschmückung beweist.

Den Centralpunkt für Lindenthal und Müngersdorf-Braunsfeld bildet der auf Anregung des Oberbürgermeisters H. v. Becker angelegte sogenannte Stadtwald mit Teich- und Kanalanlage zum Rudern, ausgedehnten Spiel- und Tierweiden, Sportplätzen und Erholungsstätten. Die noch fehlende Verbindung zwischen den einzelnen Vororten und der Stadt soll nach Professor Schumachers Plänen in ähnlich großzügiger Weise durch in Garten- und Grünanlagen gebettete Wohnungsbauten und Straßenzüge herbeigeführt werden, sodaß sich allmählich von dem oberhalb am Rhein gelegenen Vorort Marienburg bis nach dem unterhalb befindlichen Riehl ein breiter Halbkreis von in Gärten gelegenen Wohnstätten die immer mehr sich zur eigentlichen Geschäftsstadt ausbildende Altstadt umzieht, der sich mit den rechtsrheinischen Vororten zu einem Kreise schließt. Der von mehreren Brücken überspannte

itized by Google

Rheinstrom wird dann nicht mehr die Grenzmauern der alten Stadt bespülen, sondern als eine Hauptader die Stadt durchziehen. Dem auf dem Dampfer sich der Stadt nähernden Wanderer entrollen sich panoramaartig die einzelnen Jahrhundertringe, die die Stadt in ihrem rastlosen Wachsen, ihrem Handel und ihrer Kunst erhielt. Zuerst empfangen ihn liebliche Grünanlagen mit leuchtenden Villen und Palästen, aus denen die Hartmannsche Bismarcksäule in ihrer einfachen Wucht von den zielvollen Bestrebungen zur Einigung des Deutschen Reiches kündet; nach der elegant geschwungenen Südbrücke nahen sich die ersten Zeugen der tätigen Colonia. Langgestreckt winkt mit ihrer mächtigen Kuppel die Universität, die als erste in Deutschland eine eigene Fakultät für Handel und Industrie führt. Symbolisch hierfür mag die Lage des Hafens gelten, der sich zu ihren Füßen ausdehnt und in den Bauten den Uebergang zum historischen Köln der Hansazeit bietet, dem das Schiff sich nunmehr nähert und das mit seinen Zeugen der Vergangenheit und alten städtischen Freiheit, dem Bayenturm und dem Malakoffturm, dem Stapelhaus und besonders seinem reichen köstlichen Bild der Türme ein unvergeßliches Bild der Schönheit bietet. Von dem flachen einfachen Turm von Lyskirchen, dem italienisierenden von Trinitatis und dem mit zierlichen Ecktürmen geschmückten von Groß-St. Martin gleitet der Blick zu dem zierlichen Gitter- und Spitzenwerk der Helme der Domtürme und dem wuchtigen Rathausturm. Wahrlich ein Stadtbild von reichster und schönster Formensprache!

Reiches Leben herrscht im Hafen, flutet auf Straßen, Brücken und Plätzen. Tausendstimmig klingt durch den Aether das Geläute der meist auf Jahrhunderte zurückblickenden Kirchen, Segen erflehend für die Mühen ihrer Bürger und die gewaltigen Pläne, die die rheinische Metropole unter ihrem weitblickenden Oberhaupt zu verwirklichen strebt. Mögen ihre Bitten sich noch Jahrhunderte mischen mit dem Jubelruf:

Coellen ein Croyn
boven allen Steden schoyn.

Digitized by Google

I. WISSENSCHAFT

Digitized by Google

DIE ALTE KÖLNER UNIVERSITÄT

(1388—1798)

VON PROF. DR. ADAM WREDE

Das heilige römische Reich deutscher Nation erlebte während des ausgehenden Mittelalters, in der Zeit von 1348 bis 1506, die Gründung von 17 Universitäten. Unter diesen steht die Kölner vom Jahre 1388 als die vierte in der Reihe da.

Man pflegt die erste, alte Kölner Universität gern als „freie Schöpfung deutschen Bürgersinnes" oder „städtischen Bürgerstolzes" zu bezeichnen. Allerdings erfreute sie sich bei ihrer Gründung und Errichtung mindestens verständnisvoller Teilnahme und Unterstützung der führenden Bürgerkreise. Sie bildet in dieser Hinsicht einen Gegensatz zu den älteren, mehr dynastischen Universitäten Prag (1348), Wien (1365) und Heidelberg (1386).

Kölns erste Universität entstand in einer Zeit heftiger Kämpfe. Unter den Geschlechtern, welche allein das Stadtregiment führten, herrschte erbitterter Parteizwist. Auf der andern Seite stand die Geschlechterherrschaft in schwerem Kampfe gegen die Zünfte, welche eine Umwälzung erstrebten. Am 18. Juni 1396, also wenige Jahre nach Eröffnung der Universität, gelang es den zünftischen Verbänden, die Herrschaft des Patriziates, des Kapitals, zu brechen und in dem „Verbundbriefe" eine demokratische Verfassung aufzurichten.

Zweifelsohne war es den gestürzten Geschlechtern mit zu verdanken, daß Köln eine der neuen modernen Bildungsstätten erhielt. Nach ihrem Sturze erschien die Universität sogar wie ein schönes letztes Vermächtnis. Im übrigen ist wohl der eigentliche Anlaß und Ausgangspunkt für die Kölner wie schon vorher für die Heidelberger Gründung in der kirchlich-religiösen und kirchlich-politischen Weltlage, in der Stellung des deutschen Westens zu Rom und Paris zu suchen. Eine gewisse Grundlage für die neue Anstalt war vorhanden in den Stifts- und Klosterschulen der Stadt. Und nicht nur Vorläufer, sondern geradezu geistiger Grund war im besonderen das „Studium generale" der Dominikaner, jene berühmte Scholastikerschule, deren Einrichtung Pfingsten 1248 beschlossen wurde, durch die Köln frühzeitig und ähnlich Paris und Bologna zu einer führenden Geistesstätte erhoben wurde, und an der hochragende Gelehrte wie Albertus Magnus, jener Doctor universalis (1193—1280, Lektor am Generalstudium in Köln 1248—1254), und Thomas von Aquin als Lehrer wirkten.

Die Errichtung der Kölner Universität wurde auf Bitten des Rates, der Schöffen und der Bürger vom Papste erwirkt. Die Mitwirkung des Papstes aber war damals erforderlich, weil die Kirche „die Hüterin und Bewahrerin der theologischen und kirchenrechtlichen Wissenschaften" war, und es einer Vollmacht des Papstes bedurfte, um diese Wissenschaften zu lehren. Ohne diese

Digitized by Google

Wissenschaften war wiederum eine vollständige Universität nicht denkbar. So ordnete denn Papst Urban VI., um der Kölner Kirche und Bürgerschaft „sein Wohlwollen und seine Geneigtheit“ zu zeigen und „den Bewohnern der ringsum liegenden Gebiete“ Gelegenheit zur allseitigen Ausbildung zu geben, durch Bulle vom 21. Mai 1388 an, zu Köln ein Studium generale nach dem Muster der Pariser Universität und für ewige Zeiten aufzurichten, eine Hochschule mit theologischer, kirchenrechtlicher und jeder andern erlaubten Fakultät. Bald erlangte die „Alma mater universitas Studii Coloniensis“, wie die neue Bildungsstätte in der Satzung vom 6. Dezember 1392 heißt, ein solches Ansehen, daß sie im Jahre 1425 Patin bei der Gründung der Universität Löwen in Brabant stand. Löwen galt auch später noch als Tochter Kölns.

In einer großen Versammlung am 22. Dezember 1388 verkündete der Rat die päpstliche Stiftungsbulle. Die eigentliche Eröffnung aber fiel auf den Dreikönigentag 1389 und wurde mit einer Feier im Kapitelhause des Domes vollzogen. Der Rat zeichnete durch sein Erscheinen die Eröffnungsvorlesung an diesem Tage besonders aus. Sie wurde gehalten von dem berühmten Theologieprofessor Dr. Gerhard Kijcpot von Kalkar, der vorher Professor an der Wiener Universität gewesen war, und mit dessen Namen und späterem Lebensgang der geistige Ursprung der Universität verknüpft ist.

Der erste Rektor war der Magister artium Hartlevus de Marka, also ein Sohn der westfälischen Mark, von dem man leider nichts anderes weiß, als daß er das Amt vom 9. Januar 1389 bis zum 17. Juli 1389, also ein halbes Jahr lang führte. Er war von den übrigen Magistern, deren im ganzen 20 bei der Eröffnung der Hochschule eingegliedert wurden, gewählt worden. Er selbst schwor vor ihnen und zuerst, „treu und eifrig sein Amt auszuüben zur Ehre und zum Nutzen der Hochschule nach bestem Können und Wissen“. Auch die beiden folgenden Rektoren waren Magister der artistischen Fakultät. Doch setzten schon bei der vierten Wahl die anderen Fakultäten ihre Beteiligung durch.

Gegliedert war die alte Universität in vier Fakultäten. Diesen entsprachen die Theologenschule am Dom und Vorlesungen bei den vier Orden, besonders bei den Dominikanern, ferner die Juristenschule an der Straße, die an dem heutigen Wallraf-Richartz-Museum liegt und durch die Bezeichnung „an der Rechtsschule“ das Andenken an diese wachhält, die Artistenschule an der Stolkgasse hinter den Dominikanern und die medizinische Fakultät. Diese benutzte einen Raum in der Artistenschule.

Für den inneren Auf- und Ausbau der Hochschule bedurfte es vor allem einer genauen Festsetzung der Rechte und Pflichten aller Mitglieder, der Lehrenden wie der Lernenden. Die allgemeinen, für die gesamte Universität dienenden Bestimmungen wurden aber erst am 6. Dezember 1392 gutgeheißen. Dieser allgemeinen Universitätssatzung folgten die der einzelnen Fakultäten. Zuerst

Digitized by Google

erhielt die medizinische Fakultät im Jahre 1393 ihre Statuten; die juristische, theologische und artistische wurden 1398 bedacht. Die Satzungen, die allgemeinen wie die besonderen, wurden anderen Hochschulen überlassen, noch im Jahre 1522 dem Pfalzgrafen Ludwig, der die Heidelberger Hochschule nach dem Muster der Kölner reformieren wollte.

Die Artistenfakultät, die philosophische in heutiger Zeit, stand ganz im Anfang den übrigen Fakultäten voran, vielleicht gerade nach dem Muster von Paris, das die höchste und beste Schule in den sieben „freien" Künsten und „natürlichen" Künsten hatte. Die ursprünglich dominierende Stellung der Schola artium zeigt sich schon in der Zugehörigkeit der drei ersten Rektoren und der Wähler des ersten Rektors zu ihr. Sehr rasch traten dann die drei übrigen Fakultäten ihr gleichberechtigt zur Seite, um zuletzt über ihr zu stehen. Seitdem hießen die theologische, juristische und medizinische Schule gar die drei oberen Fakultäten. Immer aber blieb die Artistenfakultät die Grundlage für das Studium in den übrigen. Der Student der älteren Zeit war vielfach Magister artium, ehe er ein Fachstudium, z. B. das juristische, betrieb und abschloß. Und wegen der Pflege der Allgemeinbildung behielt die artistische Fakultät stets eine gewisse Bedeutung, blühte auch in Zeiten des Niedergangs verhältnismäßig am meisten. Im besonderen aber wußte sie bei der Erörterung von Fragen, welche die Philosophie, die Humaniora oder andere beschäftigen, ihr Ansehen zur Geltung zu bringen, vor allem schon bald nach der Gründung in dem Kampfe der Buridanisten gegen die scholastische Behandlungsweise des Aristoteles. An die artistische Fakultät gliederten sich allmählich mehrere Bursen (Kollegien), in denen Professoren und Scholaren gemeinsam wohnten. Die drei Hauptbursen waren die Bursa Montana, gegründet 1420, die Bursa Laurentiana 1426 und die Bursa Cucana, später Tricoronata 1450. Diese Bursen hießen später Gymnasien. Die Bursa Tricoronata oder das Gymnasium Tricoronatum hat allein die Jahrhunderte überdauert. Später Jesuiten-Gymnasium oder Gymnasium an Marzellen geheißen, lebt diese alte Schule heute noch als Dreikönigsgymnasium fort.

Auch das juristische Studium, d. h. das Studium des kanonischen und des bürgerlichen Rechtes oder Kaiserrechtes, blühte von Anfang an. Unter den ersten Lehrern bei der Gründung befanden sich drei Vertreter des bürgerlichen Rechtes. Die theologische Fakultät machte sich nicht allzu bemerkbar, ohne indessen zunächst irgendwie zurückzustehen. Im Gegenteil waren die Kölner theologischen Studien gerühmt. Durch den Reuchlinschen Streit trat die Fakultät später für kurze Zeit in den Vordergrund auch der Tagesereignisse.

Am wenigsten trat zunächst das medizinische Studium hervor. Zu seiner Förderung wurde 1479 eine Anatomie eingerichtet. Um die „Zergliederung" ersuchten die Studenten der Medizin in

einer Eingabe an die Provisoren am 4. Juni 1478, und ähnlich die Fakultät beim Rat. Durch Urkunde vom 5. Mai 1479 erlaubte dann der Kaiser, jährlich zwei Körper jählings Verstorbener oder Hingerichteter der Universität zu überlassen. Ursprünglich lag die Anatomie in der Gegend von Ecke Berlich- und Zeughausstraße. Später hatte sich die medizinische Fakultät wiederholt aufs neue um Einrichtung eines „theatrum anatomicum" und um Ueberlassung von Leichen zu bemühen.

An der Spitze der Universität stand der Rektor. Ihn vertrat der Vizerektor oder Rektor substitutus. Der Rektor mußte unverheiratet sein; doch konnte auch ein Witwer die Rektorwürde erlangen. Er wurde auf drei Monate gewählt. Doch bürgerte sich bald die Sitte ein, ihn wiederzuwählen. So dauerte das Rektorat während des 15. Jahrhunderts und in den ersten Jahrzehnten des folgenden ein halbes Jahr. Vor der Mitte des 16. Jahrhunderts begann man, den Rektor dreimal hintereinander wiederzuwählen, und so hielt man es bis zum Schluß. Auf diese Weise bildete sich eine Art Rektoratsjahr heraus. Die Wahl krönte das Rektoratsessen.

Dem Range nach stand der Universitätsrektor hoch; bei Aufzügen folgte er unmittelbar auf den Erzbischof oder den päpstlichen Legaten. Der Rektor hatte über die Rechte der Universität zu wachen, dann vorzüglich Wahlen zu leiten, die Matrikel oder die Liste der aufgenommenen Studenten zu führen und diese zu vereiden. Auch unterstand ihm die Gerichtsbarkeit. Es wurde ihm sogar durch eine Bulle des Papstes Julius II. die Macht und Gewalt eines Konservators übertragen mit der Bestimmung, als erster ordentlicher Richter in allen Angelegenheiten der Universität den Prozeß zu leiten und das Urteil zu fällen. Ihm zur Seite standen die Dekane der vier Fakultäten, die von den ordentlichen Professoren, dem jeweiligen „Collegium facultatis", durch Stimmenmehrheit gewählt wurden. Es darf nicht wundernehmen, wenn dieser oder jener Rektor Gelüste nach größerer oder vollkommenerer Freiheit des Handelns zeigte. Aber der Rat wachte der Universität gegenüber bis zuletzt eifrig über seine Rechte.

Die Besetzung der Professuren hing aufs engste mit der Besoldung zusammen. Diese beruhte auf festen, aus den Zuschüssen der Stadt bezahlten Gehältern oder auf kirchlichen Pfründen, den sogen. proven (praebenden). Demnach unterschied man städtische, von der Rentkammer (Stadtkasse) besoldete und vom Rate verliehene Professorenstellen und bepfründete, d. h. aus den kirchlichen Pfründen dotierte, vom Rektor und den Provisoren zu besetzende. Nach einer Aufstellung von 1495 bezahlte der Rat zehn Vorlesungen: drei im kanonischen, zwei im bürgerlichen Recht, drei in der Medizin und zwei in der Theologie. Dazu kamen elf Professoren, deren Einkommen aus Pfründen an Stiftskirchen floß. Die bare Geldsumme wurde durch ein Kleid und eine Weinspende (Ratswein) ergänzt, wenn der Professor noch in besonderem Dienste der Stadt stand. Das Gehalt war sehr verschieden. Es richtete

sich nach der Zahl der Stunden, der Wichtigkeit der Vorlesung, dem Ansehen und Dienstalter der Professoren. Für die Zeit der Abwesenheit von Köln verloren die Doktoren und ordnungsmäßigen Professoren ihr Gehalt. Wenigstens faßte der Rat am 18. Sept. 1553 einen dahin zielenden Beschluß. Unter den Reformvorschlägen aus der Zeit nach 1563 befand sich auch der, für Vorlesungen, die ein Professor ausfallen ließ, einen Abzug zu machen. Es sollte deshalb eine Kontrolle ausgeübt werden. Am höchsten stand das Gehalt der Juristen. Bei allen Professoren aber bildete das Gehalt nur einen Teil des Einkommens, sogar nur den kleineren. Gelegenheit zu Nebenverdiensten hatten Juristen als Anwälte und Gutachter, Mediziner durch Privatpraxis, Theologen als Seelsorger und Artisten durch ihre Kommensalen oder Tischgänger.

Die aus der Rentkammer besoldeten Vorlesungen wurden unmittelbar durch den Rat nach Vorbesprechung oder Anhörung der Provisoren übertragen. Bei der Besetzung der Professuren wünschten die Fakultäten das Vorschlagsrecht. Mehrfach entstanden deshalb Streitigkeiten mit dem Rate, da es schon in früher Zeit an Versuchen zu „klüngeln“ nicht fehlte, wie übrigens anderswo auch. Bei der Besetzung der bepfründeten Professuren wurde noch mehr mit Gunst und Empfehlung gearbeitet.

Zu diesen besoldeten Professoren gesellte sich eine Reihe von unbesoldeten Doktoren, Lizentiaten, Baccalauren, welche den heutigen Privatdozenten vergleichbar waren und wie diese auf eine erledigte Professur warteten.

In späterer Zeit wurden auch noch andere, die einen akademischen Grad hatten, mit Vorlesungen betraut oder, wie es in dem ersten in deutscher Sprache gedruckten Vorlesungsverzeichnis von 1786 heißt, „nach vorher gemachter Anzeige über einen unbefänglichen philosophischen oder philologischen Gegenstand willkührig dauernde Vorlesungen, besonders im Sommer anzustellen“, zugelassen. Früher auch schon waren Sprachlehrer und Schreibmeister tätig, weiter Künstler und Meister, welche in der Musik, im Reiten, Fechten und Tanzen unterwiesen.

Zu Beamten hatte die Universität den Syndikus, den Notar, den Quästor, den Sekretär und die Pedelle. Von diesen war der „bidellus“ oder Pedell höherer Stellung und mit anderen, höheren Aufgaben betraut als heute ein Universitätspedell.

Wie es heute eine staatliche Aufsicht gibt, so damals und für Köln auf lange Zeit eine kirchliche. Die Vermittlung zwischen Universität und Kirche ruhte bei dem Kanzler, dem Beauftragten des Papstes. Er überwachte die Pflege und rechtgläubige Lehre der Wissenschaft und die rechtmäßige Erteilung der Grade, d. h. die Verleihung der Würde eines Baccalaureus, Lizentiaten, Magisters oder Doktors. Drei Konservatoren, der Abt von S. Martin in Köln, der Dechant von S. Paul in Lüttich und der Dechant von S. Salvator zu Utrecht sollten die Rechte und Privilegien der Mitglieder schützen.

Da der Rat die Universität mit ins Leben gerufen hatte, so hielt er sie auch aufrecht, schützte sie und gewährte ihr große Freiheiten. Er stellte ihr einen Ausschuß von vier Männern zur Seite, das Kuratorium der vier Provisoren. Diese Männer wurden aus den ersten Ratsbeamten gewählt und wirkten im Ehrenamt.

Zu ihrer Aufgabe gehörte es vor allem, „dye geschrichte (Schriftstücke), brieve (Urkunden) ind privilegien helpen oeversien" (überwachen). Vornehmlich hatten diese Herren wohl für die wirtschaftliche Unterhaltung der Universität zu sorgen und zwischen ihr und dem Rate oder der Bürgerschaft zu vermitteln und auszugleichen. Für die Bürger galten sie als Berufungsstelle in Sachen gegen die Angehörigen der Universität. Bei der Bestallung der Professoren hatten sie maßgebenden Einfluß. Die Stellung der Provisoren war zwar angesehen, aber nicht leicht.

Den Mitgliedern der Universität sicherte der Rat Schutz der Person und ihrer Habe innerhalb und außerhalb der Stadt zu. In vielen Dingen des täglichen Lebens wurden ihnen Erleichterungen gewährt, vor allem ausgedehnte Steuer- und Akzisefreiheit. Der Rat vertrat die Angehörigen der Universität auch in Klagesachen und Entschädigungsfragen. Um ihnen die Fortsetzung der Studien zu erleichtern, suchte er von den Päpsten Benefizien und Privilegien für sie zu erwirken. Mancher Rotulus, d. i. Bittschrift, legt Zeugnis davon ab. Professoren lieh er später seine Hilfe bei der Drucklegung und dem Absatz ihrer Werke.

Verhältnismäßig früh auch dachte man an die Pflege armer und kranker Studenten. Ein um 1487 vom Rate eingesetzter Ausschuß schlug vor, aus einem Konvent ein „siechhuys (Krankenhaus) zo machen vor arme ellendige kranke studenten ind vier personen dae inne zo blijven, der kranker studenten zo warden". Auch griff die Fürsorge einzelner ein. Der Kuriale Hermann Dwerg aus Herford stiftete im Jahre 1430 eine Burse für zwölf Studenten, je zwei aus den Städten Köln, Herford, Lübeck, Deventer, Breslau und Lüttich. Eine stattliche Reihe von anderen Wohltätern schloß sich in den folgenden Zeiten an.

Als besondere päpstliche Gnade genoß die Universität Befreiung von der weltlichen Gerichtsbarkeit. Ihre Mitglieder standen unter geistlicher Gerichtsbarkeit und wurden dem Rektor oder Domdechanten zur Aburteilung und Bestrafung geliefert, durften also nicht in Laienhaft gebracht werden. Aber immer wieder aufs neue versuchte die Stadtherrschaft, auch Gewalt über die Universitätsgemeinde zu erlangen. Jedoch eifersüchtig wachte diese über ihr wichtigstes Privileg. Namentlich beriefen sich die durch die Gewalt- oder Polizeiorgane der Stadt verhafteten Studenten beim Verhör auf ihre Zugehörigkeit zur Universität und auf die Jurisdiktion des Rektor Magnificus und sprachen dem Rate die Gerichtsbarkeit über sie ab.

Von Anfang an herrschte Lehrfreiheit und diese wurde stets verteidigt, so z. B. schon im Jahre 1425, als die Kurfürsten von

Digitized by Google

Mainz, Köln, Trier, von der Pfalz und von Sachsen sich gegen die Lehrmethode der artistischen Fakultät erhoben.

Die Vorlesungen fanden morgens und nachmittags statt. Die Morgenvorlesungen waren die Hauptvorlesungen. Nicht selten beklagten sich die Hörer und erhoben Einspruch bei den Provisoren, wenn sie mit den Vorlesungen unzufrieden waren, sei es wegen des Inhaltes und der Form des Vortrages oder wegen der Stunden und der Durchführung der ganzen Vorlesung.

Die Vorlesungen wurden durch Anschlag am Dom, an den benachbarten Kirchen und an den Gebäulichkeiten, in denen sie stattfanden, angekündigt. Gedruckte Vorlesungsverzeichnisse hat es wahrscheinlich vor 1784 nicht gegeben. Das älteste gedruckte Verzeichnis führt den Titel: „Conspectus praelegendorum in alma universitate Coloniensi ex anno 1784 in annum 1785. Ex typographia universitatis". Auch der Inhalt ist in lateinischer Sprache gehalten. Vermutlich hängt die Herausgabe dieses gedruckten „Conspectus" mit dem Wettlaufen zusammen, zu dem sich die alte Kölner Universität seit der Gründung einer Akademie in Bonn (1777, vom Kaiser 1784 privilegiert) bewogen fühlte oder gar aufraffte. So ist vielleicht auch die Herausgabe eines vier Seiten starken Vorlesungsverzeichnisses in deutscher Sprache im Jahre 1786 zu deuten. In diesem Jahre wurde die Bonner Akademie zu einer vollen Universität erweitert.

Von vornherein entfaltete der Rat eine große Werbetätigkeit für die Hochschule. Beispielsweise wurde die Eröffnung der Universität am 30. Januar 1389 der Stadt Hamburg mitgeteilt und zum Besuche der Universität eingeladen. Im ganzen betrug die Zahl der Immatrikulierten während der drei ersten Rektorate, d. h. vom 9. Januar 1389 bis zum 7. Januar 1390 bereits 738. Unter denen, die sich in die Matrikel der neuen Hochschule eintragen ließen, waren nicht zuletzt die Söhne der angesehensten Kölner Geschlechter. Außer der Stadt selbst fiel in den Bereich der Universität besonders das Stift Köln, das Erzbistum, ferner das ganze niederrheinische Gebiet, die nördlichen und südlichen Niederlande, nicht minder Westfalen. Für alle diese deutschen Landesteile wurde Köln auf Jahrzehnte hinaus der Vorort der akademischen Bildung. Durch mehr als anderthalb Jahrhunderte hindurch wanderten die Niederländer, im weitesten Sinne gefaßt, vor allem zu den Kölner Professoren. Nach der Universitätsmatrikel wurden von 1389—1559 im ganzen 36769 Studenten immatrikuliert. Von diesen kamen 13646, mehr als ein Drittel, aus den alten niederländischen Diözesen Lüttich, Tournai, Cambrai und Utrecht. Nicht wenige Offiziale, Advokaten, Prokuratoren, Notare und andere Gebildeten und Gelehrten des alten Belgien und Holland verdankten ihre Ausbildung der Kölner Hochschule. Der Zuzug süd- und nordniederländischer Studenten würde noch größer geworden sein, wenn nicht die Eröffnung der Universität Löwen im Jahre 1426 ihn allmählich gemindert hätte. Später, im

Digitized by Google

16. Jahrhundert, haben auch die niederländischen Wirren auf die Besucherzahl ungünstig eingewirkt. Aber der Besuch dieser Studenten wurde nie ganz unterbrochen.

Der Ruf von der wissenschaftlichen Bedeutung Kölns bewirkte frühzeitig auch einen regen Zufluß von Studenten aus dem östlichen Deutschland. Zahlreiche andere Musensöhne strömten aus Skandinavien herbei, besonders aus Dänemark. Früh und in grösserer Zahl kamen die Schotten. So hört man bereits 1423, wie die schottischen Studenten der Kölner Universität sich bei dem Gubernator des Königreiches Schottland zugunsten eines Kölner Kaufmanns verwenden. Später, seit dem Ende des 16. Jahrhunderts, waren welsche Studenten sehr zahlreich.

Für die Immatrikulation, die seit 1481 zwangsmäßig war, gab es keine bestimmte Frist. Die neuen Studenten konnten während der ganzen Rektoratszeit aufgenommen und eingeschrieben werden. Daher war ihr Eintreffen, der Beginn ihrer Studien wie auch ihr Bleiben sehr verschieden. Selbst der Beginn der Hauptvorlesungen übte einen nennenswerten Einfluß auf das Eintreffen der Studenten nicht aus. Oefter trug der Rektor auch Professoren und Doktoren in die Matrikel ein, selbst wenn sie sich nur auf der Durchreise in Köln aufhielten. In diesem Wesen spiegelt sich das alte fahrende Scholarentum noch wider. Der Beschluß, eine Matrikel oder Einschreibliste (matricula) anzulegen und planmäßig zu führen, wurde erst volle drei Jahre nach der Eröffnung der Universität am 6. März 1392 gefaßt. Die Angabe der Fakultät bei den einzelnen Studenten zeigt sich seit 1395. Erhalten sind die Matrikelbücher von 1389 bis 1708 und von 1754 bis 1788. Verschollen ist die Matrikel von 1708 bis 1754. Es fehlen auch die Aufzeichnungen von 1789 bis 1798. Im Laufe der Jahrhunderte wurde das Kölner Studium mit Stiftungen reich ausgestattet. Der erste Stifter, den die Ueberlieferung angibt, war der Mediziner Dr. Joseph Wesebeder. Dieser überwies der Stadt laut Vertrag vom 1. Oktober 1422 ein Kapital von 1800 Gulden mit 90 Gulden Jahresertrag zugunsten armer Schüler und Studenten und anderer.

Der neue Student verpflichtete sich durch Eidschwur auf die Universität und galt dann als immatrikuliert. Indessen war seine Aufnahme in den Augen der anderen erst dann vollgültig und rechtskräftig, wenn an ihm die Fuchstaufe vollzogen worden war, die Depositio. Bis zur Eintragung in die Matrikel hieß der Student Beanus, Gelbschnabel. Nach der Immatrikulation wurde er dann unter besonderen Bräuchen in die Studentenschaft aufgenommen.

Das Studienjahr dauerte vom 18. Oktober bis 29. Juni. Ein früherer Beginn oder späterer Schluß war den einzelnen Fakultäten freigestellt. Juristen und Mediziner hatten noch ein kleines Schuljahr, das vom 17. August (zweiter Tag nach Mariä Himmelfahrt) bis 29. September (Michael) dauerte. Sonst lagen zwischen Schluß und Wiederbeginn die Hauptferien. Um 1553 unterschied man Feriae caniculares (Hundstagsferien, wohl Juli bis August) und Feriae

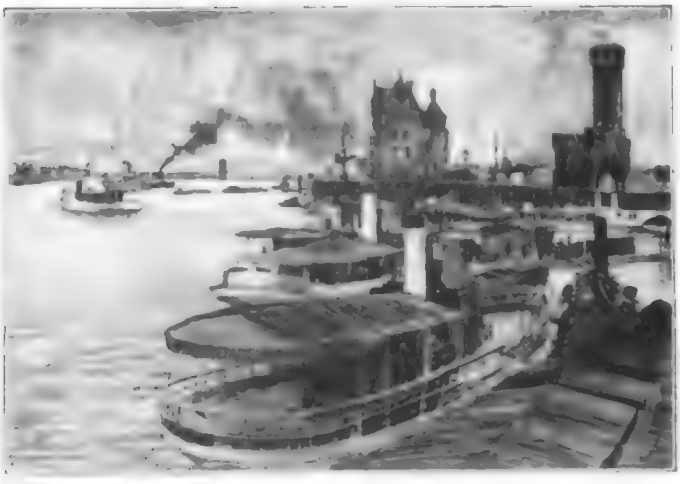
Digitized by Google

Rathaus

Maria Himmelfahrtkirche und Bahnhofportal

Digitized by Google

Blick von Deutz auf die Hängebrücke und das Stadtbild



Hafeneinfahrt am Malakoffturm

Digitized by Google

vindemiales (Weinleseferien, Anfang Oktober). Kleinere Unterbrechungen bildeten die Ferien zu Weihnachten, an den Fastnachtstagen, zur Osterzeit, an den Rogationstagen oder in der Bittwoche und um Pfingsten. Angenehme Unterbrechungen waren auch die höheren und niederen Feiertage. Die alten Universitätskalendarien führen im ganzen 33 als dies festus bezeichnete Tage auf. Um 1500 wurden 7 kleinere Feste getilgt. Vorlesungen fanden höchstens an den niederen Feiertagen statt. Die vielen Feiertage wirkten ungünstig auf das Studium ein und mußten zuletzt zu dessen Verfall beitragen. Regelmäßige kirchliche Feiern, besonders Universitätsmessen und Predigten, sowie besondere Festlichkeiten vereinigten die Universitätsgemeinde ganz oder zum Teil sehr oft und förderten in ihr das Gefühl der Zusammengehörigkeit.

Rat, Rektor und Dekane waren aufs eifrigste bemüht, die Studenten zu guten Sitten anzuhalten, sie vor Ausschweifungen aller Art zu hüten. Was die Beteiligung der Studenten an Ausschweifungen angeht, soll man sich, wie überhaupt, vor Veralligemeinerungen hüten und nicht sagen, die Studenten waren sittenlos. Und wie sonst auf sittengeschichtlichem Gebiete überliefern die Quellen auch hier mehr die dunkle Seite, während das, was das Studententum verklärt, in der Ueberlieferung kaum hervortritt. Um ein freundschaftliches Verhältnis zwischen Studenten und Bürgern zu erzielen, wurde im Jahre 1507 ein Vertrag zwischen der Universität und der Stadt geschlossen. Dieser Vertrag befaßt sich mit der Bestrafung von Ausschreitungen, dem Verbot des Wirtshausbesuches im Studentenviertel für die Studenten, der Freigabe eines Teiles des Stadtgrabens für Fechtübungen, der Beschränkung der Brau- und Backgerechtigkeit und der Akzisefreiheit von Lebensmitteln für den eigenen Bedarf.

Gute und gesunde Erholung und Zerstreuung suchten und fanden die Studenten in der Pflege der Musik und der körperlichen Uebungen. Wie sie des Abends „auf der gassen musicieren" gingen mit Lauten, Violen und anderen Instrumenten, wird öfter überliefert. Man huldigte auch dem Ballspiel, beteiligte sich an Wettläufen und übte sich im Hochsprung. Gelegenheit, sich im Reiten, Fechten und Tanzen zu üben bot später die Universität, wie das Vorlesungsverzeichnis von 1786 ausweist.

War für viele die räumliche Nähe Kölns ein starkes Reizmittel zum Besuch der Universität, so galt es doch nicht als das einzige oder gar erste. Denn schon bald nach ihrer Eröffnung gewann die Kölner Hochschule eine führende Stellung. Auf dem Konstanzer Konzil befanden sich 1415 die Abgesandten von sechs deutschen Universitäten. Die Gesandten der Kölner Universität berichten nun, daß sie unter diesen allen nicht für die geringsten gehalten werden. Im Jahre 1438 nannte der Kardinal Ludwig v. Arles Köln (und Löwen) „famosissimae universitates". Die sogenannte Koelhoffsche Chronik (gedruckt 1499) rühmt, wohl

gitized by

in übertriebener, von starker Heimatliebe eingegebener Weise, in Köln sei die höchste und beste Schule in der göttlichen Schrift. Der Chronist nennt die Kölner Hochschule bei dieser Rühmung zusammen mit Paris, Bologna, Pavia und Krakau.

Durch ihr „Studium" genossen Stadt und Universität Köln lange und weithin große Ehre. Als „nobilissima Germaniae academia" wurde die Hochschule im Jahre 1514 von Dr. Johann Eck bezeichnet, und noch im Jahre 1531 pries sie der fahrende Buchhändler Johann Haselberg aus Reichenau im Bistum Konstanz in seinem 920 Verse umfassenden Lobgedicht auf die Stadt Köln mit den Worten:

Zu Coelen is ein universiteth,
mit groisser tzierheit man sie beget;
da synt vil gelerter doctoren
in allen kunsten auserkoren.

Trotz dieser und jener Lobsprecher fehlte es nicht an Tadlern. Der Humanist Konrad Celtes z. B. war nicht gut auf die Universität zu sprechen. Er war am 14. Oktober 1478 in Köln immatrikuliert worden. Im Jahre 1484 finden wir ihn in Heidelberg. In einer Ode an Wilhelm Mommersloch legt er dar, wie er in Köln dem Studium des Albertus Magnus und des Thomas von Aquin obgelegen und sich in den Trugschlüssen der Scholastik geübt habe. Sein Sinn verlangte aber nach ganz anderen Dingen, die er in Köln nicht habe erlernen können. Denn niemand lehrt hier, so sagt er, lateinische Grammatik oder widmet sich dem feinen Studium der Redner. Die Mathematik ist ein unbekanntes Ding, um Astronomie bekümmert sich niemand, über die Dichter der Alten lächelt man und vor den Büchern Virgils und Ciceros hat man Furcht. Allerdings urteilt Celtes wegen der Pflege der antiken Redner und Schriftsteller wohl zu einseitig. Bereits um das Jahr 1471 wurde die humanistische Bildung von einem Kreise tüchtiger Männer gepflegt. Kenntnis von dieser Pflege und von der Frühzeit des Humanismus in Köln wie in Deutschland überhaupt erhalten wir aus den Gedichten des Italieners Stephan Surigonus, des Mailänder Dichters und Baccalars im geistlichen Recht, der 1471 an der Kölner Universität immatrikuliert wurde.

Tatsache ist, daß dem glänzenden Beginn der Kölner Universität eine Blütezeit folgte, die bis in den Anfang des 16. Jahrhunderts währte. Diese Entwicklung wurde nicht oder nicht allein durch die theologische Fakultät bestimmt, wie der Verfasser der Koelhoffschen Chronik ausführt, sondern mehr noch durch die juristische. Besonders durch die Pflege des „Kaiserrechts" zeichnete sich Köln vor den übrigen deutschen Hochschulen aus. Für ihre Blüte zeugen auch die vielfachen Gutachten, um welche die Kölner Hochschullehrer von fern und nah angegangen wurden.

In der damaligen internationalen Gelehrtenwelt bekannte Männer haben gelegentlich auch an der alten Kölner Universität gewirkt.

Digitized by Google

Im Sommer des Jahres 1506 kam der italienische Jurist und vielseitige Gelehrte, die Zierde der Universität Padua, Petrus von Ravenna, nach Köln und hielt hier von Anfang August 1506 bis gegen Ostern 1508 unter großem Zulauf und Beifall außerordentliche Vorlesungen insbesondere aus den Gebieten des kanonischen und des bürgerlichen Rechts.

Den ersten schweren Stoß versetzte dem Ansehen der Kölner Hochschule der sattsam bekannte Streit Reuchlins mit den Kölner Dominikanern. Aus deren Kreis heraus war 1509 an den Kaiser Maximilian das Ansinnen gerichtet worden, alle judaistischen Bücher mit Ausnahme der Bibel zu vernichten. Bei diesem Tilgungseifer wurden die Predigermönche von Johannes Pfefferkorn, der vom Judentum zum Christentum übergetreten war und die Bekehrung aller Juden zum Christentum leidenschaftlich betrieb, ganz außerordentlich unterstützt. Die Juden aber fanden an Reuchlin, dem gelehrten Humanisten und nicht minder bedeutenden Hebraisten, ihren stärksten Helfer. Es gingen die Streitschriften hin und her, bis Pfefferkorn und die Dominikaner in den „Schreiben obskurer Leute" oder den sogenannten Dunkelmännerbriefen (Epistolae obscurorum virorum) zur Zielscheibe beißendsten Spottes gemacht wurden, gleichzeitig die Art der alten scholastischen Wissenschaft in übertriebener Weise bloßgestellt wurde. Diese erdichteten Briefe gehen auf Crotus Rubeanus und Ulrich von Hutten zurück. Wegen Schmähung der Kölner (und Pariser) Professoren wurden die Briefe im Jahre 1517 vom Papst Leo verurteilt.

Der Eindruck dieses Geisteskampfes wurde zwar durch die Ereignisse der Reformation verwischt. Es sammelte sich sogar um den bekannten Humanisten, den Grafen Hermann von Neuenahr, Dompropst und Kanzler der Universität († 1530), ein Kreis von bedeutenden Humanisten, deren Wirken eine kurze Nachblüte hervorbrachte. Auf Wunsch und Einladung des Rates pflegten und verbreiteten Gelehrte wie Jacobus Leichius und Justus Velsius um die Mitte des 16. Jahrhunderts die humanistischen Studien, wurden dann aber wegen ihrer Hinneigung zum Protestantismus zur Beendigung ihrer fruchtbaren pädagogischen Wirksamkeit in Köln gezwungen. Auch zeigten sich unter den Vertretern der Rechtswissenschaft weiterhin tüchtige Gelehrte, Männer wie Adolf Eichholz, Johann Oldendorp und Andreas Gail, und als Mediziner bewährte sich Johann Bachoven von Echt, genannt Echtius, der Verfasser des Dispensatorium Coloniense.

Indessen war der Verfall des Kölner Studiums nicht aufzuhalten. Dieses ging in den alten Geleisen ohne Rücksicht auf die veränderten Zeitverhältnisse. Zuzug frischer, vorwärtsstrebender Kräfte von draußen fehlte, und die wissenschaftlichen Disziplinen erstarrten. Die theologische Fakultät ging von sich aus gegen Luther und dessen Anhänger, besonders gegen das reformatorische Schrifttum scharf vor. Sie erwies sich zwar durch diese

itized by Google

Stellungnahme als Hort des Katholizismus und rettete diesen für Köln, aber sie schaffte auch der Universität unerbittliche Gegner. Außerdem erblickte der Papst in der Kölner Universität ein willkommenes Werkzeug im Kampfe gegen die lutherischen Lehren. Sonst aber krankten alle Fakultäten und siechten mehr und mehr dahin. Für ihren Niedergang bildete die Art der Besoldung ihrer Professoren den Hauptgrund. Die guten kirchlichen Pfründen verschafften durch ihre reichen Erträgnisse den Inhabern ein geruhsames Leben. Man wollte das beneficium genießen, ohne das officium, die Vorlesungspflicht, zu üben. Was wunder, wenn die Regelmäßigkeit der Vorlesungen darunter litt oder ein Stellvertreter sie weniger gut hielt! Bei den Theologen mag seelsorgerische Arbeit, die für die Nutznießung der Pfründe zu leisten war, manchmal wirklich ein Hemmnis für rein wissenschaftliche Betätigung gewesen sein. Aber daß lange Zeit überhaupt keine ordentlichen Vorlesungen gehalten wurden, war unerhört. Bei den Juristen ging es auch bergab. Bereits 1517 war die Zahl der von der Stadt besoldeten Juristen auf zwei beschränkt worden. In der Artistenfakultät ließ man den Lehrstuhl für Mathematik und Griechisch unbesetzt.

Es wäre seltsam gewesen, wenn nicht der Rat und die Kreise der Universität bei der allmählichen Verelendung des Kölner Studiums die Notwendigkeit erkannt hätten, für neues Leben zu sorgen. Zuerst versuchte man es 1523 mit neuen Statuten. Diese Arbeit jedoch genügte nicht. Also sollte ganz und gründlich reformiert werden. Mit dem Jahre 1525 begann die Hauptreform. Die eigentlichen Vorschläge gingen von der Universität im ganzen wie von einzelnen bedeutenden Persönlichkeiten aus. Sehr lehrreich im Hinblick auf die heutigen Verhältnisse ist, daß auch die Studentenschaft auf Reformen drängte. Seinerseits legte der Rat bestimmte Reformvorschläge der Universität vor. Die Provisoren glaubten, um „dem Studio wiederumb uff die beyn zu helffen", sei die theologische Fakultät besonders zu stützen, und müßten besondere Lehrstühle für Hebräisch und Griechisch errichtet werden. Auch der Erzbischof Adolf von Schauenburg bemühte sich 1549 ernsthaft. So wurde von allen Seiten Fleiß und Mühe angewandt oder wenigstens guter Wille bekundet; aber zu einem entschiedenen und entscheidenden Abschluß gelangten die Reformversuche nicht. Diese zogen sich durch die folgenden Jahrzehnte hindurch bis in das nächste Jahrhundert hinein; aber auch noch im 18. Jahrhundert suchte man nach dem Heilmittel für die absterbende Universität.

Die Reform scheiterte zuletzt immer wieder an den politischen Wirrnissen, bürgerlichen Unruhen und religiösen Kämpfen. Auch vermochte der Rat wegen der sich ständig vermindernden Finanzen nicht zu helfen. Denn die Blüte des Kölner Handels war dahin. Eine gewisse Verarmung des Volkes in der Stadt selbst wie draußen im Erzstift und in den benachbarten Territorien trat ein. Die Kriege, der Dreißigjährige sowohl wie die weiteren, denen

das Rheinland ausgesetzt war, gestalteten die Verhältnisse noch ungünstiger. Die verarmten Studenten gingen zum Teil zum Kriegshandwerk über, so wie heute ein Teil wirtschaftlichen Betrieben sich zuwendet.

Ein Helfer erstand der Universität und dem Rate in dem Jesuitenorden, der sich 1542 in Köln niederließ und zu seinen ersten Förderern auch einen Petrus Canisius zählte, der selbst die Kölner Universität besucht hatte. Es gelang dem Orden, wenn auch nur zeitweilig, dem Kölner Studium neues Leben einzuflößen, vor allem die Zahl der Studenten zu heben. Vorlesungen an der Universität selbst waren den Jesuiten im Jahre 1598/99 angeboten worden, wurden aber von ihnen nicht angenommen wegen bestimmter Bedingungen. Erst 1631 gelang es, daß zwei Patres, der Spanier Johann Perlinus und der Flamländer Franz van der Veken, als selbständige Professoren für scholastische Theologie zugelassen wurden. Einige Jahre später konnte von der Kölner theologischen Fakultät berichtet werden, daß sie „von Jahr zu Jahr an Zuhörern und Ansehen wachse". Auch an den Reformversuchen beteiligten sich die Jesuiten, vor allem an dem Plan, durch Errichtung neuer Lehrstühle die Anziehungskraft zu verstärken. Sie setzten sich z. B. für einen Lehrstuhl für kanonisches Recht und Geschichte ein. Und wirklich entschloß sich der Rat am 28. Juli 1723 zur Errichtung einer Geschichtsprofessur im heutigen Sinne.

Die Kölner Universität, die mehr als hundert Jahre nicht nur allgemein deutsche, sondern europäische Geltung hatte, sank trotz allem im 17. und 18. Jahrhundert zu einer Ortshochschule herab. Ganz schlimm beurteilte sie schon Arnold Buchelius aus Utrecht, der 1587 längere Zeit in Köln weilte. Er schrieb in sein Tagebuch: „Heute blüht die Artistenfakultät, die zum Magisterium, wie man's nennt, vorbereitet, am meisten. Dagegen liegen das kaiserliche Recht und die Medizin ganz darnieder. Die Theologie hat wenig Bedeutung, die Uebungen in der Mathematik, im Griechischen und Hebräischen sind eingeschlafen. So ist diese Anstalt meiner Ansicht nach mehr eine Trivialschule als eine Akademie, an der alle freien Künste geübt werden müssen." Bei einem anderen Aufenthalt in Köln 1599 erfährt Buchelius von dem Bürgermeister Arnold von Siegen Abfälliges über die Lehrtätigkeit der Professoren. Auswärtige Studenten blieben zuletzt beinahe gänzlich aus, sei es, daß andere Hochschulen wie die mitteldeutschen Universitäten Halle, Jena, Göttingen mit neuen Geistesregungen und berühmten Professoren sie lockten, sei es, daß landesherrliche Verbote sie zurückhielten. Nur Studenten aus dem Westen waren zuletzt noch zahlreich.

Besonders die medizinische Fakultät zog noch durch gute Lehrer niederländische Studenten nach Köln. Einer dieser bedeutenden Mediziner war Prof. Dr. Peter Holtzemius Daventriensis, der im Jahre 1623 eine Pharmakopoe verfaßte. Unter den letzten Medizinern von Ruf war Dr. Johann Georg Menn, ein besonders in Wien ausgebildeter Arzt, seit 1757 Professor der Medizin an der

Kölner Universität, zugleich Hof- und Medizinalrat des in Bonn residierenden Kölner Kurfürsten Max Friedrich (1761—1774), Dekan der medizinischen Fakultät im Jahre 1773. Menn war bestrebt, das Studium überhaupt, nicht nur etwa das medizinische, zu beleben und die Kölner Universität wieder auf eine andern Hochschulen ebenbürtige Stufe zu heben. Aber solange man in der Besetzung der Professuren wenig wählerisch war, konnte die Universität nicht wieder aufblühen.

So erwiesen sich die Kräfte und Mächte des „Beharrens", d. h. der starre Konservatismus und die scholastischen Traditionen, immer wieder stärker als alle Bemühungen noch so eifriger Männer. Nur die Furcht vor einer Ueberflügelung durch das benachbarte Bonn führte dazu, aus den alten Geleisen herauszugehen. Aber es war zu spät. Im Jahre 1786 erhielt die Kölner Universität den letzten Stoß, als die 1777 gegründete Bonner Akademie zu einer vollen Universität erweitert wurde. Schon die in bewußtem Gegensatz zu der Kölner Universität 1655 gegründete Universität Duisburg hatte auf die Kölner niederdrückend gewirkt. Die Bonner noch mehr als „ein rechtes Trutzköln" gedachte und 1786 mit großem Pompe eröffnete kurfürstliche Universität übte eine große Anziehungskraft auch auf Kölner Gelehrte aus. Der Rat erkannte die Gefahr, die mit dem Bonner Wettbewerb für die Existenz der Kölner Universität verbunden war. Nun strengte man alle Sinne an, wie dieser Gefahr zu begegnen sei, wie der eigenen Hochschule neues Leben eingeflößt werden könne. Deshalb wurde 1786 eine Studienkommission eingesetzt. Außer anderen neuen Einrichtungen traf man auch die, ein Verzeichnis der Vorlesungen in deutscher Sprache herauszugeben.

Doch nichts konnte mehr helfen. Ein Glück war es noch, daß ein Mann wie Ferdinand Franz Wallraf, der an der Kölner Universität öffentliche Vorlesungen hielt sowohl über Naturgeschichte wie auch über die Theorie des Geschmacks in Kunst und Wissenschaft, dem lockenden Rufe nach Bonn nicht folgte, obwohl ihm die Universität nur eine langsam dahinschreitende Matrone war.

Wallraf wurde am 17. Oktober 1793 zum Rektor gewählt. Sein Rektorat dehnte sich bis zum Dezember 1797 aus, dauerte also vier Jahre. Mittlerweile, am 6. Oktober 1794, hatten die Franzosen sich Kölns bemächtigt und 1796 durch Aufhebung des Rates und Einführung der Munizipalverwaltung dem Stadtstaate ein Ende bereitet. Durch den Frieden zu Campo Formio vom 17. Oktober 1797 ließen sich die Franzosen insgeheim von Oesterreich das linke Rheinufer zusichern. Obwohl die endgültige Entscheidung über das Schicksal des Rheinlandes noch nicht gefallen war, forderte die französische Regierung von den rheinischen Beamten den Treueid. Viele verweigerten ihn, und in Köln waren es z. B. Wallraf, der Rektor der Universität, und die Dekane, welche es für „pflichtwidrig" erklärten, den Eid zu leisten, solange die Verhandlungen mit dem Reiche noch schwebten. Die

französische Regierung setzte Wallraf am 27. Dezember 1797 ab und ernannte den Mediziner Dr. Best, Professor der Anatomie, zum Rektor. Wallraf war also der letzte frei gewählte Rektor der Kölner Universität.

Am 28. April 1798 gefiel es den Franzosen, die Aufhebung der Universität und der drei Gymnasien in Köln zu dekretieren. An ihre Stelle wurde die Zentralschule des Roer-Departements gesetzt unter Leitung des von den Franzosen ernannten ersten und letzten Universitätsrektors Professor Dr. Paul Best. Das Schicksal der Kölner Hochschule mußten die von Mainz, Bonn und Trier teilen.

Der Beschluß der Franzosen ist von ziemlichem Umfange. Hier kommt vor allem der Anfang in Betracht: „Der öffentliche Unterricht in der Universität von Köln, in jener von Mainz, in der von Bonn und in jener von Trier soll geteilt und in Primar-Schulen, einer Central-Schule und Spezial-Schulen gegeben werden."

Köln konnte den Verlust seiner Universität nicht verschmerzen, und Ferdinand Franz Wallraf betrachtete es als seine höchste und schönste Aufgabe, seiner Vaterstadt wiederum eine Hochschule zu verschaffen. Die auf Napoleon gesetzten Hoffnungen erwiesen sich als trügerisch. Neue Hoffnungen auf eine Universität machte man sich nach dem Abzug der Franzosen am 14. Januar 1814. Von diesen Hoffnungen erzählt Goethe in seiner Abhandlung: Kunstschätze am Rhein, Main und Neckar, 1814 und 1815. In zahlreichen Flugschriften stritt man über die Frage, wo die neue Universität errichtet werden sollte. Nebenher waren Duisburg und Neuwied als Mitbewerber aufgetreten. In der Hauptsache aber drehte sich der Streit um Bonn und Köln. Für Köln traten wiederum F. F. Wallraf, außerdem Eberhard von Groote und nicht zuletzt der Kölner Präsidialrat Werner von Haxthausen, der Oheim der Annette von Droste-Hülshoff, ein. In seiner Denkschrift teilte er die sehr verbreitete Ansicht, daß das Rheinland seine Hochschule in Köln erhalten müsse. Auch will er die Kunst in den Ring der Kölner Universität einbeziehen. Im übrigen beweist er aus der Geschichte, Kultur und Kunst, daß Köln überhaupt der geeignete Ausgleichspunkt zwischen dem fröhlichen Süden und dem verständigen Norden des Vaterlandes sei.

Aber der preußischen Regierung erschien Bonn als die geeignetere Stätte für die neue rheinische Universität, weil sie als freiere, aufgeklärtere Stadt dastand. Konfessionelle und kirchenpolitische Erwägungen entschieden schließlich gegen Köln. Eine Kabinettsordre vom 22. Oktober 1815 sprach sich bereits für Bonn aus. Trotz aller Bittschriften, welche die Stadtverwaltung und einzelne Persönlichkeiten bei der preußischen Regierung einreichten, wurde vom preußischen Könige am 26. Mai 1818 endgültig Bonn zum Sitz der rheinischen Universität bestimmt.

Die Kölner Universität war tot, aber nicht der Hochschulgedanke. Denn daß eine Stadt wie Köln, die unter preußischer Herrschaft zu hoher wirtschaftlicher Blüte sich entfaltete, der

Möglichkeit, auch eine universale Bildung zu vermitteln, entbehren sollte, war undenkbar. So wenigstens dünkte es dem Kölner Kaufmann Gustav von Mevissen bereits um die Mitte des vorigen Jahrhunderts. Wie dann Gustav von Mevissen der Stifter der Handelshochschule wurde, und wie aus dieser sich die neue Universität Köln entwickelte in den Jahren kriegerischer Schrecken, großer wirtschaftlicher und seelischer Nöte und noch größerer Umwälzungen, wird im folgenden Beitrag gezeigt. Aber die Namen Eckert, Adenauer und Meerfeld zu nennen und zu überliefern, sei hier gestattet. Denn Geh. Regierungsrat Prof. Dr. jur. et phil. Eckert war nicht nur der geistige Urheber der neuen Universität, sondern auch ihr erster Organisator und Rektor, während Oberbürgermeister Dr. rer. pol. Dr. med. h. c. Konrad Adenauer und Dr. rer. pol. h. c. Johann Meerfeld vermöge ihres innerpolitischen Einflusses der neuen Schöpfung die äußere Bahn ebneten und wie ihr Schöpfer sie auch weiterhin stützten. Erst kommenden Geschlechtern wird die Größe ihrer Tat besonders klar werden, zumal dann, wenn es dem Geschlecht der Gründungszeit gelungen ist, sich alter deutscher Geistesmacht bewußt zu bleiben. Das neue Studium Coloniense aber möge dem alten in seinen Glanzzeiten gleichkommen und versuchen, es zu übertreffen.

Siegel der alten Universität

by Google

NEUGRÜNDUNG DER UNIVERSITÄT KÖLN

VON GEH. REG.-RAT PROF. DR. CHR. ECKERT

In den Tagen des Unheils, in den Monaten nach dem Zusammenbruch ist die Universität Köln als deutsches Kulturbollwerk neugegründet worden. Rund 120 Jahre waren vergangen, seitdem ihre im Mittelalter blühende Vorgängerin unter dem Druck der damals den Rhein beherrschenden Franzosen ihre Pforten geschlossen hatte. Als zum zweitenmal fremde Sieger zum Rhein kamen, hat die Universität Köln sich wiedergefunden, ihre Hörsäle von neuem geöffnet.

Nichts hatte Köln so sehr geschmerzt wie der Verlust der alten Universität. Es glaubte nach 1815, nach der Eingliederung in die preußische Monarchie, für die Wiedergewinnung der höchsten Schule des weiten Gebietes, als dessen Metropole es sich allzeit gefühlt, jede Vorbedingung zu haben: die Erinnerung an die große Vergangenheit, die Darbietungen des neu sich regenden Lebens der Gegenwart. Die linksrheinische Großstadt hat vergeblich gehofft. In den Jahren, da Preußens Aufstieg aus Ohnmacht zur Größe sich vollendete, ist der für des Gesamtlandes Blüte so vielbedeutende Westen das an Hochschulen ärmste Gebiet der Monarchie geblieben. Die Rheinlande mit etwa der siebenfachen Menschenzahl wie altpreußische Provinzen, an Bedeutung und Wirtschaftsmacht um ein vielfaches ihnen überlegen, hatten nur die einzige, junge Universität in Bonn, während in dem an Menschenzahl viel kleineren Baden zwei, in Bayern drei Universitäten blühten. Vor allem besaß und erhielt der deutsche Nordwesten keine Großstadtuniversität, auch dann nicht, als nach der Reichsgründung die Studenten in wachsenden Scharen nach den Universitäten strebten, die an Zentralpunkten des wirtschaftlichen und sozialen Lebens lagen.

Gustav von Mevissen hatte schon um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts die Wiedererrichtung der Kölner Universität zum Programmpunkt erhoben, ohne verständnisvollen Widerhall für die Erfüllung seiner Wünsche zu finden. Auf seinem Testament fußend, hat die Stadt Köln unter Auffüllung des Stiftungsfonds und Uebernahme der weiteren Kosten die erste selbständige Handels-Hochschule Deutschlands ins Leben gerufen, die am 1. Mai 1901 ihre Vorlesungen aufgenommen hat. Ihr folgten am 10. Oktober 1904 die Akademie für praktische Medizin, am 21. Februar 1906 die Vereinigung für rechts- und staatswissenschaftliche Fortbildung. Während der ersten anderthalb Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts sind in mühsamer Kleinarbeit diese Hochschulen weiter entwickelt worden. Von ihnen hatte die Handels-Hochschule die größten Erfolge aufzuweisen. Sie war bei Ausbruch des Krieges die angesehenste und am stärksten besuchte unter den Handels-Hochschulen Deutschlands. Die Wirksamkeit der Akademie für

praktische Medizin wurde dadurch begrenzt, daß entgegen den ursprünglichen Aussichten, die im Kultusministerium eröffnet worden waren, die Anrechnung der an ihr verbrachten klinischen Semester auf das medizinische Studium nicht gewährt wurde. Am 1. Mai 1912 trat neben die Handels-Hochschule die Hochschule für kommunale und soziale Verwaltung, die namentlich auf dem Gebiet der Ausbildung von Sozial-Beamten und -Beamtinnen beachtenswerte Ergebnisse erzielte. Mehr noch als die Handels-Hochschule hatte sie aber von vornherein um Anerkennung ihrer Leistungen zu kämpfen.

Es zeigte sich allmählich deutlicher, daß diese Hochschulen, so Ausgezeichnetes sie sachlich zu bieten wußten, in ihrer Vereinzelung auf die Dauer nicht genügten. Die Fachhochschulen konnten erst Vollkommeneres bieten, wenn sie mit ihren Sonderaufgaben in den Rahmen für universellere Bildungsziele eingegliedert wurden.

Bei dem Erreichten konnte Köln demnach nicht stehen bleiben, wenn es nicht infolge der Zeitentwicklung hinter anderen Städten immer mehr ins Hintertreffen geraten und damit der Gefahr unterliegen wollte, daß die gebrachten Opfer auf die Dauer keinen Ausgleich mehr in den erzielten Ergebnissen fänden.

Schon in der Vorkriegszeit fanden Bestrebungen ihren Ausdruck, die sich um Zusammengliederung und Ergänzung des Geschaffenen im Rahmen einer Universität mühten. 1910 habe ich die ersten Anträge wegen Erweiterung der Aufgaben und Berechtigungen an das Kultusministerium gerichtet, das sich den Kölner Anträgen gegenüber schroff ablehnend verhielt. In einer Denkschrift vom Juni 1913 erbrachte ich den durch zahlreiche Belege gestützten Nachweis, daß Köln als Großstadt Anspruch auf eine Universität machen kann, daß Vergangenheit wie neuzeitliche Anstrengungen Kölns diesen Anspruch unterstützen, daß Kölns Wünsche nicht wegen Nähe der Universität Bonn abgewehrt werden können, daß dies insbesondere um deswillen nicht angeht, weil zwischen der Bonner und einer neuen Kölner Universität wesentliche Unterschiede sich herausbilden und vertiefen würden. Wenn auch die angeschnittenen Fragen im engsten Kreise damals erörtert und durchgesprochen wurden, so kam die Frage doch ihrer Entscheidung nicht merklich näher. Erst nach Ausbruch des Weltkrieges, mit dessen Beginn die Universität Frankfurt a. M. ins Leben getreten war, wurden Voraussetzungen für die Kölner Hochschulentwicklung deutlicher, als sie bis dahin gewesen. Die großen geistigen und materiellen Interessen, die sich für Köln mit dem Universitätsgedanken verbanden, erschienen, wie ich in einer zweiten Denkschrift vom 16. März 1915 dartun konnte, mehr denn je im Einklang mit den allgemeinen Bedürfnissen des universitären Unterrichts in Deutschland. In dieser Denkschrift wurde der Ausbau der bestehenden Kölner Hochschuleinrichtungen zu einer neuzeitlichen Anforderungen entsprechenden Universität

gefordert und gezeigt, daß nach dem bereits in den Kölner Hochschulinstituten und Kliniken Gebotenen nicht unüberwindliche finanzielle Schwierigkeiten sich solchem Plan entgegenstellten. Der Kostenaufwand konnte sich, gemessen an den bereits für die Hochschulen festgelegten Zuwendungen, in erträglichen Grenzen halten. Das Neuerstrebte sollte dem weiten Aufgabenkreis dienen, der nach Beendigung des Völkerringens, wie immer es auch ausgehen mochte, bewältigt werden mußte.

Im Sommer und Herbst des Jahres 1915 hat das engere Dozentenkollegium der Kölner Hochschulen diese Probleme in einer Reihe von Sitzungen durchgesprochen und sich einhellig auf den Boden der Universitätswünsche gestellt. In den Tagen der damaligen politischen Hochspannung erschien es aber nicht angängig, die angeschnittenen Fragen in weiteren Kreisen zu behandeln. Nach Amtsantritt des Oberbürgermeisters Adenauer konnte ich diesem im September 1917 die genannten Denkschriften vorlegen und ihm über die geplante Fortentwicklung der Kölner Hochschuleinrichtungen Vortrag halten. Wie er die Notwendigkeit der wirtschaftlichen Fürsorge für die ihm anvertraute Stadt erfaßte, deren Verschönerung und Erweiterung weitsichtig in Aussicht nahm, so hat er auch den Universitätsplan lebhaft aufgegriffen und sich in der Folgezeit mit großer Energie für seine Verwirklichung eingesetzt. Aus Verhandlungen mit dem Referenten für Universitätsangelegenheiten im Kultusministerium, dem damaligen vortragenden Rat Becker, die im März 1918 stattfanden, sich dann aber über den Sommer des Jahres resultatlos hinschleppten, erwuchs dessen Idee, die Kölner Handels-Hochschule, ähnlich wie die Landwirtschaftliche Akademie in Poppelsdorf, der Universität Bonn anzugliedern. Bei siegreichem Kriegsausgang wäre diese Möglichkeit, die ideell sehr anspricht, aber schon bei den örtlichen Entfernungen wirklich fruchtbringende Ergebnisse doch nur sehr bedingt hätte zeitigen können, vielleicht als erste Etappe kommender Kölner Hochschulentwicklung zu begrüßen gewesen. Verhandlungen über die Wege praktischer Gestaltung solcher Gedankengänge, die für Mitte November 1918 in Aussicht genommen waren, unterblieben infolge des Zusammenbruchs und des Umsturzes der politischen Verhältnisse. Als die so lange von Deutschlands Grenzen ferngehaltenen Gegner unsern zurückgedrängten Heeren auf dem Weg zum Rheine folgten, als ich die letzten deutschen Regimenter ermüdet, aber noch in gutem Zusammenhalt über die Rheinbrücken ziehen sah, wurde mir klar, daß für die neue Zeit das seitherige Tempo langwieriger Ueberlegungen und endloser Verhandlungen nicht mehr genüge. Anstelle des allzu genauen Abwägens von Gründen und Gegengründen mußte schnelles, entscheidendes Wagen treten. Die Waffen der Technik waren uns aus der Hand geschlagen, die militärischen Machtmittel verloren, das Rheingebiet fremdem Kultureinfluß preisgegeben. Wenn es nicht auf die Dauer deutscher Kultur verloren gehen, wenn es uns wirklich Heimat

Digitized by Google

bleiben sollte, mußten Grenzfesten von der Art errichtet werden, wie sie allein noch in unserer Zeit sich zu behaupten verstehen. In einer Unterredung mit Oberbürgermeister Adenauer am Montag, 16. Dezember 1918 stellte ich fest, daß diesen ganz ähnliche Gedanken bewegten. In seinem Auftrag fuhr ich, begleitet vom Reichstagsabgeordneten Meerfeld, trotz schwierigster Verkehrsverhältnisse nach Berlin, um die durch den Umsturz unterbrochenen Verhandlungen unter stadtkölnischem wie nationalem Gesichtspunkt im Kultusministerium weiterzuführen. Unter gewandelten Verhältnissen gelang es, zunächst den Kultusminister Haenisch und dann auch den damaligen Geheimrat und späteren Kultusminister Becker, der nach anfänglichem zähesten Widerstand sich überzeugen ließ, daß sein Lieblingsgedanke Aussicht auf Verwirklichung nicht habe, dahin zu bringen, das bisherige Nein in ein Ja zu verwandeln.

Am 4. Januar 1919 hat die preussische Regierung durch ihr Gesamtministerium den Plan der Stadt Köln, ihre wissenschaftlichen Anstalten zu einer neuartigen Universität auszubauen, im Prinzip gebilligt. Damit war der Stadt Köln die Erlaubnis erteilt, unter Ausbau und Zusammengliederung des bereits Geschaffenen sich eine Universität zu sichern, die neuzeitlichen Anforderungen Genüge leistet. Nach nicht endenden, immer wieder vertagten Verhandlungen war endlich der Weg freigelegt, der aufwärts führen konnte. Die neuen Kulturprobleme, die Versuche, deutsche Art und Wissenschaft am Rhein gegen fremde Einflüsse zu verteidigen, konnten in Angriff genommen werden.

Am 17. Januar 1919 fand im Hansasaal des Rathauses die erste Versammlung der Kölner Professoren und Dozenten statt, die zur Wirksamkeit an der neuen Universität berufen werden sollten, nachdem am Tage vorher in der geheimen Sitzung der Stadtverordneten-Versammlung die Umrisse des Plans aufgezeichnet worden waren.

In zäher Arbeit sind in den nächsten Monaten die nötigen Bestimmungen und Satzungen für die Universitätsneugründung vorbereitet worden. Am 20. März 1919 stimmte die Stadtverordneten-Versammlung dem Vertragsentwurf betr. Ueberführung der Kölner Hochschulen in die erste Universitätsfakultät zu. Gegen Ende Mai waren die Vorbereitungen beendet, war Uebereinstimmung zwischen den Kölner Wünschen und den Rücksichten auf die übrigen Universitäten des Staates erzielt. Einhellig hat die preußische Staatsregierung, haben alle Minister aus den damaligen Koalitionsparteien am 27. Mai 1919 nachstehenden Beschluß gefaßt:

„Der Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung wird hiermit auf den Bericht vom 26. Mai 1919, U I 1126, ermächtigt, den vorgelegten Vertrag über die Errichtung einer Universität in Köln namens der preußischen Staatsregierung mit der Stadt Köln abzuschließen. Mit dem Zeitpunkt des Vertragsschlusses ist die

Digitized by Google

Universität Köln errichtet und tritt in den Genuß der ihr zustehenden Rechte."

Am 27./29. Mai 1919 ist der Universitätsvertrag zwischen Staat und Stadt endgültig getätigt worden.

Zur Gründungsfeier der Universität ließ Oberbürgermeister Adenauer im Namen der Stadt Einladungen an Reichs- und Staatsbehörden, an Professoren, Studenten und Bürgerschaft ergehen. Am 12. Juni 1919 ist im großen, mit altkölnischen Fahnen geschmückten Saal des Gürzenich die neue Universität durch den damaligen Unterstaatssekretär des Ministeriums für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung, Professor Dr. Becker, eröffnet worden.*) Am gleichen Tage wurde ich durch die Ordinarien für die erste Rektoratsperiode, die vom Eröffnungstag bis zum 15. Oktober 1920 dauerte, zum Rektor der neugegründeten Universität erwählt. Mir folgte im Rektorat vom 15. Oktober 1920 bis 15. Oktober 1921 Geh. Medizinalrat Prof. Dr. Moritz. Zum dritten Rektor der Universität wurde Professor Dr. iur. Lehmann gewählt.

Nach ihren Satzungen hat die Universität Köln, wie die übrigen Landesuniversitäten die Aufgabe, die ihrer Pflege zugewiesenen Wissenschaften frei von Einseitigkeiten und unabhängig von Parteien zu lehren, sowie sie durch selbständige wissenschaftliche Arbeiten und Untersuchungen zu fördern. Sie hat die allgemeine wie besondere wissenschaftliche Ausbildung der studierenden Jugend für Berufsarten, für die eine höhere wissenschaftliche Bildung erforderlich oder nützlich ist, sachgemäß weiterzuführen und sie auch zum Eintritt in die verschiedenen Zweige des höheren öffentlichen Dienstes tüchtig zu machen.

Die Berufung zu einem Lehramt ist unabhängig von der religiösen und politischen Ueberzeugung oder Betätigung. Auch dem lehramtlichen Wirken dürfen aus solchen Gründen Schranken nicht gesetzt werden.

Es ist Hauptpflicht sämtlicher Lehrer, zur Erreichung dieses Zweckes nicht nur das ihrer besonderen Pflege überwiesene Lehrfach würdig zu vertreten, sondern auch sich zu bemühen, auf die sittliche Entwicklung und Charakterbildung der Studierenden Einfluß zu erwerben und auszuüben.

Der Universität liegt es ob, die wissenschaftliche Forschung nicht nur in Verbindung mit dem Unterricht, sondern auch unabhängig davon durch besondere Einrichtungen zu pflegen.

Als Nachfolgerin der früheren Handels-Hochschule, der Akademie für praktische Medizin und der Hochschule für kommunale und soziale Verwaltung hat die Universität auch die Aufgaben dieser Hochschulen zu erfüllen.

Die Universität ist eine Veranstaltung des Staates und hat zugleich nach Maßgabe der Landesgesetze alle Rechte einer

*) Vergl.: Die Eröffnungsfeier der Universität Köln. Von Christian Eckert. Reden, gehalten bei dem Festakt im Gürzenich und der akadem. Feier in der Aula der Universität. Köln: H. Z. Gonski, 1919.

Digitized by Google

juristischen Person des öffentlichen Rechts. Sie führt das alte Siegel ihrer Vorgängerin und bedient sich dessen in ihren Urkunden.

Die Universität steht unter Aufsicht des Ministers für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung. Der Minister bestellt einen Kommissar, der in seinem Auftrag die Aufsicht an Ort und Stelle ausübt.

Zur Verwaltung der Universität ist neben den sonstigen bei Universitäten vorhandenen Organen das Kuratorium der Universität berufen.

Die Universität soll zunächst folgende Fakultäten umfassen:
die wirtschafts- und sozialwissenschaftliche Fakultät,
die rechtswissenschaftliche Fakultät,
die medizinische Fakultät,
die philosophische Fakultät.

Im Semester der Universitätseröffnung waren die wirtschafts- und sozialwissenschaftliche und die medizinische Fakultät ins Leben getreten. Die Wirksamkeit der letztgenannten Fakultät erstreckt sich vorerst auf die klinischen Semester. Innerhalb der wirtschafts- und sozialwissenschaftlichen Fakultät dozierte bereits eine Reihe von Fachvertretern aus Disziplinen, die später nach Durchführung der Neuberufungen in andere Fakultäten übertraten. Wie vorgesehen wurden nach dem Herbstzwischensemester, am 1. Januar 1921 die juristische Fakultät, zum Sommer-Semester 1920 die philosophische Fakultät der Universität eröffnet.

Die wirtschafts- und sozialwissenschaftliche Fakultät setzt sich zurzeit aus 9 ordentlichen Professoren, 2 Honorarprofessoren, 1 Privatdozenten, 2 Assistenten mit Lehrauftrag und 9 mit einzelnen Vorlesungen betrauten Herren, im ganzen aus 23 Lehrkräften zusammen.

Der rechtswissenschaftlichen Fakultät gehören zurzeit 7 ordentliche Professoren, 2 Honorarprofessoren, 2 Privatdozenten und 3 ministeriell beauftragte Dozenten, im ganzen 14 Lehrer an.

Die medizinische Fakultät wird zurzeit aus 14 ordentlichen Professoren, 1 außerordentlichen Professor, 2 Honorarprofessoren und 24 Privatdozenten, im ganzen 41 Lehrkräften gebildet.

Die philosophische Fakultät besteht zurzeit aus 13 ordentlichen Professoren, 2 Honorarprofessoren, 21 Privatdozenten, 9 Lektoren und 7 mit Vorlesungen und Kursen beauftragten bezw. betrauten Herren, im ganzen aus 52 Lehrern.

Insgesamt lehrten an der Universität im Sommer-Semester 1921 43 ordentliche Professoren, 1 außerordentlicher Professor, 8 Honorarprofessoren, 48 Privatdozenten, 30 Assistenten und sonstige Lehrkräfte.

Wenn eingewandt werden sollte, das so Geschaffene erweise sich nicht als vollwertig oder Kölns würdig, so darf darauf hingewiesen werden, daß keine Universität mehr eine völlige Universitas darstellt. Jede zeigt Lücken, jede könnte Ergänzungen verlangen. Gewiß ist die Gipfelhöhe noch nicht erreicht, manche

Digitized by Google

Bedürfnisse verlangen künftig Berücksichtigung. Insbesondere harrt noch die philosophische Fakultät des weiteren Ausbaus, ist für die medizinische Fakultät eine Ergänzung von Lehrkräften für den Unterricht in Anatomie und Physiologie anzustreben, damit das Studium der Medizin an der Universität Köln auch auf die ersten, die sogen. vorklinischen Semester ausgedehnt werden kann. Aber auch angesichts des für die Zukunft Gewünschten darf das Erreichte nicht gering geachtet werden.

Der Besuch an immatrikulierten Studierenden übertraf die hoffnungsfreudigsten Erwartungen. Während die Handels-Hochschule es niemals über 628, die Hochschule für kommunale Verwaltung nie über 158 Studenten gebracht hatte, die Akademie für praktische Medizin Ausbildung suchende Medizinstudierende überhaupt kaum unter ihren Hörern zählte, belief sich der Besuch der Universität im Eröffnungssemester 1919 auf 1299 Immatrikulierte. Er stieg in den nächsten Semestern wie folgt:

Herbst-Zwischensemester 1919	1620
Winter-Semester 1920	2432
Sommer-Semester 1920	3028
Winter-Semester 1920/21	3704
Sommer-Semester 1921	4012

Damit ist Köln schon in die Reihe der stärkstbesuchten deutschen Universitäten gerückt, hat fast die doppelte Zahl von Studierenden, die nach Straßburg in den Jahren seiner Blütezeit zogen.

Die in Tagen banger Sorge und tiefster Not wiedereröffnete Universität Köln soll der Gegenwart und Zukunft dienen. Das „Neuartige" ruht zum Teil darin, daß sie mit besonderer Liebe sich den Aufgaben widmet, aus deren Pflege einzelne ihrer Fakultäten herausgewachsen sind. Wir haben den Ehrgeiz, eine wirtschaftswissenschaftliche Studienanstalt ersten Ranges immer vollkommener auszubauen, die gekrönt wird vom Kuppelbau eines besonderen Forschungsinstituts für Sozialwissenschaften. Die Probleme der praktischen Medizin, die Fragen der Verwaltung, denen die früheren Kölner Hochschulen dienten, sollen besonders gepflegt werden. Neuartig ist unsere Universität aber auch darin, daß die kulturwissenschaftlichen Fächer mit größerem Nachdruck als sonstwo gefördert werden sollen. Nicht nur stadtkölnischen, nicht nur rheinischen und preußischen, sondern gesamtdeutschen Interessen wird damit am besten gedient.

Hier, wo die Völkerbrücke vom Westen zum Osten sich dehnt, soll eine deutsche Universität von Weltbedeutung jetzt wieder werden. Die Anfänge der preußischen Hochschule in Posen sind nicht ausgereift. Ueber dem dortigen Hochschulgebäude weht der weiße Adler der neuen polnischen Universität. Die älteste deutsche Universität, Prag, ging an die Tschechen verloren. Straßburgs reichsdeutsche Universität blieb eine Episode der

Digitized by Google

jüngsten Vergangenheit. Um so verheißungsvoller ist die Wiedereröffnung der einst berühmten alma mater Coloniensis. Wie Professoren vieler deutscher Universitäten dem Ruf nach Köln Folge leisten, wie hervorragende Lehrer und Forscher von Ordinariaten der angesehensten deutschen Hochschulen hierher gekommen sind, so muß es künftig auch Ehrensache für jeden preußischen und deutschen Studenten sein, wenigstens das eine oder andere Semester bei uns zu verleben. Sie können neben dem, was die Großstadtuniversität bietet, ihren Gesichtskreis in der nächsten Zeit durch Beobachtung fremder Eigenart weiten, können etwas lernen von den Methoden der Staatskunst, die England die Führung unter den Völkern in der Weltherrschaft zugespielt haben. Sie werden aber gerade dadurch, daß sie in Berührung mit Fremdgeartetem treten, die Heimat und ihr Vaterland von neuem und tiefer liebgewinnen.

Es wird in der Zukunft sich zu entscheiden haben, ob der tausendjährige Stamm deutscher Kultur in den Rheinlanden immer neue Blüten und Blätter anzusetzen vermag oder ob ihm zuviel vom Saft fremden Wesens allmählich zugeführt wird. Die Kölner Universität soll als Bannerträgerin einer neuen Zeit in schlichter stiller Arbeit mithelfen, dem deutschen Volk seinen Platz unter den Kulturvölkern wieder zu erringen, sie soll dem inneren Ausgleich und der außenpolitischen Versöhnung dienen. Sie will sein eine Pflegestätte deutschen Sinnes und wachsender Weisheit, eine Hüterin gefährdeter Menschheitsideale für bessere Zeiten.

*

Digitized by Google

DIE WIRTSCHAFTS- UND SOZIALWISSENSCHAFTLICHE FAKULTÄT

VON GEH. REG.-RAT PROF. DR. ECKERT

Die wirtschafts- und sozialwissenschaftliche Fakultät steht historisch wie der Reihe nach den übrigen Universitätsfakultäten voran. Sie will den wirtschaftswissenschaftlichen Unterricht, für den an den Universitäten im 19. Jahrhundert mehr hätte geschehen können, vollkommener gestalten, als dies in der Vorkriegszeit der Fall gewesen. Dies ist nur möglich dadurch, daß der Unterschiedlichkeit des Ausbildungszieles Rechnung getragen wird.

Sucht man sich den Aufgabenkreis zu vergegenwärtigen, der dem volkswirtschaftlichen Hochschulunterricht gestellt wird, so ist zu scheiden:

1. Die volkswirtschaftliche Durchbildung der künftigen Staats- und Gemeindebeamten. Diese haben zwar nicht in erster Linie wirtschaftliche Aufgaben zu lösen, aber es muß ihnen während der Studienzeit genügend wirtschaftliches Verständnis beigebracht, Einblick in die großen wirtschaftlichen Zusammenhänge gegeben werden. Jedem Juristen, dem Richter wie dem Anwalt, jedem Teilnehmer an kommunalen, provinzialen, staatlichen Verwaltungsaufgaben, jedem Mitglied der Finanzverwaltung, jedem Post- und Verkehrsbeamten, allen Mitarbeitern der staatlichen Bergbauverwaltung muß ein bestimmter Grad wirtschaftlicher Ausbildung zuteil werden.

2. Die wirtschaftswissenschaftliche Durchbildung derjenigen, die im kaufmännischen, gewerblicheu, landwirtschaftlichen Erwerbsleben oder als Techniker später ihre Berufsaufgaben suchen.

3. Die Fachausbildung der praktischen Volkswirte, die den kaufmännischen und technischen Leitern der wirtschaftlichen Unternehmungen zur Seite treten und die auch in öffentlicher Verwaltung, in den Interessentenverbänden als Berater und Leiter tätig sind. Sowohl in den großen staatlichen, wie in den großen Privatunternehmungen wird immer mehr auf ihre Mitarbeit zurückgegriffen werden müssen.

4. Die methodische Heranzüchtung der kleinen, aber sehr wichtigen Gruppe künftiger wirtschaftswissenschaftlicher Theoretiker.

Nur wo, wie in Köln, die Volkswirtschaftslehre ihre natürliche Ergänzung in der Betriebswirtschaftslehre findet, wo neben den Ordinarien der wirtschaftlichen Staatswissenschaften, die das Gesamtfach vertreten, eine Reihe von Ordinarien für Spezialgebiete, z. B. Wirtschaftsgeschichte, Sozialpolitik, Statistik, Versicherungswissenschaft, Soziologie ernannt sind, darf der Versuch gemacht werden, sämtliche Aufgaben zu lösen. Wie die Lehre vom menschlichen Körper, seinen Organen und deren Verrichtungen, von ihren Krankheiten und deren Heilmitteln längst

Digitized by Google

in einzelne medizinische Fächer aufgeteilt ist, wie die Rechtswissenschaft selbst an den kleinen Universitäten durch eine Reihe von mindestens fünf bis sechs Ordinarien vorgetragen wird, so ist das nicht minder große, schwer zu überschauende und schwer zu erforschende Gebiet vom Bau und Leben des sozialen Körpers, vom vielverschlungenen Walten und Wirken der Wirtschaftskräfte nur durch eine Reihe von Hochschullehrern in wechselseitiger Ergänzung nutzbringend darzustellen.

An der Kölner Fakultät, die über eine beträchtliche Reihe von Ordinarien und reiche wissenschaftliche Hilfsmittel verfügt, können die Unterrichts- und Forschungsaufgaben umfassend in Angriff genommen werden, während man sich an kleineren Universitäten mit Lösung eines Teils der gestellten Probleme begnügen muß. Fußend auf den Erfahrungen und Ergebnissen der früheren Handels-Hochschule führt die wirtschaftswissenschaftliche Fakultät deren Aufgaben im Universitätsrahmen weiter und setzt sich daneben die Fachausbildung praktischer Volkswirte zum Ziel. Hatte früher nur die Diplomatie mit der wirtschaftlich-rechtlich-sprachlichen Schulung ihrer Anwärter, die Forst- und Bergverwaltung mit rechtlich-wirtschaftlich-technischem Studium besondere Ausbildungsanforderungen gestellt und eigenen akademischen Lehrgang für ihre Betriebe geschaffen, so wird künftig auch die Reichsfinanzverwaltuug bei ihrem großen Bedarf an durchgeschulten und sachverständigen Beamten an diesem Problem nicht vorübergehen können. Die Universität Köln hat es unter Führung ihrer wirtschafts- und sozialwissenschaftlichen in Verbindung mit der rechtswissenschaftlichen Fakultät übernommen, von sich aus einen finanzwissenschaftlichen Lehrgang neuer Art vom Winter-Semester 1921 an einzurichten.

Im Sommer-Semester 1921 waren an der wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät vier ordentliche Lehrstühle für wirtschaftliche Staatswissenschaften (Volkswirtschaftslehre und Finanzwissenschaft) errichtet. Der Finanzwissenschaft, die lange stiefmütterlich an vielen deutschen Universitäten behandelt wurde, und die bei der Fülle ungelöster Fragen an Bedeutung alljährlich gewinnt, wird in Köln besondere Aufmerksamkelt geschenkt. Für Einzelzweige der wirtschaftlichen Staatswissenschaften bestehen besondere Ordinariate. So sind ordentliche Lehrstühle für Sozialpolitik und für Versicherungswissenschaft eingerichtet. Auch hat Köln als erste der deutschen Universitäten ein Ordinariat für Wirtschaftsgeschichte. Für Betriebswirtschaftslehre waren zwei ordentliche Lehrstühle besetzt. Zwei hauptamtliche Assistenten haben Lehrauftrag für diese Disziplin. Außerdem wirken zwei Honorarprofessoren, einer für kommunale Sozialpolitik, der andere für Volkswirtschaftslehre, und ist ein Privatdozent für Statistik tätig. Daneben sind mit Einzelvorlesungen noch neun erfahrene Praktiker im Sommer-Semester 1921 betraut gewesen.

Wenn schon die Sonderung in der Lehre nötig ist, so muß

sie erst recht für die Forschung gefordert werden, wo sie sich unangefochten durchsetzt, ganz ähnlich wie dies in der Medizin der Fall ist. Für die Forschung vertieft sich jeder in ein Lieblingsgebiet der Gesamtwissenschaft, das er beherrscht und auf dem allein er auch dem praktischen Volkswirt gegenüber bestehen kann. Dafür, daß der einzelne nicht zu sehr Kleinforscher wird und des Zusammenhangs der Wissenschaft enträt, sorgen beim Akademiker die seminaristischen Uebungen, das Beschäftigen mit den Diplom- und Doktorarbeiten. Da den Neigungen und Lebenszielen der einzelnen Studenten Rechnung getragen werden muß, bleibt jeder Gelehrte, der zugleich Lehrer ist, genötigt, sich mit Gedankenkreisen vertraut zu machen, die nicht unmittelbar mit seinem engsten Arbeits- und Wissensgebiet in Berührung stehen. Die Verbindung von Forschung und Lehre hat den unleugbaren Vorteil, daß jeder Professor sich immer darüber Rechenschaft gibt, wie er das von ihm in wissenschaftlichem Vordrängen Gefundene darstellen, wie er es anderen veranschaulichen und deutlich machen kann. Wenn Schmoller betonte, bei der Vorbereitung auf die Vorlesung seien ihm seine besten allgemeinen Gedanken gekommen, die er dann in seinem „Grundriß" festgehalten hat, so soll auch derjenige, der in erster Linie Forscher sein will, daran denken, wie das von ihm Gefundene pädagogisch ausgewertet werden kann, darf er nicht vergessen, daß die Nationalökonomie eine Gegenwartswissenschaft ist, die nicht für Weltfremde, nicht für einen kleinen Kreis der Fachgenossen arbeitet, sondern heute mehr als je berufen ist, an dem Wiederaufbau von Volk und Vaterland zu arbeiten.

Wie schon früher an der Handels-Hochschule haben auch an der wirtschafts- und sozialwissenschaftlichen Fakultät, neben der Anleitung zu wissenschaftlich-produktiver Arbeit (Seminare) die Uebungen in Form von Besprechungen ausgewählter Probleme (Kolloquien) weitgehende Berücksichtigung und so vielseitigen Ausbau gefunden wie an kaum einer anderen Universität.

Beim Aufstellen der Vorlesungspläne wird dafür Sorge getragen, daß die Darbietungen in den Wirtschaftswissenschaften mit den einschlägigen juristischen und anderseits auch mit philosophischen, geschichtlichen, technologischen Vorlesungen und Uebungen zusammengegliedert werden können, sodaß für die Studenten der obengenannten Gruppen genügend Auswahl und Verbindungsmöglichkeit in der Semesterverteilung bleibt. Die Ausarbeitung von Studienplänen, wie sie schon an der Kölner Handels-Hochschule erprobt wurden, hat sich als wertvoll erwiesen. Sie bezeichnen dem wirtschaftlich Interessierten jene Vorlesungen, die ihm im wechselseitigen Zusammenschluß ein gutes Bild vom Aufbau der materiellen Kulturwelt geben.

Für die Art der unterrichtlichen Behandlung stehen in der Volkswirtschaftslehre zunächst die Methoden zur Verfügung, die der wissenschaftliche Hochschulunterricht allgemein anwendet.

Die Abteilung der Universitätsbibliothek, die das Gebiet der volkswirtschaftlichen Literatur umspannt, gehört zu den besten und reichhaltigsten Büchereien Preußens. Neben der deutschen ist in der Vorkriegszeit auch der ausländischen, vor allem der englischen, französischen und amerikanischen Literatur Aufmerksamkeit geschenkt worden. In der wirtschaftsstatistischen Abteilung sind die amtlichen Quellenwerke der staatlichen und städtischen statistischen Aemter aus fast allen Ländern gesammelt. Die Zahl der gehaltenen volkswirtschaftlichen Zeitschriften beträgt über 200. Außer der Universitätsbücherei, die in erster Linie als Leihbibliothek dient, ist die Bibliothek der volks- und betriebswirtschaftlichen Seminare zu nennen, die als Standortbibliothek nur in den Seminarräumen selbst benutzt werden kann. Durch Schenkung einer hervorragenden Büchersammlung gehört sie jetzt zu den besteingerichteten und umfaßendsten der deutschen Seminarbibliotheken.

Daneben kommen besondere Hilfsmittel, die den eigenartigen Schwierigkeiten des volkswirtschaftlichen Denkens entgegenarbeiten sollen, in Betracht.

Von diesen ist in erster Linie das Archiv für Volkswirtschaft und Handelstechnik zu nennen. Es gliedert sich in 6 Gruppen. In der Gruppe I ist das einzelne wirtschaftliche Gesellschaften betreffende Material: Bilanzen, Statuten, Prospekte, Festschriften, vereint. Gruppe II bringt die Sammlung von Berichten über die verschiedenen Wirtschaftszweige, über wichtige Fragen der Volks- wie Betriebswirtschaftslehre und Verwaltung. Gruppe III ist die Sammlung der wirtschaftlichen Veröffentlichungen von Korporationen, Verbänden und sonstigen Vereinigungen in 23 Abteilungen. Gruppe IV bringt die regelmäßig erscheinenden Börsen- und Wochenberichte, Prämien- und Devisenofferten der Banken, während Gruppe V die möglichst lückenlose Sammlung aller finanztechnischen und sonstigen kommerziellen Nachschlagebücher, einschl. Adreßbücher, Schiffsregister, Telegraphenschlüssel, Bestimmungen über Zolltarife und Handelsgebräuche, Zeitungskataloge usw. erstrebt. Besondere Aufmerksamkeit findet bei Besuchern und Benutzern des Archivs die Gruppe VI mit ihren Karten, Plänen, Zeichnungen und graphischen Darstellungen.

Neben und in Ergänzung des noch zu erwähnenden Museums verdeutlicht das Archiv eine große Anzahl von regelmäßig wiederkehrenden oder sonstigen typischen Erscheinungen des Wirtschaftslebens durch Schaubilder. Zu den fortlaufenden bildmäßigen Darstellungen gehören beispielsweise die Reichsbankausweise, die Devisenkurse, die Diskontsätze, die Entwicklung des Außenhandels, der Bevölkerungsbewegung, Beschäftigungszahlen, Produktionsziffern, weltwirtschaftliche Erscheinungen und dergleichen mehr. Auch allgemeine Probleme des Wirtschaftslebens, der Zusammenhänge des industriellen Werdeganges bei Großunternehmungen und ihrer wechselseitigen Verflechtung

lassen sich in Uebersichten und Bildern anschaulich machen. In den Zeichnungen und Bildern, vor allem in den Flächendarstellungen, läßt sich ein treffliches Material für Lehr- und Forschungszwecke gewinnen. Mittels der Epidiaskope, die in vier Kölner Hörsälen für den volkswirtschaftlichen Unterricht seit mehr als einem Jahrzehnt bereitgestellt sind, können solche Lehrbilder für größere Zuhörerscharen auf den Lichtschirm übertragen und dort erläutert werden. Selbst der Kinematograph hat bereits im Krieg seinen Einzug in das Kölner Hochschulgebäude gehalten.

Das Kölner Museum für Handel und Industrie will das Wort als Lehrmittel durch plastische Veranschaulichung des wirtschaftlichen Lebens ergänzen.

In einer technische Einzelkenntnisse nicht voraussetzenden Form sollen namentlich die Grundlagen unseres gewerblichen Wirtschaftsbaues in Rheinland-Westfalen versinnlicht werden. Die Rohstoffe werden von den Lagerstätten, Bodenerzeugnisse vom Acker aus im Entstehungsgang verfolgt, in den Abwandlungen, die zwischen dem zunächst der Erde abgerungenen Produkt und dem Fertigfabrikat durchlaufen werden, vorgeführt. Nicht so sehr in den Bildern, Diagrammen und Tabellen, sondern in den gesammelten Originalen und in den Modellen liegt das Eigenartige. Aus der Fläche werden die Anschauungsfaktoren in den Raum gestellt, sie wirken dreidimensional ganz anders als jede frühere Art der Veranschaulichung. Dabei wird tunlichst das Ganze des wirtschaftlichen Werdeganges zu erfassen gesucht. Auch die Art und der Umfang, wie sich ein Produktionszweig in den Gesamtrahmen des Wirtschaftslebens einpaßt, wird veranschaulicht. Wie die einzelnen Unternehmungen kaufmännisch-wirtschaftlich organisiert sind, wie sie ineinander übergreifen, was alles in einer Unternehmungseinheit zusammengefaßt wird, kommt zur Darstellung. Wenn, um nur einzelne Beispiele zu nennen, der geologische Aufbau Rheinland-Westfalens mit natürlichen Gesteinsarten in richtigen Maßverhältnissen reliefiert ist, wenn in plastischen Darstellungen die Hochofenentwicklung vorgeführt, wenn die Ueber- und Untertaganlagen eines großen Kohlenbergwerks in allen Einzelheiten modelliert sind, die Arbeiterschutzvorrichtungen einer Scherenschleiferei, Webstühle, Arbeitsmaschinen in originaler Größe oder verkleinert vor den Studenten arbeiten, vermittelt dies ein schnelleres und besseres Verständnis für das Wirtschaftsleben, als wenn nur von solchen Vorkommnissen gesprochen wird oder sie in Bildern vorgezeigt werden.

Besonders wertvoll erweist sich das Museum zur Vorbereitung für die Besichtigungen, die vom Modell und den Einzelstücken zu den lebenswirklichen Großanlagen der Handels-, Industrie- und landwirtschaftlichen Unternehmungen führen. Diese Besichtigungen entwickeln die Beobachtungsgabe und die Fähigkeit,

das Gehörte mit der unmittelbaren Anschauung in Verbindung zu bringen. Die frühere Kölner Handels-Hochschule hatte sie in Friedenszeiten in einer Weise ausgebaut, wie sie wohl nirgends sonst geboten worden ist. Sie hatte ihre Studierenden mit den Musterbetrieben fast aller Zweige des heimischen Wirtschaftslebens bekannt gemacht. Indem sie dem Studierenden die Kenntnis von den großartigen Leistungen deutscher Schaffenskraft vermittelte, spornte sie ihn an, selbst nach dem Maß seiner eigenen Kräfte und Fähigkeiten den Vorbildern nachzueifern, steckte sie dem jugendlichen Tatendrang praktische Ziele. Teils schlossen sich die Besichtigungen an bestimmte wirtschaftliche oder technologische Vorlesungen an, um das Durchgesprochene durch sofortige Anschauung zu ergänzen, teils wurden sie, sofern nicht Raummangel bei den zu besichtigenden Firmen eine Begrenzung bot, den Studierenden mehrerer Vorlesungen freigegeben.

Die Kölner Handels-Hochschule war bei den Ausflügen, die die zentrale Lage der Stadt inmitten des größten und höchstentwickelten deutschen Wirtschaftsgebietes in Rheinland-Westfalen erlaubte, nicht stehengeblieben. Sie wollte nicht nur einen unmittelbaren Einblick in die Vorbedingungen der heimischen Produktion und des binnenländischen Handels vermitteln, sondern suchte den Studierenden darüber hinaus eine direkte Anschauung von dem Getriebe der Weltwirtschaft, dem Aufbau des internationalen Verkehrs, des überseeischen Warenaustausches zu geben. Solche Aufgaben konnten nicht in den Semestern selbst gelöst werden. Für sie mußte ein Teil der Ferien herangezogen werden.

Das Selbstbeobachtete und Erlebte, nicht das Erzählte und Gelesene allein ist in jungen Jahren vielfach lebenentscheidend. Gerade weil die Volkswirtschaftslehre nicht nur Tatsachen-, sondern auch Menschenstudium verlangt, sind Reisen, die mit Land und Leuten zugleich Berührung geben, von höchstem Wert. Freilich wirken die auf Reisen gewonnenen Eindrücke leicht zu stark, überwältigen sie in ihrer unvermeidlichen Einseitigkeit oft den jugendlichen Geist. Während es sich sonst im akademischen Unterricht meist um ein Verdeutlichen unklarer Vorstellungen, um ein Vertiefen flüchtiger Eindrücke handelt, müssen die bei Studienausflügen gewonnenen Vorstellungen auf ein bescheideneres Maß zurückgedrängt werden. Sie können nur dann Erfolg versprechen, wenn das Schauen unter Leitung erfahrener Dozenten, die im Fühlen und Denken den Studierenden noch nicht ferngerückt sind, sich vollzieht.

Die Ziele solcher Fernfahrten, die ich an der Kölner Handels-Hochschule anregte und, unterstützt durch Professor Moldenhauer, später auch durch andere Dozenten, organisierte, waren weitgreifender und bedeutsamer als sie bei anderen Hochschulen gewesen. Ich legte stets Wert darauf, durch Zuschüsse, die ich bei Hochschulgönnern sammelte, einer Reihe fähiger, aber minder-

Digitized by Google

bemittelter Studenten fast ganz kostenlos die Teilnahme zu ermöglichen, ohne daß unter den Reisegefährten bekannt wurde, wer von ihnen Stipendiat gewesen.

Schon 1906 führte eine nahezu vierwöchige Fahrt Kölner Studenten zu den wichtigsten westeuropäischen Kontinentalhäfen. An den Randgebieten des östlichen Mittelmeers, in den Haupthäfen Italiens, Griechenlands und der Türkei, entlang der deutschen Bahn in Kleinasien lagen die Ziele einer Ueberseefahrt im Jahre 1907. Die Studienreise des Herbstes 1908 hatte sich das äquatoriale Ostafrika als Ziel gesetzt. Der Besuch der britischen und deutschen Koloniallande gab Gelegenheit, Vergleiche zwischen englischer Kolonisierungskunst und deutscher Kolonialarbeit zu ziehen. Im Herbst 1910 sind wichtige Punkte der Vereinigten Staaten von Amerika besucht worden. In der Erkenntnis, daß es sich vor allem um Gewinnung eines Gesamteindrucks, nicht um Einzelstudien handeln konnte, wurde das Reiseprogramm so entworfen, daß innerhalb von rund drei Monaten ein Ueberblick der Größe und Verschiedenartigkeit des Landes verschafft wurde. Gerade auch der Besuch von Orten, die vom Strom des Reisepublikums wenig berührt werden, die in Europa nicht sehr bekannt, selbst von vielen Amerikanern nicht besucht sind, wie Duluth, Butte, Seattle, Pomona, hat sich lohnend und lehrreich gestaltet. Das Jahr 1912 brachte Studienreisen nach London und Umgebung, wie durch Belgien, 1913 durch Nordfrankreich, durch ganz England, durch Südschweden. Für das Jahr 1915 war eine fünfmonatige Studienfahrt nach Ostchina und Japan geplant, für die wesentliche Vorbereitungen bereits getroffen waren. Der Weltkrieg hat sie nicht zur Ausführung kommen lassen.

Jede derartige größere Studienfahrt, wie sie die Kölner wirtschaftswissenschaftliche Fakultät nach Wiederkehr einigermaßen normaler Verkehrsverhältnisse von neuem aufzunehmen gedenkt, verlangt eine eingehende Vorbereitung durch Vorlesungen vor ihrem Beginn, die in Vorträgen und Besprechungen während der Reise ihre notwendige Ergänzung finden. Namentlich auf den langen Seefahrten gab sich Gelegenheit zu regem täglichen Gedankenaustausch zwischen Professoren und Studenten, zu Kolloquien über ausgewählte Themen, die sich auf den großen Schiffen in einem der Gesellschaftsräume oder auf dem freien Deck einrichten ließen. Besonders während der Afrikareise wurden sie auf dem von mir gecharterten Dampfer in geradezu idealer Weise durchgeführt. Die Studienfahrten, die ich nach Ueberwindung beträchtlicher Schwierigkeiten für die Kölner Studenten eingerichtet hatte, werden bei Wiedergesundung der internationalen Wirtschaftsbeziehungen um so öfter Nachahmung finden, je mehr das Problem der künftigen volkswirtschaftlichen Ausbildung an Klarheit gewinnt. Während des Zeitalters der im Großkrieg zerstörten, neu aufzubauenden Weltwirtschaft werden umsichtig organisierte, bis ins kleinste vorbereitete Studienreisen

Digitized by Google

als beachtliches Glied im akademischen Lehrplan deutscher Hochschulen erkannt werden. Ihre Studienbeflissenen hatten früher den Blick allzusehr auf das Binnenland gerichtet, waren mit dem Seelenleben anderer Völker in den Jahren des Reifens allzuwenig in Berührung gekommen.

Den Auslandstudien der Universität dient auch das „Deutsch-Südamerikanische und Iberische Institut", das zwar keine unmittelbare Universitätsveranstaltung, aber in den Räumen der Universität untergebracht ist. Die Bibliothek, die Zeitungsausschnittsammlung, die Kartotheken des Institus werden nicht nur der Auskunftserteilung, sondern auch für Forschungen nutzbar gemacht, die sich auf die iberische Halbinsel und deren Pflanzstaaten in Mittel- und Südamerika beziehen. Bei der großen Bedeutung, die die Uebersee-Staaten mit spanischer und portugiesischer Umgangssprache im Weltwirtschaftsleben gewinnen, sind die nahen Beziehungen der Universität zum Deutsch-Südamerikanischen und Iberischen Institut gerade für die Studierenden der Volkswirtschaftslehre von hohem Wert.

Die wirtschaftswissenschaftlichen Studienveranstaltungen der Universität Köln werden gekrönt von einem besonderen Forschungsinstitut für Sozialwissenschaften. Die Neuzeit hat auf fast allen Gebieten menschlichen Wirkens gezeigt, daß am leichtesten in gut ausgerüsteten Arbeitsstätten die Leistung zur Höchstentfaltung zu bringen ist, daß sie in vielen Fällen sogar an solche Voraussetzung gebunden bleibt. Selbst höchstwertige Qualitätsarbeit ließ sich unter solchen Vorbedingungen am vollkommensten erzielen. Das Kölner Institut hat eine durch seine Ziele gerechtfertigte weitgehende Selbständigkeit. Mit den Universitätseinrichtungen für den wirtschaftswissenschaftlichen Unterricht ist das Institut organisch insoweit zusammengegliedert, wie dies ein wahrhaft wissenschaftlicher Betrieb und die Auswertung aller vorhandenen Möglichkeiten erfordert. Das Institut will nicht ein einfaches Hochschulseminar sein, sondern die Arbeiten der Seminare, in denen überwiegend Anfänger, Lehrlinge der Wissenschaft sich zusammenfinden, um überhaupt erst wissenschaftlich arbeiten zu lernen, und solche, die notwendigerweise eine möglichst vielseitige Ausbildung suchen, ergänzen. Neben Gelehrten, die lediglich soweit zur Lehrtätigkeit verpflichtet werden, wie ihren eigenen Neigungen entspricht, sind mit Einzelarbeiten auch auswärtige und jüngere Fachgenossen betraut, ähnlich wie dies bei den historischen Archiven schon lange der Fall ist. Hilfskräfte sind für unerläßliche Kleinarbeit, die bei eindringender Forschung sich schnell mehrt, gewonnen.

Die wirtschafts- und sozialwissenschaftliche Fakultät weist seit ihrer Eröffnung folgende Besucherzahlen auf:

Sommer-Semester 1919	1191
Herbst-Zwischensemester 1919	1407
Winter-Semester 1919/20	1896

zed by Google

Sommer-Semester 1920	2097
Winter-Semester 1920/21	2368
Sommer-Semester 1921	2589

Seit der Universitätseröffnung ist die Zahl der Immtrikulierten auf das 2½fache des Anfangsbestandes, auf mehr als das 6fache des Höchstbesuches, den die Handels-Hochschule jemals aufzuweisen hatte, gestiegen. Der Zuwachs der Studenten in der wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät seit dem Gründungssemester ist stärker als der Gesamtbesuch der drei übrigen Fakultäten, die seitdem neu ins Leben getreten sind. Von den 2538 Deutschen, die im Sommer-Semester 1921 in der wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät eingeschrieben waren, stammten 1014 aus Köln, weitere 960 aus der Rheinprovinz, 277 aus Westfalen. Es waren demgemäß 40% der Studierenden aus Köln selbst, weitere 37,8% aus der Rheinprovinz, und 10,9% aus Westfalen. Hat die wirtschaftswissenschaftliche Fakultät den absolut stärksten Zuspruch aus den nächstbenachbarten Gebieten, so zeigen doch die Provinzzahlen, welchen Ansehens sie sich auch in weiteren Kreisen erfreut. Auf Köln, Rheinprovinz und Westfalen kommen bei ihr 88,7% ihrer Studierenden, auf die übrigen preußischen Provinzen und deutschen Staaten 11,3%, während bei der rechtswissenschaftlichen Fakultät 93,2% ihrer Studenten aus Köln, Rheinland und Westfalen, 6,9% aus den übrigen preußischen Provinzen und aus deutschen Staaten stammen. Bei der medizinischen Fakultät sind die Prozentzahlen 93,5 : 6,5, bei der philosophischen Fakultät 92,4 : 7,6. Von insgesamt 64 ausländischen Studierenden, die die Kölner Universität im Sommer-Semester 1921 besuchten, waren 51 bei der wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät eingeschrieben. Während also innerhalb der Gesamtzahl der Studierenden die wirtschaftswissenschaftliche Fakultät 5/8 der immatrikulierten Studenten zählt, haben unter den ausländischen Studierenden sogar 5/6 die wirtschaftswissenschaftliche Fakultät für ihre Ausbildung gewählt.

Die Zukunft der Universität Köln wird wesentlich davon abhängen, ob es ihr gelingt, den Vorsprung, den sie vor anderen deutschen Universitäten durch die glückliche Ausbildung ihrer ersten und ältesten Fakultät besitzt, auch künftig wird bewahren können. Zur Eigenart der Universität Köln wird in aller absehbaren Zeit die besondere Pflege der wirtschafts- und sozialwissenschaftlichen Fächer gehören, denen sie auch seither schon sich mit Hingabe gewidmet hat.

*

Digitized by Google

DIE RECHTSWISSENSCHAFTLICHE FAKULTÄT

VON PROF. DR. HANS PLANITZ

Die rechtswissenschaftliche Fakultät wurde am 9. Jan. 1920 gegründet. Sie erwuchs aus der wirtschafts- und sozialwissenschaftlichen Fakultät, die eine Kommission zur Bildung der neuen Fakultät unter dem Vorsitz Stier-Somlos eingesetzt hatte. Neben ihm sollte aus dem Bestande der älteren Fakultät noch Ebers in die jüngere übertreten. Vorgesehen waren zunächst 6 Ordinariate.

Von vorneherein mußte sich die Fakultät besondere Ziele und Aufgaben setzen. Schon äußerlich, da sie ja für den juristischen Unterricht im Rahmen des Handels- und Verwaltungshochschulstudiums zu sorgen hatte. Sie richtete daher besondere Vorlesungen über Einführung in die Rechtswissenschaft für Volkswirte ein, weiter über Grundzüge des bürgerlichen Rechts auf wirtschaftswissenschaftlicher Grundlage, die sowohl für Juristen, wie für Volkswirte bestimmt sein sollte. Daneben gestaltete die Fakultät einen besonderen rechtswissenschaftlichen Vorlesungsplan für das Handelshochschulstudium aus, zu dessen Durchführung schon an der ehemaligen Handelshochschule bewährte Praktiker herangezogen wurden.

Der Rechtsunterricht für Juristen wurde weitgehend neu zu gestalten versucht. Einmal durch Einführung bisher vernachlässigter Vorlesungen, wie etwa der über die Grundzüge des bürgerlichen Rechts, über Arbeits- und Industrierecht, Bank- und Börsenrecht, Bergrecht und Genossenschaftsrecht, über gewerblichen Rechtsschutz, Kommunalrecht, öffentliches Versicherungsrecht, Politik, Rechtsphilosophie usw. Ohne die historischen und rechtsphilosophischen Studien zu vernachlässigen, betrachtete es die Fakultät als ihre Aufgabe, den jungen Juristen unmittelbar an das ungeheuer vielgestaltige Wirtschaftsleben heranzuführen und dieses nach seinem Zweck und seinem Wesen zu erforschen. Als wichtigstes Ziel erschien es aber, den juristischen Unterricht selbst lebendig zu gestalten, dem jungen Rechtsschüler näher zu kommen und ihm den gewaltig angeschwollenen Rechtsstoff in einfachen Linien plastisch näher zu bringen. Von vornherein bot der in Köln besonders reich entwickelte volks- und privatwirtschaftliche Unterricht die Möglichkeit, die Ausbildung des jungen Juristen auch von der Seite der Wirtschaft her soweit zu fördern, wie es seine künftige Tätigkeit als praktischer Jurist, sei es als Richter, Verwaltungsbeamter oder Rechtsanwalt, sei es als juristischer Mitarbeiter privater Unternehmungen, von ihm verlangen würde. Die Fakultät mußte weiter den Versuch machen, dem leider im juristischen Studium so verhängnisvoll überwuchernden Repetitorunwesen mit seinem kläglichen Gedächtnisdrill

Digitized by Google

zu steuern. Ihre ordentlichen Mitglieder übernahmen es daher, eigene Konservatorien und Repetitorien des gesamten Rechtsstoffes abzuhalten.

In der Besetzung ihrer ordentlichen Lehrstellen hat die Fakultät mit mancherlei Widerwärtigkeiten zu kämpfen gehabt, hervorgerufen durch die Not des besetzten Gebietes, insbesondere die Wohnungsnot und die fast unüberwindlichen Schwierigkeiten in der Beschaffung eines ausreichenden Lehrapparates. Von den bei der Gründung nach Köln berufenen Professoren hat der ausgezeichnete Dogmatiker des Bürgerlichen Rechts Geheimer Justizrat Dr. Andreas von Thur der Fakultät nur während des Winter-Semesters 1920 angehört, um sodann nach Zürich überzusiedeln. An seine Stelle trat erst im darauffolgenden Winter-Semester der ordentliche Professor an der Universität Frankfurt a. M. Dr. Hans Lewald. Für Römisches und Bürgerliches Recht, Handelsrecht und Zivilprozeß wurde Dr. H. Lehmann, früher Professor in Straßburg, berufen. Das Öffentliche Recht vertraten die bisherigen Professoren der wirtschafts- und sozialwissenschaftlichen Fakultät Dr. Fritz Stier-Somlo und Dr. Godehard Josef Ebers. Der Lehrstuht für Deutsches Recht, sowie Bürgerliches und Handelsrecht wurde Dr. Hans Planitz, bisher Professor in Frankfurt a. M., übertragen. Endlich Strafrecht, Straf- und Zivilprozeß, sowie Rechtsphilosophie vertritt seit dem Winter-Semester 1920/21 Dr. Arthur Baumgarten, bisher Professor in Genf. Zu diesen 6 Ordinariaten wurde für den 1. April 1921 ein siebentes geschaffen mit dem Lehrauftrag für Deutsches Recht und Bürgerliches Recht. Es wurde dem Privatdozenten an der Universität Halle Dr. Heinrich Mitteis übertragen, der seit dem Sommer-Semester 1920 einen Lehrauftrag in der rechtswissenschaftlichen Fakultät erhalten hatte. Neben ihm war in diesem Sommer-Semester auch noch der Privatdozent an der Universität München Dr. Eduard Kern mit der Vertretung des Strafrechts und des Strafprozesses beauftragt, da die Berufung Baumgartens sich verzögert hatte. Auch mit dem siebenten Ordinariat können freilich die Lehrbedürfnisse der Fakultät noch keineswegs voll befriedigt werden. Besonders dringend war die Schaffung eines neuen Lehrstuhls für Strafrecht und die Prozesse; auch er ist der Fakultät nunmehr vom Kuratorium bewilligt worden und wird hoffentlich für das kommende Sommer-Semester besetzt werden können.

Die Fakultät hat bisher 3 Habilitationen aufzuweisen. Als erster habilitierte sich noch im Winter-Semester 1920 der Landrichter Dr. iur. et sc. pol. Hans Goldschmidt für Verwaltungsrecht und später auch für Deutsches Recht. Ihm folgte der Professor Dr. iur. et phil. Edmund Kloeppel in Leverkusen, der sich für das Spezialgebiet des gewerblichen Rechtsschutzes habilitierte, in dem er schon seit einer Reihe von Jahren wissenschaftlich und praktisch erfolgreich tätig gewesen war. Im laufenden Winter-

by Google

Semester endlich ist dem Dr. theol., iur. et phil. Josef Lammeyer die venia legendi für Kirchenrecht erteilt worden.

Eine größere Anzahl hervorragender Praktiker stellte der rechtswissenschaftlichen Fakultät ihre Lehrkraft zu Zwecken des Handelshochschulstudiums zur Verfügung; nämlich der Oberlandesgerichtsrat, nunmehrige Senatspräsident, Geheimer Justizrat Dr. iur. h. c. Alfred Wieruszowski, der Rechtsanwalt Justizrat Dr. Gammersbach, der Oberlandesgerichtsrat Geheimer Justizrat Dr. Graven, der Rechtsanwalt Justizrat Dr. Adenauer und der Rechtsanwalt Dr. Aberer. Sie wurden mit der Abhaltung von rechtswissenschaftlichen Vorlesungen im Rahmen des Handelshochschulstudiums nach Maßgabe des von der Fakultät festgestellten Bedürfnisses betraut. Von ihnen wurden die Herren Wieruszowski und Gammersbach zu ordentlichen Honorarprofessoren ernannt.

Der Besuch der Fakultät hat sich von Anfang an günstig gestaltet und erfreulich fortentwickelt. Während das Winter-Semester 1920 bereits 255 eingeschriebene Studierende zählte, stieg die Zahl im Sommer-Semester 1920 auf 349, im Winter-Semester 1920/21 auf 443 und im Sommer-Semester 1921 auf 513. Im laufenden Semester ist freilich die letztere Zahl nicht voll erreicht worden, doch dürfte das mit dem allgemeinen Nachlassen des juristischen Studiums zu erklären sein. In aufsteigender Linie befindet sich dagegen immer noch die Zahl derjenigen, die ihre Promotion in der juristischen Fakultät nachsuchen. Während im ersten Semester 6, im zweiten 23, im dritten 50 Kandidaten geprüft worden waren, ist diese Zahl im Sommer-Semester 1921 erheblich gestiegen. Es handelt sich vor allem um Kriegsteilnehmer, die zum guten Teil von der durch den Minister verordneten Vergünstigung, das mündliche Examen vor dem schriftlichen absolvieren zu dürfen, Gebrauch machen wollen.

Die Würde eines Ehrendoktors hat die Fakultät bisher in drei Fällen verliehen: nämlich dem Geheimen Regierungsrat Professor Dr. Duisberg in Leverkusen, dem Reichsarbeitsminister Dr. Brauns in Berlin und dem ordentlichen Professor Dr. Philipp Lotmar in Bern.

Ihre besondere Sorgfalt hat die Fakultät dem Ausbau ihrer Seminare zugewandt. Aus den ihr ursprünglich zugewiesenen denkbar bescheidenen Räumen konnte sie im Winter-Semester 1920/21 in neue helle und luftige Seminarräume übersiedeln. Außerordentliche Schwierigkeiten bereitete freilich die Frage der Bücherbeschaffung. Leider glückte es der Fakultät bisher nicht, eine größere rechtswissenschaftliche Bibliothek als Ganzes anzukaufen. In einem Falle mußte sie mit bitteren Gefühlen zusehen, wie die wertvolle Bibliothek eines berühmten deutschen Rechtsgelehrten ihr und der deutschen Wissenschaft dadurch entging, daß Angebote des valutastarken Auslandes vorgezogen wurden. Dafür konnte sie es aber mit besonderer Freude begrüßen, daß

Digitized by Google

ihr reiche Gaben zum Ausbau des juristischen Seminars zugewendet wurden. So erhielt sie M. 30000 aus der von den Linke-Hoffmann-Werken aus Anlaß ihres Jubiläums der Universität gemachten Stiftung. Weiter wandten die Farbenfabriken vorm. Friedrich Bayer & Co. in Leverkusen dem Verein zur Förderung des rechtswissenschaftlichen Seminars einen einmaligen Beitrag von M. 100000 zu. So boten die bisher erworbenen Bücherschätze bereits die Möglichkeit zur Abhaltung von Seminaren und damit zu vertiefter wissenschaftlicher Arbeit. Spezialseminare konnten nunmehr ausgebaut werden, insbesondere das Seminar für Politik von Professor Stier-Somlo, das für Handels- und Industrierecht von Professor Lehmann und das für deutsches Recht von Professor Planitz.

Digitized by Google

DIE MEDIZINISCHE FAKULTÄT

VON GEH. MED.-RAT PROF. DR. F. MORITZ

Enger wohl und wichtiger als in irgend einem anderen gelehrten Fach, ist in der Medizin die Verbindung von Wissenschaft und Kunst, von Arbeit nicht nur des Kopfes, sondern auch der Hände, größer und mannigfacher als bei sonstigen technischen Wissenschaften die Fülle von Abarten und Varietäten, welche die Objekte des Faches, die Krankheiten, dem für sie gültigen Durchschnittsbilde gegenüber aufweisen können. Die Medizin ist daher keine Disziplin, die sich in Hörsälen mit dem gesprochenen Wort und allenfalls noch einer Unterstützung durch Tabellen und Abbildungen begnügen kann. Sie bedarf als wesentlichsten Unterrichtsmittels eines Krankenmaterials, das sich unter günstigen Bedingungen der Beobachtung und Behandlung in guten Krankenhäusern befindet. Dieses Krankenmaterial muß auch möglichst groß sein, damit es dem Unterrichtsbedürfnis nach möglichst vielen Einzelzügen der Krankheiten gerecht werden kann. Die Medizin bedarf aber auch eines Unterrichts, der durch persönliche Einwirkung und Anleitung des Lehrers eine sorgfältige Schulung aller Sinne des Schülers und seine Einführung in zahlreiche, zum Teil recht komplizierte technische Methoden der Untersuchung und Behandlung bewerkstelligt.

Wenn sonst an der Universität ein starker Zustrom von Studierenden und überfüllte Hörsäle fast bedingungslos als ein nur erfreuliches Symptom besonderer Anziehungskraft der Hochschule gewertet werden kann, so hat diese Erscheinung, was den medizinischen Unterricht angeht, eine bedenkliche Kehrseite. Denn in demselben Maße als die Hörerzahl wächst, nimmt die Möglichkeit eines engen Kontaktes der Lehrer mit den einzelnen Studierenden ab. Vielleicht nicht die wissenschaftliche, sicher aber die technische Seite des Unterrichts läuft damit Gefahr Schaden zu leiden.

Aus diesen allgemeinen Unterrichtserwägungen heraus war es eine sehr günstige Konstellation, daß mit der Neugründung der Universität Köln alsbald auch eine neue medizinische Fakultät erstehen konnte, die zur Entlastung der übrigen Universitäten beizutragen im Stande war. War doch der Zudrang gerade zum medizinischen Studium in der ersten Nachkriegszeit ein fast beängstigender.

Köln war für seine neue Aufgabe wohl gerüstet und vorbereitet, da es dank seiner Akademie für praktische Medizin seit 1910 bereits eine Hochschule für ärztlichen Unterricht besaß. Ohne diese Vorstufe wäre es unmöglich gewesen, sofort eine medizinische Fakultät zu schaffen, ja es wäre, wie sich die wirtschaftlichen Verhältnisse seither entwickelt haben, für absehbare Zeit wohl überhaupt unmöglich geworden, diesen überaus wichtigen Unterrichtszweig der Kölner Universität einzupflanzen.

Digitized by Google

Die Bestrebungen, die Krankenhauseinrichtungen Kölns für den ärztlichen Unterricht auszugestalten und nutzbar zu machen, gehen, offenbar getragen von dem Wunsche altes Verlorenes wieder gewinnen zu wollen, bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts zurück. Damals, als der berühmte Chirurg Fischer Oberarzt am Kölner Bürgerhospitale war, schwebten schon Verhandlungen, um dortselbst eine chirurgische Klinik zu gründen und Fischer zum klinischen Lehrer zu machen. Auch in der Folgezeit war es der Ruf hervorragender, zumeist aus Universitätsstellungen nach Köln berufener Krankenhausärzte — es seien nur die Namen von Abgeschiedenen, des Chirurgen Bardenheuer und der Internisten Riegel, Leichtenstern und Hochhaus genannt, — welche ähnliche Gedanken immer wieder nahe legten, bis diese endlich im Jahre 1904 mit der Gründung der Akademie verwirklicht wurden. Unmittelbar zu danken war diese Schöpfung der Initiative des großzügigen und genialen Referenten im preußischen Unterrichtsministerium Althoff. Von den Kölner Persönlichkeiten aber, die den Althoffschen Plan in die Tat umsetzen halfen, steht in erster Linie der damalige Beigeordnete und Krankenhausdezernent und jetzige Staatssekretär für die besetzten Gebiete Dr. Brugger. Die Professoren Bardenheuer, Hochhaus und Minkowski, damals Oberärzte an den städtischen Krankenanstalten, liehen ihm eifrige Mitarbeit. Nach Althoffs Plane sollten die großen schon bestehenden oder in nahe Aussicht genommenen neuen Krankenhäuser Kölns für die Ausbildung von Medizinalpraktikanten, die Fortbildung bereits approbierter Aerzte und darüber hinaus noch für den klinischen Unterricht von Medizin-Studierenden in späteren Semestern herangezogen werden.

Letztere Absicht mußte freilich im Verlaufe der zwischen der Regierung, der Stadt Köln und der Universität Bonn geführten Verhandlungen wieder fallen gelassen werden, so daß die Akademie neben wissenschaftlicher Forschungsarbeit nur auf den Unterricht der beiden ersten Kategorien beschränkt blieb.

Am 1. Oktober 1904 wurde die Akademie von dem damaligen Oberbürgermeister Becker in Gegenwart von Vertretern des Kaisers, der Staatsregierung und der Spitzen der Behörden feierlich eröffnet. Von vornherein bestanden Beziehungen zu der Universität Bonn, von der drei ordentliche Professoren der Medizin in den akademischen Rat aufgenommen wurden und sich auch am Unterricht beteiligten. Dieser bestand der Hauptsache nach in einer Mehzahl mehrwöchiger Kurse, die während des Jahres teils für Zivilärzte, teils für Sanitätsoffiziere in den städtischen Krankenanstalten unter Hinzuziehung auch des nicht städtischen evangelischen Krankenhauses und des Vinzenzhauses gehalten wurden. Eine große, man darf wohl sagen großartige Erweiterung und Verbesserung erfuhren die Unterrichtsmittel der Akademie durch den 1909 vollendeten Ausbau der „Lindenburg", durch den ganz moderne, mit zahlreichen Hörsälen und Laboratorien aus-

gestattete Kliniken für innere Medizin, Chirurgie, Psychiatrie und Kinderheilkunde, eine umfangreiche Infektionsabteilung und ein großes pathalogisch-anatomisches Institut geschaffen wurden. Damit war die Akademie in den Besitz von Einrichtungen für Krankenbehandlung und klinischen Unterricht gekommen, die den Vergleich mit keiner Universitätsanstalt zu scheuen brauchten.

Einige Zahlen mögen das Wirken der Akademie in den ersten zehn Jahren ihres Bestehens beleuchten, bis der Krieg ihre Tätigkeit unterbrach. Sie hat in dieser Zeit 232 Praktikanten und in 51 Kursen rund 3300 Aerzte unterrichtet, außerdem auch noch eine große Zahl von Krankenpflegerinnen an ihrer staatlich anerkannten Krankenpflegeschule, sowie in besonderen Kursen Missionare und Missionarinnen für den Krankenpflegedienst in den Kolonien ausgebildet. Auch während des Kriegs ruhte übrigens die Tätigkeit der Akademie, soweit Mitglieder von ihr noch in Köln weilten, nicht ganz, insofern unter ihrer Leitung regelmäßige „kriegsärztliche Abende“ sowie eine Reihe von Fortbildungskursen für Kriegsärzte stattfanden.

Der anfangs noch beschränkte Lehrerkreis war durch Neuberufungen rasch auf alle Gebiete der praktischen Medizin erweitert, auch ein physiologischer, später pathologisch-physiologischer Lehrstuhl war eingerichtet worden. Ein reger Austausch zwischen den Dozenten der Akademie und denen der Universitäten setzte ein. Eine ganze Reihe von Lehrkräften der Akademie wurde auf ordentliche Lehrstühle von Universitäten berufen und umgekehrt leisteten auch Ordinarien von Universitäten einem Rufe nach Köln Folge. Auch wurde für wissenschaftlich befähigte Assistenten unter den gleichen Voraussetzungen, wie sie für die Privatdozenten an den Universitäten galten, die venia legendi eingeführt, die aber mit dem Austritt aus dem Assistentenverhältnis wieder zu Verlust ging.

Obwohl somit die Akademie in steter erfreulicher Fortentwicklung begriffen war, so strebten doch die an ihr tätigen, fast ausnahmslos in der Universitätsatmosphäre herangereiften Lehrer eine Ausgestaltung ähnlich den Verhältnissen an den Universitäten an. Bot doch die auf einzelne Kurse beschränkte Lehrtätigkeit nicht die Möglichkeit, das wertvolle Krankenmaterial ganz auszunutzen. Und alle Würdigung der schönen und schwierigen Aufgabe, schon fertige Aerzte fortzubilden, konnte doch das Bedauern nicht beseitigen, daß unter den Zuhörern der Akademie eben doch die so bildsame und empfängliche akademische Jugend fehlte. So konnte es in den Kreisen der Akademie nur freudigst begrüßt werden, als sie mit dem Wiedererstehen der alma mater Coloniensis in eine medizinische Fakultät umgewandelt wurde.

Zwar konnte sie noch keine volle Fakultät bilden, da ihr die Einrichtungen für die vorklinischen Semester noch fehlten, aber sie konnte doch gerade an der wichtigsten Zeitfrage des medizinischen

Unterrichts, an der Verbesserung und Reform der klinischen Ausbildung der Studierenden, alsbald tätigen Anteil nehmen.

Nur zwei Lehrstühle, der für Pharmakologie und für topographische Anatomie waren neu zu besetzen, alle anderen Fächer waren vertreten, die wichtigsten unter den klinischen Fächern, innere Medizin, Chirurgie und Gynäkologie sogar in doppelter Besetzung. Schwierigkeiten bereitete noch die Notwendigkeit, die verschiedenen Kliniken, die bisher auf 4 z. T. weit auseinander gelegene Hospitäler, nämlich außer der Lindenburg und dem Augustahospital auf das im Zentrum der Stadt gelegene Bürgerhospital und die abseits, am Gereonswall gelegene Augenheilanstalt verteilt gewesen waren, räumlich so zu konzentrieren, daß den Studenten ihr Besuch in aufeinanderfolgenden Stunden möglich wurde. Hatte doch unter den großen Entfernungen schon der Unterricht an der Akademie sehr gelitten. Es gelang aber durch Verlegung mehrerer Krankenabteilungen eine Regelung derart zu treffen, daß der Schwerpunkt des Unterrichts in der Lindenburg liegt, die mit insgesamt etwa 1700 Betten eine medizinische und chirurgische Klinik, eine Klinik für Augen-, für Hals-, Nasen- und Ohrenkrankheiten, für Haut- und Geschlechtskrankheiten, für Kinder- und Geisteskrankheiten, außerdem das pathologisch-anatomische Institut mit angegliederter topographisch-anatomischer Abteilung und ein pathologisch-physiologisches Institut umfaßt. Unmittelbar gegenüber der Lindenburg liegt das neue hygienische Institut. Eine zweite medizinische und chirurgische Klinik und die gynäkologische Klinik, alle diese mit zusammen 600 Betten, ferner eine Unterabteilung des pathologischen Instituts sowie das pharmakologische Institut befinden sich in dem 15 Minuten entfernten Augustahospital, die große Hebammenlehranstalt, nahe der Lindenburg auf dem Wege von dieser zum Augustahospital gelegen, birgt die geburtshilfliche Klinik.

Eine Reihe von Spezialvorlesungen und Uebungen, so über Orthopädie, Röntgenkunde, soziale Medizin und andere finden übrigens auch noch im Bürgerhospital, Augenspiegelkurse auch in der alten Augenheilanstalt statt.

Die Fakultät zählt zurzeit je 2 Ordinarien für innere Medizin und Chirurgie, je einen für Gynäkologie, für Dermatologie, Ophthalmologie, für Otiatrie mit Rhino- und Laryngologie, Pädiatrie, Psychiatrie, Pharmakologie, pathologische Anatomie, pathologische Physiologie, Hygiene mit Bakteriologie, ferner einen Extraordinarius für Orthopädie, je einen ordentlichen Honorarprofessor für Geburtshilfe und für soziale Hygiene und endlich 24 Privatdozenten, die über pathologische Anatomie, topographische Anatomie, pathologische Physiologie, Dermatologie, innere Medizin, Chirurgie, Kinderheilkunde, Psychiatrie, Augenheilkunde, Ohrenheilkunde, Hygiene, gerichtliche und soziale Medizin, Röntgenkunde, Urologie und Zahnheilkunde lesen.

Die Bedingungen für den Unterricht an der medizinischen Fakultät in Köln können demnach in jeder Hinsicht als gute bezeichnet

Digitized by Google

werden und dem entsprach bisher auch die Frequenz der Studierenden. Die Zahl derselben betrug im 1. Sommersemester 1919 108, im 2. Zwischensemester W. S. 1919 213, im W. S. 1920 281, im S. S. 1920 308, im W. S. 1920/21 536 und im S. S. 1921 468.

Freilich fehlt der Fakultät noch die Ergänzung, die in der Aufnahme des naturwissenschaftlichen und anatomisch-physiologischen Unterrichts für die vorklinischen Semester liegen würde. Es sind die außergewöhnlich schwierigen Zeitverhältnisse und die im besetzten Köln doppelt schwierigen Raumverhältnisse, welche der Einbeziehung dieser Aufgabe bisher hindernd im Wege standen. Doch besteht nicht nur im Kuratorium der Universität, sondern auch in weiten Kreisen der Bürgerschaft die Absicht und Hoffnung, die hier noch bestehende Lücke in Bälde auszufüllen.

Neben ihrer Hauptaufgabe des Unterrichts der Studierenden bleibt die Fakultät auch ihrer früheren Bestimmung eingedenk und widmet sich nach wie vor gern der Fortbildung der Ärzte. Die Stadt Köln aber zieht ganz unmittelbaren Nutzen aus einer medizinischen Fakultät. Denn es steht außer allem Zweifel, daß der Universitätsbetrieb die Krankenanstalten hinsichtlich der wissenschaftlichen Qualifikation der an ihnen tätigen Ärzte und dementsprechend auch hinsichtlich ihrer Anpassung an den jeweils modernsten Stand der Heilkunde auf die höchstmögliche Stufe zu heben geeignet ist.

In der Verfolgung ihrer Ziele wird die medizinische Fakultät der Universität Köln — daran zweifeln wir nicht — dürch Forschung und Lehrtätigkeit, durch Pflege wissenschaftlichen Geistes und durch gewissenhaftc Überlieferung des dem Artzte notwendigen Wissens und Könnens sich unter ihren Schwestern an den übrigen deutschen Universitäten einen geachteten Namen erwerben.

Digitized by Google

DIE PHILOSOPHISCHE FAKULTÄT DER UNIVERSITÄT KÖLN

VON PROF. DR. M. SPAHN

Seit der Begründung der Universität Straßburg wurde dem deutschen Volke trotz seiner starken Vermehrung keine weitere Volluniversität mehr beschert. Dagegen sproßte eine Menge von Spezialhochschulen auf dem Kulturboden des neuen deutschen Kaiserreiches empor. Das Zerflattern der Wissenschaft in die Fetzen eines ungesunden Spezialismus erhob sich bereits als drohendes Gespenst und veranlaßte ernsthafte Kulturpolitiker, den Ruf zu erheben nach Konzentration, nach Sammlung auf geistigem Gebiete, nach systematischer Vollbildung statt banausisch-praktischer Fachbildung.

Die schlimmen Auswüchse eines einseitigen Spezialistentums, die sich anderwärts vielfach zeigten, blieben der Kölner Handelshochschule allerdings erspart. Jedoch erst ihre Umwandlung zur Universität rückte das Ideal der Verwirklichung näher, die hier gepflegte Wissenschaft als Selbstzweck zu behandeln und sie loszulösen von dem Dienste an sich gewiß recht schätzenswerter praktischer Zwecke.

Denn nur ein lebendiger Organismus, der alle Hauptwissensgebiete umschließt, ist in der Lage, die Anforderungen der Allgemeinheit nach Vertiefung des Gesamtlebens zu erfüllen, die an eine Hochschule mit Fug und Recht gestellt werden können.

Im Rahmen einer Universität ist kein Faktor berufener, diese Arbeit wirksam zu leisten, als Dank der Vielseitigkeit ihres Aufbaues, der Mannigfaltigkeit ihrer Disziplinen, des Reichtums ihrer umfassenden Interessen und der Abwendung von praktischen Zielen die philosophische Fakultät.

Eine solche war wenigstens im Keime schon in der alten Handelshochschule enthalten. Denn einzelne Fächer, die überlieferungsgemäß in den Bereich der philosophischen Fakultäten an den Universitäten fallen, waren in deren Universitätsbetrieb bereits vertreten. So die neueren Sprachen, Geographie, Chemie und Physik. Aber der Zweck, um dessentwillen sie an der Handelshochschule gelehrt wurden, war doch ein wesentlich anderer als der, aus dem heraus die philosophischen Fakultäten der Universitäten Wert auf die entsprechenden Lehrstühle legen.

Der praktische Unterricht, die Anpassung an die Bedürfnisse des kaufmännischen Lebens standen naturgemäß im Vordergrunde, während die Einführung in die philologische Methode, die Teilnahme an der wissenschaftlichen Arbeit, die historische Begründung demgegenüber zurücktreten.

Freilich stellten sich die neuphilologischen Seminare bereits zur Zeit der ehemaligen Handelshochschule eine andere Aufgabe. Sie fielen gewissermaßen aus deren Rahmen heraus, insofern dieser

Digitized by Google

sich auf das weite Gebiet der Wirtschaftswissenschaften besonders einstellte. Allerdings trugen sie noch nicht den herkömmlichen Charakter der Universitätsseminarien, sondern wollten deren Fortsetzung bilden.

Im allgemeinen aber wurde für die genannten Fächer mit ihrer Uebernahme in die am 1. April 1920 neu begründete philosophische Fakultät eine andere Einstellung unerläßlich. Freilich verbot es die Rücksicht auf die wirtschafts- und sozialwissenschaftliche Fakultät bei ihrem starkem, allen anderen Fakultäten um ein vielfaches überlegenen Besuch, kurzerhand mit dem bisherigen Unterrichtsbetriebe zu brechen und die frühere Zwecksetzung einfach außer Acht zu lassen.

Daraus entstanden gerade für die beteiligten naturwissenschaftlichen Fächer Schwierigkeiten, die vorläufig nicht durchgreifend überwunden werden konnten. Das chemische Laboratorium und das physikalische Institut waren für die Aufgabe, die sie an der Handelshochschule zu erfüllen hatten, ausreichend eingerichtet. Jetzt aber sollten sowohl für die Physik, als auch für die Chemie eigene Gebäude mit einer reichen Einrichtung an Maschinen und Apparaten und unter Heranziehung einer größeren Anzahl wissenschaftlicher Hilfskräfte hingestellt werden, zur Erzielung ihrer vollen wissenschaftlichen Leistungsfähigkeit. Die Aufgabe, die schwere Uebergangszeit von der Handelshochschule zur Universität durchzuhalten, und dem Studierenden der Naturwissenschaften die erforderliche wissenschaftliche Ausbildung zu vermitteln, erheischte von den Ordinarien der beiden Fächer größte Hingabe und eine mehr als gewöhnliche Wirtschaftlichkeit.

Dagegen war die sofortige Heranziehung eines Professors der Mathematik unvermeidlich. Ebenso sollte baldtunlichst dem Geographen bereits ein Geologe und Mineraloge zur Seite treten. Die durch dessen Berufung beabsichtigte notwendige Ergänzung und Vervollständigung des Unterrichtsbetriebes auf diesem Wissenschaftsgebiete wird zu Ostern 1922 vollzogen werden.

Das Kuratorium durfte aber nicht den Schwerpunkt seiner Bemühungen um die Aufrichtung der jungen Fakultät in den Ausbau der aus der älteren Organisationsform unseres stadtkölnischen Hochschulwesens herübergenommenen Fächer legen. Sie mußten vielmehr ebenso der Muttersprache, der Geschichte in ihren verschiedenen Verzweigungen und der Philosophie gelten. Allerdings zweifelte man anfangs, ob bei der immer noch großen Bedeutung des humanistischen Bildungswesens für die Grundlagen unserer Kultur auch die Altertumswissenschaft sogleich mit einzubeziehen sei. Hiervon wurde jedoch zunächst abgesehen, um so bewußter, als der Nachwuchs auf dem Gebiete der Altertumswissenschaften in Deutschland zurzeit spärlich ist und eine hervorragende Kraft nicht leicht zu gewinnen war. Erst für das Sommersemester 1922 ist das Wirken eines Altphilologen zu erwarten.

Dagegen wurde von Anfang an alle Aufmerksamkeit auf die

drei anderen Fächer gesammelt. Erst durch ihre Ausbildung vermochte man die entstehende philosophische Fakultät richtig aus der wirtschafts- und sozialwissenschaftlichen Fakultät als Erbin der alten Handelshochschule zu lösen und zu selbständigem Leben zu befähigen. Die Persönlichkeiten, die man für Philosopie gewann, und von denen jede auf ihre Art unter den deutschen Philosophen der Gegenwart hervorsticht wie der besonderen Färbung des geistigen Wesens Köln einen helleren Glanz verleiht, mögen als Beispiel dafür dienen, auf welche Weise man die neuen Disziplinen wirksam zur Geltung zu bringen versuchte. Die Besetzung der beiden Lehrstühle für die deutsche Sprache erfolgte im Wintersemester 1920/21.

Wenn auch die Fakultät bei ihren Vorschlägen für das Fach der Kunstgeschichte von dem berechtigten Standpunkte ausging, daß der große Reichtum Kölns an den erlesensten Werken kirchlicher und profaner Kunst das Wirken eines führenden Kunsthistorikers erfordere, wenn auch das Kuratorium und die städtischen Organe dieser Ansicht rückhaltlos beitraten, so erhoben sich doch anderorts solche Hindernisse, daß die kunsthistorischen Vorlesungen nicht vor dem 1. Dezember 1921 beginnen konnten.

Mit dem Legen der Fundamente für die philosophische Fakultät allein war es indessen nicht getan. Wie soll sie entwickelt und zu Ruf und Ansehen unter ihren Schwesterfakultäten an den deutschen Universitäten gebracht werden? Sie ist um ihrer Hörer willen da. Was muß sie ihnen in den kommenden Jahrzehnten bieten, damit sie ihren Lebensweg in der Schwere und unter den außerordentlichen Umständen der Zeit zurücklegen können. Gewiß machen jene Studierenden, die Oberlehrer werden wollen, noch immer einen Hauptbestandteil der bei der Fakultät Eingeschriebenen aus. Während sich jedoch für sie die Aussichten auf ein gutes Fortkommen immer mehr verdüstern, drängen zahlreiche andere Berufe hervor, deren Angehörige ebenfalls in der philosophischen Fakultät ihre letzte Schulung suchen. Es ist anzunehmen, daß diese Wendung der Dinge noch nicht an ihrem Abschlusse ist. Wenn die beiden Vertreter der deutschen Sprache an unserer Universität die Absicht hegen, mit dem deutschen Seminar ein besonderes Institut zur Pflege der Theaterwissenschaft zu verbinden, wenn mit dem einen Lehrauftrag für allgemeine Geschichte ein Lehrauftrag für rheinische Geschichte, mit dem andern ein Lehrauftrag für Zeitungskunde und öffentliche Meinung verknüpft worden ist, so weisen diese Tatsachen schon auf die Richtung, in der die junge Fakultät bestrebt ist, den sich wandelnden Lehrbedürfnissen ihrer Angehörigen entgegenzukommen und die Fühlung mit den Forderungen des praktischen Lebens zu gewinnen, ohne deshalb von der Höhe einer wissenschaftlichen Anstalt irgendwie hinabzusteigen. Eine besondere Bedeutung gewinnt sodann die germanistische Abteilung noch dadurch, daß sie die Volkskunde einbegreift, für deren Pflege unter besonderer Berücksichtigung

der rheinischen Volkskunde vom Wintersemester 1921 ab ein Lehrauftrag erteilt wird. Gerade durch die Pflege dieser jungen Wissenschaft erscheint eine glückliche Verbindung zwischen der Deutschkunde und Geschichte gegeben.

Auf dem Gebiete der Musikwissenschaften, die in einer Stadt wie der unsern ein natürliches Heimatrecht haben, sowie auf dem der Kunstwissenschaft steht demnächst in gleicher Weise eine besonders ausgiebige und den örtlichen oder zeitlichen Gelegenheiten angepaßte Ausgestaltung des Unterrichts zu erwarten. Schritt für Schritt wird dann auch in andern Fächern ebenmäßig vorgedrungen werden müssen. Auf keinen Fall darf eine einfache Wiederholung von Bonn das Ergebnis sein. Es liegt auf der Hand, daß eine Kölner Universität, die sich bodenständig erweist, von Natur mit der Zeit ein ganz anderes Gepräge als die Bonner Universität annehmen muß.

Wie sich die Lehrbedürfnisse dadurch verschieben, daß neue Berufe mit ihren Wünschen an die Fakultät herandrängen, so wandeln sie sich auch durch die Aenderungen in der sozialen Schichtung der Hörer. Hingewiesen sei nur auf den Zulauf der Volksschullehrer, die die Fakultät vor allem deshalb vor besonders schwere Aufgaben stellt, weil die Vorbildung der Seminaristen noch erst in Einklang mit derjenigen der übrigen Studierenden zu bringen ist.

Die Fakultät hat diesem Problem von Anfang an ihr ganzes Interesse zugewandt und in Verbindung mit dem Verein studierender Lehrer alles nur Mögliche getan, um zur Lösung des Problems für ihren Teil beizutragen. Vielleicht erwächst ihr demnächst auch noch die Aufgabe, die Ausbildung der Mittelschullehrer in die Hand zu nehmen.

Die bei Eröffnung der philosophischen Fakultät nicht in jeder Beziehung günstigen Raumverhältnisse haben durch Ausbau der Universität und des Obergeschoßes der Vereinigten Maschinenbauschule sich wesentlich gebessert. Namentlich das neue, von der Maternusstraße zugängliche Obergeschoß, das für die historischen und deutschkundlichen Fächer und das Institut für Zeitungskunde eingerichtet ist, hat nach allseitigem Urteil ausgezeichnete Unterrichts- und Arbeitsräume für Geschichte, Kunst- und Literaturgeschichte bereitgestellt.

Den wissenschaftlichen Zwecken der Fakultät dient die Universitäts- und Stadtbibliothek (Abt. 1, vormals Stadtbibliothek), die entsprechend ihrer durch die Entwicklung bedingten Zusammensetzung seither Geschichte und Geographie, Literaturgeschichte, Rechts- und Staatswissenschaften, vor allem die gesamte Literatur für Geschichte, Landeskunde und geistiges Leben der Rheinprovinz als ihre Hauptsammelgebiete betrachtete, aber auch der Vermehrung ihrer Bestände auf den Gebieten der Philosophie, Sprachlehre, Kunstgeschichte, schönen Literatur und Naturwissenschaften Aufmerksamkeit widmete. Gemäß einer zweckentsprechenden Arbeits-

teilung mit den Bibliotheken der ehemaligen Hochschule und der Krankenanstalten (Vgl. den Aufsatz über die wissenschaftlichen Bibliotheken) hat sie jetzt besonders die Pflege der Philosophie und Pädagogik, der Sprachwissenschaft und Literatur, der politischen und Kulturgeschichte, der Kunstwissenschaft und des Schrift- und Buchwesens übernommen. Mehrere dieser Gebiete sind in letzter Zeit großzügig ausgebaut worden, u. a. auch durch Akademieschriften und viele tausend Dissertationen. Ihre Ergänzung findet diese Bibliothek der philosophischen Fakultät durch die Institutsbüchereien, die über den Durchschnitt gut ausgestattet sind und ständig ausgebaut werden. Die Philosophen haben dank einer Stiftung die Bibliothek des früheren Bonner Philosophieprofessors Benno Erdmann erwerben können. Die Bibliothek des Institus für Geschichte ist im Werden begriffen. Die germanistische Bibliothek verfügt bereits über namhafte Bestände. Der Kunsthistoriker wird in den verschiedenen Sammlungen der Stadt ungewöhnlich reiche Bestände an Zeitschriften und Inventarien seines Fachs, wenn auch vorläufig noch zerstreut, vorfinden. Fester Wille, etwas Geduld und viel Geschick müssen auch an diesem Punkte unserer Universitätsgründung vorwärts helfen.

Die Studenten der philosophischen Fakultät gehen ganz überwiegend aus dem Mittelstande und zum Teil aus noch einfacheren Verhältnissen hervor. Je schwerer der Mittelstand unter der Nachwirkung des Krieges um sein Leben kämpft, desto mehr wird er es hier in Köln würdigen, daß er für seine Söhne jetzt am Orte selbst eine Universität hat. Die Kosten für ein Studium in der Fremde vermag er meist kaum noch oder nur um den Preis immer höherer Verschuldung aufzubringen. Das Studium bleibt möglich, wenn die Söhne im elterlichen Haushalt bleiben können. Darauf beruht die Hoffnung der philosophischen Fakultät, daß ihr Ausbau in der Bürgerschaft und in deren Vertretung wachsendes Verständnis und entschlossene Unterstützung finden wird.

Digitized by Google

DAS INSTITUT FÜR EXPERIMENTELLE PSYCHOLOGIE

VON PRIVATDOZENT DR. J. LINDWORSKY

Obwohl das Institut für experimentelle Psychologie erst ein werdendes und in mancher Hinsicht ein noch nicht gewordenes ist, waren die Herausgeber dieses Werkes doch der Meinung, es dürfe im Kreis der Kölner Bildungsstätten nicht unerwähnt bleiben. So sei denn das Wenige berichtet, was sich heute über das Institut sagen läßt.

Für eine Universität, die eben erst im Begriffe stand, ihre philosophische Fakultät aufzubauen, konnte die Errichtung eines Instituts für experimentelle Psychologie vielleicht als eine cura posterior erscheinen. Für Köln insbesondere schien ein dringliches Bedürfnis nicht vorzuliegen, da hier die Hörer, welche anderswo die experimentell-psychologischen Vorlesungen und Übungen hauptsächlich füllen, ganz oder fast ganz fehlten, nämlich die Theologen und die Philologen. Als jedoch eine Gelegenheit geboten war, Vorlesungen über experimentelle Psychologie zu hören, überraschte die verhältnismäßig hohe Zahl der Interessenten selbst den, der wußte, daß heute die psychologische Forschung viel weitere Kreise als die genannten berührt. Man greift nicht zu hoch, wenn man die Zahl der in jedem Semester an Vorlesungen oder Übungen aus der experimentellen Psychologie Beteiligten auf rund 150 ansetzt, eine für Kölner Verhältnisse sehr hohe Zahl, die noch erheblich steigen wird, sobald unsere Universität sich ihren inneren Kräften entsprechend wird entfalten können.

Unsere Hochschulen sind schon seit ein paar Menschenaltern auch ohne Reichsgesetz aus Lernschulen zu Arbeitsschulen geworden. Und so ist heute ein größerer Vorlesungsbetrieb undenkbar, der nicht spontan zur Übungs- und Forschungsarbeit hindrängte. Gerade in der Psychologie sind nur verhältnismäßig wenige Erscheinungen in der Vorlesung demonstrierbar und ebenso fehlt dort zu einer befriedigenden Veranschaulichung der Methoden die Zeit. So verlangt man denn von selbst nach einem Praktikum für Anfänger, das die wichtigsten Gesetzmäßigkeiten des Seelenlebens selbst zu erfahren gestattet und die erste praktische Kenntnis und Fertigkeit in den grundlegenden Methoden vermittelt. Die Forderung wurde gestellt, die Mittel mußten auf privatem Weg beschafft werden. Ein ungenannter Wohltäter stiftete der Universität die vollständige Sammlung der wichtigsten psychologischen Zeitschriften und der Leiter des Praktikums stellte den Studierenden einige Apparate aus seinem privaten Besitz zur Verfügung. Trotz des großen Raummangels im Universitätsgebäude wurden dank des verständnisvollen Entgegenkommens von Herrn Geheimrat Prof. Dr. Eckert drei zusammen-

Digitized by Google

hängende Zimmer freigestellt, in denen nunmehr die Übungen der Praktikanten stattfinden. In Vierergruppen verteilt, bearbeiten die Teilnehmer abwechselnd als Versuchsleiter und als Versuchspersonen ein eng umgrenztes Problem nach bewährten Methoden. Der jeweilige Versuchsleiter der Gruppe legt dann in einem Versuchsbericht bzw. in Tabellen, Kurven und Berechnungen seine Ergebnisse nieder. Da vorerst nur eine wöchentliche Übung von je zwei Stunden möglich ist, werden zwei Semester benötigt, um wenigstens die wichtigsten Problemgruppen der experimentellen Psychologie zu berühren.

Allwöchentlich wird sodann in einem zweistündigen Kolloquium für Fortgeschrittene über die neuesten experimentellen Forschungen berichtet. So soll die geistige Berührung mit dem Gesamtkreis der Probleme, Methoden und Schulen aufrecht erhalten bleiben und Anregung und Befruchtung für eigenes Arbeiten gewonnen werden. Denn auf eigenes Arbeiten und Forschen muß auch unser keimendes Institut abzielen, wenn es den älteren Forschungsstätten ebenbürtig werden will. Die Anfänge dazu sind gemacht. Sie stoßen aber auf Schritt und Tritt auf Hemmungen, weil die instrumentellen Behelfe noch gar zu bescheiden sind und die Mittel zu deren Beschaffung zurzeit noch nicht zu Gebote stehen.

Um auch diese Schwierigkeiten zu überwinden, entschloß sich der Kreis psychologisch besonders Interessierter, der sich inzwischen gebildet, eine neue Brücke zwischen Universität und Bürgerschaft zu schlagen und eine „Psychologische Gesellschaft" zu gründen, die einerseits das Interesse an der psychologischen Forschung verbreiten, anderseits nach Art eines Hochschulvereins die Mittel zur Beförderung dieses Studiums aufbringen soll. Binnen kurzem zählte die Vereinigung über 250 Mitglieder und bewies so, auf wieviel Interesse die Sache der experimentellen Psychologie in der Bürgerschaft rechnen durfte. Etwa viermal im Jahre bietet nunmehr die „Psychologische Gesellschaft" (e. V.) ihren Mitgliedern gemeinverständliche Vorträge und veranstaltet, je nach Umständen, weitere fachwissenschaftliche Sitzungen. Das rasche Gelingen dieses Planes verdankt die „Psychologische Gesellschaft" aber auch dem wohlwollenden Eintreten der staatlichen, städtischen und der Universitätsbehörden, die ihn mit ihrer Empfehlung förderten, und der freundlichen Unterstützung der Professoren, die ihm als „wissenschaftlicher Beirat" mit ihren Namen das erforderliche Ansehen sicherten. Ist dadurch die ideale Seite des Unternehmens gewährleistet, so rechnen wir auch mit Sicherheit darauf, daß der oft bewährte Opfersinn der Kölner Kaufmannschaft und Industrie uns die größten materiellen Anfangsschwierigkeiten überwinden hilft. Wird ja in Zukunft die experimentelle Psychologie in ihrer Anwendung auf die Probleme der Eignung zu wirtschaftlichen Berufen, in ihrer Durchdringung des Erlernungsprozesses aller beruflichen Arbeiten, in der Erforschung

der günstigsten psychologischen Bedingungen zur Ausführung der Berufsarbeit, sowie endlich in der psychologischen Bewältigung der Probleme der Anpreisung und Absetzung der Arbeitsprodukte gerade der Industrie und dem Handel die größten Dienste leisten können. Amerika ist schon eifrigst darauf bedacht, auf diesem wissenschaftlichen Wege sein ganzes Wirtschaftsleben zu fördern. Wir müssen freilich nach echt deutscher Art zuvor den wissenschaftlichen Unterbau legen, ehe wir in größerem Stil an die praktischen Aufgaben herantreten.

Zurzeit, wo ich diese Zeilen niederschreibe, beginnt die „Psychologische Gesellschaft" damit, die hervorragenden Mitglieder der Kaufmannschaft und der Industrie persönlich einzuladen, sich ihr mit einer einmaligen hochherzigen Gabe als „Stifter" anzuschließen. Sie zweifelt nicht im geringsten daran, daß trotz der Zeiten Ungunst Kölner Weitblick und Opfersinn binnen kurzem eine Stätte psychologischer Forschung und Bildung schaffen werden, die es verdient, in den Kreis der offiziellen Universitätsinstitute aufgenommen und der Obsorge der Universitätsbehörden anvertraut zu werden.

*

Digitized by Google

DAS ERZBISCHÖFLICHE PRIESTERSEMINAR

VON PROFESSOR DR. F. J. PETERS

Das geistliche Amt verlangt von seinem Träger außer der den höheren Ständen gemeinsamen Allgemeinbildung vorzugsweise eine dreifache Ausrüstung: theologisches Fachstudium im kirchlichen Geiste, da der Seelsorger als Lehrer des Volkes und der Jugend wirken muß, aszetische Schulung, weil er im Leben der Frömmigkeit und Vollkommenheit die Gemeinde durch Lehre und Vorbild führen soll, praktische Anleitung, damit er in den gottesdienstlichen und pastoralen Funktionen Bescheid weiß, die sein Tagewerk ausfüllen.

Das ganze Mittelalter hindurch und stellenweise noch lange darüber hinaus war die Vorbildung des Klerus, die diese dreifache Ausrüstung vermitteln sollte, nicht einheitlich und gleichmäßig geregelt. Insbesondere befanden sich Ordens- und Stiftsklerus einerseits und Seelsorgegeistlichkeit anderseits in durchweg ganz verschiedener Lage. Orden und Stifter hatten zum Teil aufs beste für die wissenschaftliche wie auch für die aszetische Ausbildung ihres Nachwuchses gesorgt, und mancherorts, so namentlich auch in Köln, hielt sich in vielen Ordensgemeinschaften das Bildungsstreben bis in die nachreformatorische Zeit auf achtenswerter Höhe. So stand, um nur einiges zu erwähnen, das Studium generale der Dominikaner früh und lange in Blüte. Berühmt waren die Kölner Kartäuser. Die Kölner Universität zählte weltliche und regulierte Kleriker unter ihren Hörern. Noch in den Jahren 1616 bis 1619 errichteten auf Anregung des Heiligen Stuhles die Benediktiner der Bursfelder Kongregation, zu der auch Brauweiler gehörte, und die Prämonstratenser zu Knechtsteden und Steinfeld Studienhäuser in Köln zur Erneuerung des wissenschaftlichen Lebens in ihren Klöstern.

Die zeitgemäße Heranbildung des Seelsorgeklerus blieb dagegen bis an die Schwelle der Neuzeit ein ungelöstes Problem. Seit Karls des Großen Tagen zog der Pfarrer sich seine Hilfsgeistlichen in den meisten Fällen selbst heran, unterrichtete sie und führte sie ein in das priesterliche Leben und Wirken. Hielt er sie für hinreichend vorbereitet, so erbat er vom Bischof für sie die hl. Weihen. Dieser prüfte ihre Würdigkeit und Fähigkeit, ließ sie, wenn sie den kanonischen Vorschriften entsprachen, an der Kathedrale in die liturgische Praxis einführen und ordinierte sie dann. Dieses primitive Verfahren, das fast alles auf die Persönlichkeit des unterweisenden Pfarrers stellte, keinen festen Bildungsgang, keinen Besuch theologischer und aszetischer Bildungsanstalten vorsah, erwies zumal in der Reformation seine Unzulänglichkeit; das katholische Volk fand damals sehr häufig an seinen Seelsorgern nicht die sichere Führung und feste Stütze, deren es in den religiösen Wirren der Zeit benötigte.

Digitized by Google

Es bildete daher eine ernste Sorge des Trienter Konzils, den Seelsorgeklerus für seine schwere Aufgabe tüchtig zu machen. In seiner 23. Sitzung vom 15. Juli 1563 befaßte es sich mit den Reformen des geistlichen Standes und erließ in Kapitel 18 das berühmte tridentinische Seminardekret. Dieses verpflichtet den Bischof, selbst die Vorbildung des Diözesanklerus in die Hand zu nehmen und ein Seminar zu errichten, wo Unbemittelte wie auch Bessergestellte Gelegenheit finden, sich auf das Priestertum vorzubereiten, und zwar schon vom 12. Lebensjahre an. Der Unterricht soll sich in den unteren Jahrgängen mit lateinischer Grammatik, Gesang, Berechnung des Kirchenjahres und ähnlichen Fächern befassen. In den höheren Stufen ist das Studium der Heiligen Schrift, der Väter und Theologen, die kirchliche Liturgie und die Verwaltung der hl. Sakramente, besonders des Bußsakramentes vorgesehen. Sittenreiner Wandel und Frömmigkeit müssen allezeit die Seminarzöglinge auszeichnen; sie sind bereits zu gottesdienstlichen Verrichtungen an der Bischofskirche und in anderen Gotteshäusern heranzuziehen.

A. Das Seminar in der alten Erzdiözese Köln.

Die Durchführung dieses heilsamen Dekretes stieß in Deutschland auf erhebliche Schwierigkeiten. Es fehlte an Lehrkräften, an finanziellen Mitteln und manchmal auch an Oberhirten, die klug und energisch die entgegenstehenden Hindernisse weggeräumt hätten. Auch die weite Kölner Erzdiözese brauchte ein halbes Jahrhundert, ehe sie ihr erstes Klerikalseminar errichtete. Kurfürst Ferdinand von Bayern eröffnete es am 30. November 1615 im Hause „Zum Freudenberg", das in der Marzellenstraße an der Stelle lag, die heute vom Südschiffe der Kirche Mariä Himmelfahrt eingenommen wird. Die Leitung hatte der Erzbischof in die Hände der Jesuiten gelegt, die im Collegium Germanicum zu Rom bewiesen, wie geeignet sie zur Vermittlung der dem Priester notwendigen wissenschaftlichen, aszetischen und praktischen Ausbildung waren. Erster Seminarregens ward der Leiter des Dreikronengymnasiums, P. Johannes Kessel S. J.; er begann mit 12 Studenten der Rhetorik, Philosophie und Theologie. Unterricht und Vorlesungen fanden nicht im Seminar statt, vielmehr besuchten die Studenten der Rhetorik das Dreikronengymnasium, die Philosophen und Theologen dagegen die „aula theologica" an der Südseite des Domes, wo die Jesuiten ihre Vorlesungen hielten. Für Begabtere bestand ein vierjähriger Kursus der scholastischen Theologie; die anderen begnügten sich mit einem kürzeren Lehrgang, der sich eingehend mit der Moraltheologie und den Kontroverslehren befaßte. Die praktischen Uebungen im Seminar erstreckten sich hauptsächlich auf Predigt, Katechese, Ritus und Gesang. Der aszetischen Bildung diente die ganze Haus- und Lebensordnung. Zur Einführung in echt priesterlichen Geist pflegte man eifrig das Gebet, die Liebe zum eucharistischen Heiland, den

Empfang der hl. Sakramente, sowie die fromme Lesung und Betrachtung. Außerdem machten es die vielfach verrohten Sitten der Zeit nötig, daß man im Seminar auch der Erziehung zu einem für das seelsorgliche Wirken so wichtigen taktvollen und gebildeten Auftreten die gebührende Aufmerksamkeit schenkte. Wegen der geringen Einkünfte und beschränkten Räumlichkeiten nahm das Kölner Seminar nicht Knaben vom 12. Lebensjahre an, wie das Konzil bestimmt hatte, sondern erst vom 18. Jahre an auf. Eine Verpflichtung zum Besuche des Seminars vor Empfang der hl. Weihen wurde weder durch die Synode von Trient noch durch den Erzbischof Ferdinand ausgesprochen; den Kandidaten des Priestertums sollte nur Gelegenheit geboten werden, auf dem Wege durch das Seminar einen geordneten Bildungsgang durchzumachen.

In den traurigen Zeitumständen lag es begründet, daß dem bescheidenen Anfang keine günstige Entwicklung folgen konnte; 1646 verließen die vier letzten Zöglinge die Anstalt, die nun, wenn auch nicht formell aufgehoben, so doch verödet stand.

Die Geschichte der folgenden Kurfürsten zeigt eine Kette von Versuchen, die Bildungsstätte für den Seelsorgeklerus finanziell besser zu fundieren und durch zeitgemäße Statuten ihrem Zwecke möglichst ausgiebig nutzbar zu machen. Praktische Erfolge waren aber ihrem Bestreben kaum beschieden.

Von einschneidender Bedeutung wurde die Seminarerneuerung des Kurfürsten Klemens August vom 20. Februar 1736, die 1745 zur Vollendung kam. Er übertrug den Oratorianern die Sorge für das Seminar, veranlaßte die Errichtung eines eigenen geräumigen Seminarbaues auf dem Domhofe („Seminarium Clementinum" an der Südseite des Domchors östlich von der 1827 niedergelegten Kirche zum hl. Johannes Ev.), ließ die Vorlesungen im Seminar selbst halten durch eigens hierfür angestellte Lektoren und dachte sogar daran, den Besuch des Seminars für die Weihekandidaten obligatorisch zu machen. Unter seinem Nachfolger Maximilian Friedrich traten keine wesentlichen Aenderungen ein.

Mit weitausgreifenden Plänen trug sich dagegen Maximilian Franz, der letzte Kölner Kurfürst. Bruder des Kaisers Joseph II., huldigte er den Ideen der Aufklärung und suchte durch die Begründung der Bonner Universität ihren Lehren im Kurstaate eine bleibende Pflegestätte zu verschaffen. Die wissenschaftliche und aszetische Bildung des Klerus sollte auf einen ganz neuen Untergrund gestellt werden. Als Vorbedingung zur Aufnahme ins Seminar dachte sich der Kurfürst ein dreijähriges Theologiestudium, etwa zu Bonn, und als Alterstermin zur Aufnahme das 24. Lebensjahr. Dem Seminar wollte er nur die Prüfung des Berufes und die praktische Ausbildung für die Seelsorge zuweisen. Die neuaufgekommene Disziplin der Pastoral sollte nach den Werken der Aufklärer Pitroff und Giftschütz vorgetragen werden. Indessen kam dieser Entwurf nicht zur Ausführung. Der Einmarsch der

Franzosen im Jahre 1794 und die Flucht des Kurfürsten ließen das Seminar vorerst in seiner inneren Ordnung unangetastet. Daß der Geist der Aufklärung nicht ins Seminar eindrang, ist das Verdienst des Lektors der Theologie Johannes Mohren, der von 1777 bis 1828 Dogmatik und Moral las und auch an der aszetischen und liturgischen Ausbildung der Theologen teilnahm. Seiner gründlichen theologischen Wissenschaft und seiner Anhänglichkeit an die Kirche wird es zugeschrieben, daß kaum in irgend einer anderen Diözese Aufklärerei und Reformsucht weniger Anhänger unter dem Klerus gefunden habe als in Köln, an der großen Heerstraße des Völkerverkehrs.

Seinen äußeren Verhältnissen nach machte das Seminar seit der Flucht des Kurfürsten eine lange Leidenszeit durch. Seine Güter wurden durch die Franzosen und danach durch die Preußen eingezogen und verkauft. Es mußte Kontribution zahlen, wurde beschlagnahmt, eine Zeitlang geschlossen und fristete seit 1801 als Priesterseminar des neuerrichteten Bistums Aachen ein kümmerliches Dasein. Interimistisch mußten die gesamten philosophisch-theologischen Studien ins Seminar zusammengedrängt werden, wozu der Raum am Domhofe sich ganz und gar unzulänglich erwies.

B. Das Seminar in der neuen Erzdiözese Köln.

Als die Bulle „De salute animarum" 1821 die Erzdiözese Köln wiederherstellte und Erzbischof Ferdinand August von Spiegel 1825 deren Leitung übernahm, sah sich der Seelsorgeklerus in eine völlig veränderte Lage und vor gänzlich neue Aufgaben versetzt. Die Klöster und Stifter bestanden nicht mehr Damit war nicht nur äußerlich die Zahl der Geistlichen erheblich reduziert, sondern auch eine schätzenswerte Hilfe für die Seelsorge in Wegfall gekommen; denn namentlich die Orden leisteten bis zu ihrer Aufhebung 1803 in volkstümlicher Pastoration Anerkennenswertes. Das Kirchenvermögen und viele milde Stiftungen waren ihrem ursprünglichen Zwecke entfremdet worden oder verlorengegangen; so befand sich mancher Pfarrer in äußerst dürftiger Lage, und der Nachwuchs des geistlichen Standes genügte bei weitem nicht den Bedürfnissen. Endlich erforderte die Seelsorge bei der in den unruhigen Zeiten um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts eingetretenen religiösen und sittlichen Verwilderung eine ganz andere, weit intensivere und energischere Arbeit, als sie die ruhigen und behaglichen Jahrzehnte vor dem Ausbruche der französischen Revolution kannten. Noch größer wurden die Anforderungen an den Geistlichen, als zu den pastoralen die sozialen Probleme sich hinzugesellten und seine Sorge in Anspruch nahmen.

Der Ruhm einer den veränderten Verhältnissen Rechnung tragenden Neuorganisation des Seminars gebührt dem Erzbischof Ferdinand August. Seinen unablässigen Bemühungen gelang es,

das gänzlich verwahrloste Seminarium Clementinum gegen zwei Flügel des ehemaligen Jesuitenkollegiums einzutauschen, wo die Zöglinge statt der feuchten und ungesunden Räume am Domhofe eine freundlichere und bessere Unterkunft fanden. Am 22. November 1827 begann das Seminar in seinem neuen Heim an der Marzellenstraße mit 41 Alumnen seine Arbeit. Den Bildungsgang der Theologen regelte der Erzbischof namentlich durch die Prüfungsordnung des Jahres 1830. An Stelle der früheren Freiheit privater Vorbildung tritt jetzt eine feste Ordnung, die durch die Stationen: Reifezeugnis eines Gymnasiums, akademisches Triennium an einer Universität, Aufnahmeprüfung für das Seminar und einjähriger Seminarbesuch bezeichnet ist. Endlich vollzog er noch die Erneuerung des Professorenkollegiums, indem er jüngere Kräfte ans Seminar berief und bei ihnen auf wissenschaftliche Tüchtigkeit den Hauptwert legte. Mit all diesen Verdiensten, zu denen noch der Kampf gegen unberechtigte staatliche Eingriffe ins Seminarleben kam, würde Erzbischof von Spiegel einen glänzenden Aufstieg des Seminars inauguriert haben, wenn er nicht zugleich dem rationalistischen Zeitgeiste die Tore geöffnet hätte, den Johannes Mohren bis dahin mit so glücklichem Erfolge ferngehalten. Der Begriff der „wissenschaftlichen" Theologie deckte sich für Spiegel mit der hermesianischen Richtung, und diese schadete dem Geiste des Kölner Klerus um so mehr, als sie auch, wie es scheint, die aszetische Ausbildung der Seminaristen zurücktreten ließ. Unter dem Nachfolger Spiegels, dem Erzbischof Klemens August von Droste-Vischering, führte die hermesianische Gesinnung des Seminarvorstandes zu einem peinlichen Zwiste zwischen Erzbischof und Seminar, infolge dessen 1837 fast sämtliche Alumnen das Seminar verließen; erst allmählich hob sich die Zahl, sodaß man 1840 wieder 20 Zöglinge zählte.

Der Reformator des kirchlichen Geistes wurde Erzbischof Johannes von Geißel. Er schuf im Seminar eine Atmosphäre warmer Begeisterung für die Kirche, hoher Achtung vor ihrer Autorität, rückhaltloser Hingabe an ihren Dienst und unbedingter Absage an alle Zeitirrungen. Zugleich nahm er darauf Bedacht, wissenschaftlichen Ernst in den theologischen Studien zu fördern. Bald wurde der neue Geist im Klerus auch vom Volke wohltätig empfunden. Da die Räumlichkeiten für die wachsende Zahl der Seminaristen nicht mehr ausreichten, erwarb der Erzbischof nach längeren schwierigen Verhandlungen auch die anderen Flügel des ehemaligen Jesuitenkollegs, das nun seit Dezember 1860 in seiner ganzen Ausdehnung Eigentum der Diözese ist; der Winter 1861 sah 96 Alumnen in der Vorbereitung auf das Priestertum begriffen. Der Kursus war einjährig.

So stand nun das Seminar da, innerlich und äußerlich wohlgeordnet und befähigt, den Ansprüchen der großen Kölner Erzdiözese zu genügen. Da brachte der Kulturkampf eine neue

lange Unterbrechung in seine Arbeit. Das preußische Gesetz vom 11. Mai 1873 über die Vorbildung und Anstellung der Geistlichen verfolgte den Zweck, einen von den modernen unkirchlichen Ideen erfüllten Klerus heranzubilden und die geistlichen Aemter nur mit ergebenen Dienern der Staatsregierung zu besetzen, widersprach also direkt dem Geiste, der unter Geißel im Seminare heimisch geworden war. Die beharrliche Weigerung des Erzbischofs und Seminarsvorstandes, die rein kirchliche Anstalt durch Staatsbeamte einer Revision unterziehen zu lassen, die sich sogar bis auf die Vorlesungen erstrecken sollte, führte am 10. November 1875 zur gewaltsamen Schließung und zwangsweisen Emission der Alumnen, die in einer Adresse den Erzbischof ihrer aufrichtigen Ergebenheit und steten Treue versicherten und zugleich in kräftigen Worten gegen die staatlichen Maßnahmen als gegen einen unberechtigten Eingriff in ihre persönliche Freiheit protestierten.

Zehn Jahre tobte der Kampf, der unter Aufbietung aller äußeren Machtmittel die katholische Kirche unter das preußische Joch zwingen sollte; doch es gelang nicht. Langsam vollzog sich eine Wendung zu friedlicheren Gesinnungen in der Regierung. Der Abbau der Kulturkampfsgesetze ermöglichte dem neuernannten Kölner Erzbischof Philippus Krementz, das Seminar in seinem früheren Heim, dem alten Jesuitenkolleg, mit 16 Alumnen am 16. Oktober 1886 wieder zu eröffnen. Seitdem arbeitet es in den guten Traditionen Johannes von Geißels zum Segen der Erzdiözese, deren Klerus in seinem weitaus größten Teil dort auf sein priesterliches Wirken sich vorbereitete.

Die Dauer des Seminarkurses setzte Erzbischof Krementz auf drei Semester fest. Unter den Erzbischöfen Hubertus Simar und Kardinal Fischer ging sie zur schnelleren Behebung des Mangels an Geistlichen wieder auf zwei Semester zurück, bis Kardinal von Hartmann sie im Jahre 1914 von neuem auf drei Semester festsetzte. Die Frequenz hob sich schon unter Erzbischof Krementz derart, daß der Verwaltungsrat des Seminars im Jahre 1896 einen Umbau zur besseren Ausnützung des ganzen für die Unterbringung der Seminaristen bestimmten Innenraumes sämtlicher Flügel vornahm, sodaß nunmehr etwa 150 Zöglinge Aufnahme finden können. Die Kriegsjahre brachten selbstredend einen starken Rückgang im Besuche des Seminars. Während es im Sommersemester 1915 noch 130 Alumnen zählte, erreichte es den tiefsten Stand mit 15 im Wintersemester 1918; im Sommer 1921 wurde die Ziffer von 1915 wieder erreicht. Gegenwärtig erlaubt die große Zahl von Studierenden der Theologie in der Erzdiözese nicht, den dreisemestrigen Seminarkursus durchzuführen, da schon mit den Kandidaten aus zwei Semestern der verfügbare Raum vollständig belegt sein wird.

Die Vorlesungen im Seminar erstrecken sich auf Dogmatik und Moral, Kirchenrecht (nämlich Eherecht, Vermögensrecht und

Google

Hohenzollernring

Institut für Verkehrslehre (an der Bottmühle)

Digitized by Google

Kirche Maria im Kapitol

Basilika S. Gereon

Digitized by Google

Strafrecht), Pastoral, Liturgik und Rubriken. Seit dem Wintersemester 1913 wurden die Homiletik und Katechetik als selbstständige Fächer von der Pastoral abgezweigt und die Pädagogik ihnen beigesellt. Der Einführung in die soziale Seite der Seelsorge diente seit 1915 eine eigene Vorlesung, die jedoch mit Sommer 1921 infolge der Errichtung einer neuen Professur für soziale Pastoral an der Universität Bonn dorthin verlegt ist. Als Hilfsmittel in den Studien steht die große Seminarbibliothek mit 50000 Bänden zur Verfügung. Die praktischen Uebungen in Liturgie und Gesang, in Predigt und Katechese haben einen den Zeitbedürfnissen entsprechenden Ausbau erfahren. Die aszetische Bildung liegt gemäß den kirchlichen Vorschriften in der Hand eines geistlichen Leiters (Spirituals), der lediglich als Berater in Gewissensangelegenheiten den Alumnen zur Verfügung steht und an den äußeren Anordnungen und Entscheidungen, betreffend die Pflege des Studiums, Aufrechterhaltung der Disziplin, Zulassung zu den Weihen, keinen Anteil nimmt. Die zu verschiedenen Zeiten auftauchende Frage, ob man das Seminar mit der Verwaltung einer Pfarre verbinden solle, sodaß der Präses oder Subregens zugleich in der praktischen Seelsorge tätig sei, ist stets verneint worden. Dagegen legte man bei Auswahl der Lehrkräfte für das Seminar Wert darauf, für die Einweisung der Alumnen in die pastorale Praxis Persönlichkeiten zu gewinnen, die sich im Pfarrdienste reiche Erfahrungen gesammelt und nach jeder Richtung bewährt hatten. Gleichwohl blieb die Aufgabe des Seminars zu keiner Zeit einseitig auf das Praktische beschränkt. Bereits Präses Schweitzer betonte vor dem Erzbischof Spiegel die Notwendigkeit, daß die Alumnen ihre wissenschaftliche theologische Arbeit auch während der Seminarsemester weiterführten, und es ist bezeichnend, daß einer der hervorragendsten Dogmatiker der letzten Zeit, Matthias Joseph Scheeben, am Kölner Priesterseminar wirkte.

Das neue kirchliche Rechtsbuch verlangt vor der Priesterweihe ein Gesamtstudium von vier Semestern Philosophie und acht Semestern Theologie. Bei einer dreisemestrigen Seminardauer wird hierdurch das akademische Triennium um die Hälfte verlängert. Erhält damit das theologische Universitätsstudium einen Zuwachs an Gründlichkeit und Vielseitigkeit, wie ihn die Gegenwart verlangt, so darf auch das Priesterseminar hoffen, hieran teilzunehmen, insofern die vertiefte Bildung den Seminaristen ein lebhafteres Verständnis und Interesse für die mannigfachen Aufgaben der modernen Pastoration und nicht zuletzt für die Pflicht der priesterlichen Selbsterziehung und Heiligung vermittelt.

*

Digitized by Google

DAS HISTORISCHE ARCHIV

VON PROF. DR. ADAM WREDE

Unsere Zeit will bewußt und in bestimmter Zielrichtung neue Wege wandeln. Man bemüht sich daher und rühmt sich gar, geschichtsfeindlich und traditionslos zu sein. Darf man deshalb Archive, historische Archive, noch unter die Bildungsstätten der neuen Zeit rechnen?

Archive sind Schatzkammern der Vergangenheit, Stätten, an denen die Menschen früherer Zeiten körperlos im Schrifttum weiter leben und mit ihnen die Geschichte gewordenen Zustände und Ereignisse. Archive sind also und bleiben die Fundgruben der historischen Wissenschaft. Und es wird immer entsagungsvolle, stillfrohe Jünger geben, die mit der Fackel ehrlichen Fragens und Forschens hinuntersteigen, tief und immer tiefer, um in den Gang und den Sinn des Werdens und Geschehens hineinzuleuchten, nach den geheimnisvollen Kräften zu suchen, unter deren Bann die versunkenen Geschlechter standen. Das ist nicht nur Freude, das ist auch Dienst an der Vergangenheit.

Dieser Dienst nutzt auch der Gegenwart nach mehr als einer Seite. Denn Menschheitsgeschichte ist keine Steinwüste, in der Block neben Block ohne Zusammenhang liegt, ist nicht Trümmerfeld, ist Saatfeld auf dem organisches Werden und Wachsen ehrfurchtgebietend vor unser Auge tritt. Der Wechsel von Saat und Ernte, von Werden und Vergehen, das ist der Jubelhymnus und die Tragödie der Geschichte. So wächst die neue Zeit aus der alten, deren Luft sie atmet, deren Sprache sie redet. So wird die Wissenschaft von dem Gestern zur Weisheit für das Heute. So werden die Archive aus Schatztruhen der Vergangenheit zu Rüstkammern der Gegenwart.

Das gilt besonders von dem Historischen Archiv einer Stadt wie Köln, die einst und jetzt gleich bedeutungsvoll den Weg unseres Volkes mitbestimmte und mitführt, in der das neue Leben durch die alten Straßen flutet, in der die Jungen arbeitsfroh auf den Fundamenten der Alten weiterbauen, in der auch der Sinn für die Vergangenheit und ihre Denkmäler liebevoll gepflegt wird.

Daß Köln schon frühzeitig die Dokumente seines städtischen Lebens aufbewahrte, dürfen wir vermuten, ohne daß wir jedoch wissen, wo es geschah. Erst am 8. Januar 1322 hören wir von einer „cista civitatis Coloniensis", von einer Truhe der Stadt Köln, die damals im Hause des Schöffen Werner Overstolz in der Rheingasse stand und wichtigem Schriftwerk der städtischen Verwaltung, den verbrieften Rechten und Privilegien eine Ruhestatt, ein sicheres Gewahrsam und Gelaß bot. Doch vor 1370 wurden die Bestände bereits in den alten Vogtshof „Zur Stesse" am Laurenzplatz überführt, wo nach einer Nachricht des Jahres 1375 auch das große Stadtsiegel aufbewahrt werden sollte. Als

Digitized by Google

dann in den Jahren 1407—1414 der Rathausturm als stolzes Denkmal des Bürgersieges über die Geschlechter erbaut wurde, wanderten die städtischen Archivalien zum ersten Male in das Gewahrsam eines städtischen Gebäudes. In dem Turme wurde nach dem Ratsbeschluß vom 19. August 1406 ein besonderes Gewölbe, „eyn gewolve zu der stede privilegien", angelegt. Mit mehreren Schlössern versehen, wurde dieses der Obhut von drei Ratsherren, den Gewölbsherren, anvertraut. Unter einem Eide waren diese verpflichtet, der Stadt kostbare Freibriefe und wichtige Urkunden sorgsam zu hüten, nur unter besonderer Vorsicht den Zugang zu den kostbaren Dokumenten zu gewähren. Um diese Zeit, vielleicht 1415, wurde das erste Verzeichnis der Schriftstücke angelegt. In 48 hölzernen Laden ruhten etwa 1400 Urkunden, in 8 anderen Quittungen, Mann-, Söldner- und Schuldbriefe.

Die eigentlichen städtischen Urkunden beginnen mit dem Jahre 1149. Noch ältere Urkunden stammen aus Kirchen und Klöstern. Die frühen städtischen Urkunden bestanden aus päpstlichen und kaiserlichen Briefen, Verträgen, Pfand- und Lehnbriefen, Bestallungsurkunden und anderen. Alles dies diente der Gegenwart und wurde hervorgeholt zur Beweisführung, zum Rechts- und Eideshelfer, bei der Verteidigung angefochtener Privilegien, zuerst in den Zeiten nutzbringend verwandt, als Köln sich immer mehr der Macht der Erzbischöfe entwand. Die Urkunden wurden wohl kaum in diesen Zeiten von irgendeinem anderen, nie vom rein wissenschaftlichen Standpunkt aus benutzt und verwaltet. Und so blieb es in der Hauptsache bis in das 19. Jahrhundert hinein.

Ununterbrochen schwollen inzwischen die Akten und Urkunden an, und immer wieder machte sich das Bedürfnis geltend, die Bestände zu sichten und zu ordnen, um den Überblick nicht zu verlieren und das Suchen zu erleichtern. Am nachhaltigsten entsprechen diesem Bedarf die Bemühungen des Syndikus Johann Michael Cronenburger (seit 1627), sowie die des Syndikus Maximilian Lenz (1724—1745), der als erster eigentlicher stadtkölnischer Archivar anzusprechen ist. Sein Nachfolger v. Bianco (seit 1788) ließ die Bestände zwar ruhig anwachsen, tat aber nichts für ihre Ordnung. Die Stürme der Revolutionszeit überstanden die städtischen Archivalien zum größten Teil; sie wurden fast unvermindert ins 19. Jahrhundert hinübergerettet. In dessen erster Hälfte erstand ihnen (1819) in dem Registrator Fuchs, der 1815 als Nachfolger Imhoffs in städtische Dienste trat und 1857 starb, eine hingebende Kraft, deren Ordnungstätigkeit leider von L. Ennen nicht fortgesetzt wurde. Unter seiner Verwaltung (1857—1880) wurde vielmehr die ältere Ordnung aufgelöst, etwas Neues jedoch nicht an ihre Stelle gesetzt. Der neue Archivar, Konstantin Höhlbaum (1880—1890), mußte daher ganz von vorn anfangen. Er suchte die gewaltigen Bestände insgesamt nach sachlichen Gesichtspunkten zu ordnen und bildete die Gruppen: Köln und die Hansa, Köln und das Reich, Köln und das Territorium, die Stadt

gitized by Google

Köln, die Hansa, Kloster Lond. Dieser Ordnungsversuch mußte aus inneren Gründen scheitern, da ja doch der Inhalt fast eines jeden Aktenstückes für mehrere Gruppen in Betracht kam.

Die Anwendung des einzig zweckmäßigen obersten Einteilungsgrundes, nämlich die möglichst vollständige Herstellung der Registraturen der alten Behörden, verdanken wir dem Nachfolger Höhlbaums, nämlich Joseph Hansen (seit 1890). Innerhalb der großen Abteilungen, die sich bei der Handhabung dieses Prinzips ergeben, kommt natürlich die sachliche Zusammengehörigkeit zur Geltung. Bei der Ordnung nach diesem Gesichtspunkte ergab sich die Notwendigkeit einer Zweiteilung des vorhandenen Stoffes von selbst: nämlich eine Zusammenfassung der Bestände des alten städtischen Archivs auf der einen Seite und der fremden Bestandteile andererseits. Jene, die umfangreichere Abteilung, gliedert sich in zwei Gruppen, in Urkunden und Akten. Die Abteilung Urkunden zerfällt wieder in zwei Teile, in die vielen tausend Originalurkunden, deren allein bis 1480 etwa 14000 regestriert sind, sowie in Urkundenkopiare, das sind übersichtliche Zusammenstellungen der wichtigsten Urkunden in authentischer Abschrift. Bei den Akten werden ebenfalls zwei Unterabteilungen unterschieden, Akten aus der reichsstädtischen Zeit und solche aus der Zeit der französischen Fremdherrschaft.

Unter den Aktengruppen aus der reichsstädtischen Zeit stehen die zur Verfassung und Verwaltung sowie zum Gerichtswesen gehörigen hinsichtlich ihrer Bedeutung in vorderster Reihe. Sie gehören wohl zu den wichtigsten unter den deutschen Stadtbüchern überhaupt. Als ein Hauptteil der Verfassungsakten stellt sich eine große Folge von Eidbüchern dar, deren erstes aus dem Jahre 1321 stammt, in dem wohl zum ersten Male die Verfassung schriftlich festgelegt wurde insofern, als die einzelnen früheren Verfassungsbestimmungen als etwas Organisches, Zusammengehöriges in einen Rahmen gespannt wurden. Seit dem Sturz der Geschlechter und der Aufrichtung der Zunftherrschaft (1396) erscheinen besondere Statuten- oder Gesetzessammlungen, von denen die ersten aus den Jahren 1407 und 1437 stammen. Beleuchtet und aufgerollt wird die Verfassungsfrage dann außer durch zahlreiche einzelne Stücke namentlich auch durch Akten, welche Revolutionen oder „Putschversuche", z. B. die von 1513 und 1525, ferner den Aufstand des Nikolaus Gülich (1686) und die Zunftunruhen oder die sogenannte bürgerliche Deputatschaft (1776—1791) betreffen.

Aus den zahlreichen Ratsedikten, die in Einblattdrucken und in handschriftlichen Sammelbänden erhalten sind, geht die Vielseitigkeit der Kölner Verwaltung hervor, die sich bereits im Mittelalter auf alle Gebiete bürgerlichen Lebens erstreckte. Heute sind diese Edikte in 14 großen Sammelbänden vereinigt. Zahlreiche „Rollen und Ordnungen (ordinancien)" für die städtischen Beamten, Uebersichten über diese selbst, Registraturbücher oder Ratsmemorialien und Ratsprotokolle, Protokollbücher der Kom-

missionen oder „Schickungen", Memorialbücher des Protonotars und andere Stücke und Bücher zeigen, wie umfangreich und verwickelt im Laufe der Jahrhunderte die städtische Verwaltung wurde. Besonders die 4 Ratsmemorialbücher (1396—1513), welche ausgewählte, der Erinnerung und Ueberlieferung würdige Berichte enthalten, und die vollständigen Ratsprotokolle, die seit 1513 angefertigt wurden, bestehen aus festen Bänden mit durchschnittlich hoher Blattzahl. Der Ratsprotokolle sind gar mehrere hundert, meist dicke Bände erhalten. Sorgfältig ist die städtische Korrespondenz aufgehoben und erhalten in den Briefbüchern („Kopienbüchern"), deren etwa 220 an der Zahl überliefert sind und deren ältestes aus den Jahren 1367—1381 stammt. Sie enthalten die Abschriften der von der Stadt versandten Schreiben, hier und da auch eingelaufene Briefe. Den Briefbüchern entspricht die Sammlung der „Briefeingänge", deren für die ältere, d. i. mittelalterliche Zeit mehrere tausend datierte und undatierte regestriert sind. Diese Korrespondenz- oder Briefakten zeigen einerseits eine zeitweise mustergültige Registratur, anderseits bilden sie eine der wichtigsten Quellen für die innere und namentlich äußere Geschichte der Stadt. Sie gewähren z. B. ein ziemlich deutliches Bild von der Bedeutung und dem Umfang der Verbindungen Kölns. Andere Akten, wie Aufnahmebücher (seit 1356) und Großbürgerbücher, zeigen, welchen Anziehungspunkt Köln für Fremde, besonders für fremde Kaufleute und Gewerbetreibende bildete. Daß diese Listen und Stadtbücher auch eine Fundgrube für Namen- und Familienforschung sind, dessen ist man sich jetzt sehr bewußt.

In vielen tausend festen Bänden, Heften und losen Akten stellt sich das starkverzweigte, etwas verwickelte altkölnische Gerichtswesen dar. Ueberliefert sind Schöffen- und Amtleutebücher, Akten des Ratsgerichts, Fiskalgerichts, Gewaltgerichts, Pferdegerichts und anderer Sondergerichte. Hexenprotokolle rollen die düsteren Zeiten einer wahnwitzigen Geistesverirrung auf, die ganz Mitteleuropa von 1400—1700 wie eine geistige Epidemie erfaßte und gefesselt hielt. Verbrecherbuch (1510—1522) und Blutbuch zeigen Schandtaten zu Bestien gewordener Menschen. Turmbücher, deren ältestes die Jahre 1524—1528 umfaßt, und deren dann von 1555 an etwa 75 meist dicke Bände erhalten sind, bringen die Protokolle oder Aufzeichnungen über das Verhör der mit Hilfe der „Gewalt" (Polizei) gefänglich eingezogenen kleineren Sünder und Missetäter, unter denen nicht wenige internationale Gauner sich vorfinden, ein Beweis, daß das reichsstädtische Köln auch auf die Verbrechergilde große Anziehungskraft ausübte. Eine große Zahl Bündel Kriminalakten und -prozesse ergänzen die „strafrechtliche" Gruppe nach vielen Seiten.

Den größten und ältesten Bestand unter den Gerichtsakten wie unter den reichsstädtischen Archivalien überhaupt bildet der Aktenbestand des Grundbuchamtes, also die Abteilung Akten, welche sich auf Erb und Eigen, auf die Besitzveränderung und Belastung

der Immobilien beziehen. Zuerst in Form von einzelnen Pergamentrollen, den sogenannten Schreinskarten, seit 1135 überliefert, werden sie von etwa 1230 an in Heft- oder Buchform geführt und sind mit mehr als 500 meist dicken Bänden auf Pergament eine außerordentlich reiche Fundgrube für die Erkenntnis der äußeren Stadtentwicklung, auch für die Straßen-, Häuser- und Familienkunde Kölns. Ganze Stöße von Prozeßakten (Zivilprozesse) decken mit den bürgerlichen Streitigkeiten außerordentlich viel bürgerliches Leben in Handel und Wandel auf und bieten wichtige Ergänzungen zu anderen Gruppen.

Hier seien auch die zahlreichen Testamente erwähnt, deren im ganzen wohl über 10000 Stück in kleiner oder größter Größe, einblättrig oder in Form von vielblättrigen Heften übersichtlich nach der Buchstabenfolge geordnet sind. Unter gerichtlichem Beistand verfaßt, von einem Notar in Gegenwart zweier Schöffen als Zeugen, bilden sie mit ihrem Inhalt einen wertvollen Teil der Kölner Familienüberlieferung und gewähren auch Aufschlüsse über die äußeren Lebensformen des älteren Kölner Bürgertums, über das religiöse Volksleben, über kleine und große Dinge der Arbeit und des Alltags.

Und nun das Sorgenkind einer Kommunal- und Staatsverwaltung, die Finanzen! Das Kölner Archiv ist in der glücklichen Lage, wenn auch nur einen geringen Teil der älteren Stadtrechnungen, so doch immerhin einen recht wichtigen, den von 1371—1380, zu besitzen, dagegen die neueren ziemlich vollständig. Die von 1370 an überlieferten Hauptrechnungsbücher entstanden in den Rentkammern oder Rechnungskammern (Stadtkassen). Das älteste, wichtigste, und bis zum Beginn des 15. Jahrhunderts einzige Organ des städtischen Finanzwesens bildete die Mittwochsrentkammer, zu der im Anfang des 15. Jahrhunderts die Samstagsrentkammer kam, eine Zeitlang noch eine Nebenkasse, die Freitagsrentkammer. Die Rechnungsbücher dieser Kammern gewähren in Verbindung mit einer Unzahl Sonderrechnungen und Rechnungsablagen einzelner Ausschüsse (Finanzkommissionen) und Institute sowie mit den tausenden von Rent- und Schuldbriefen, Rentenregistern (seit 1351) und anderem einen vorzüglichen Einblick in alle Einzelheiten der städtischen Verwaltung und in das Leben des Tages, sind voll von historischen Notizen, von wertvollen Nachrichten topographischer, sitten- und kunstgeschichtlicher Art, bilden also eine erste Quelle für die Erforschung der äußeren politischen und der inneren Geschichte der Stadt. Eine wertvolle Ergänzung sind die privaten Rechnungs- und Geschäftsbücher, deren vom Jahre 1351—1798 eine größere Zahl erhalten sind.

Ein wichtiger Posten in der Finanzwirtschaft war das städtische Bauwesen, in dem die Stadtbefestigung mit ihren vielen Toren und Türmen, das Rheinwesen, die Straßenpflege, die städtischen Bauten und anderes mehr Summen verschlangen, und das mit Verordnungen, Beschreibungen, Kostenrechnungen, Zeichnungen und Plänen

Digitized by Google

reich überliefert ist. Die Pläne und Zeichnungen bilden mit mehr als 2000 Stücken jetzt eine besondere Abteilung, die „Plankammer".

Die Stadt in baulichem und wehrhaftem Zustand zu erhalten war eine Hauptsorge der Verwaltung. Außer den freien Bürgern in den Zünften und Gaffeln standen noch Söldner in Waffenbereitschaft. Sie hatten auch den Geleitsschutz zu üben. Besondere Bücher (Geleitsbücher), Söldnerbriefe und andere Stücke geben Auskunft. Fehdebriefe und Fehderegister zeigen, wie notwendig die militärische Hilfsbereitschaft war. Als der Bürgerstolz beim Niedergang der Stadt schwand, Lauheit und Lässigkeit den Bürger erfaßte, war es ihm bequemer, die ganze Beschützung und die ganze Verteidigung der Stadt durch Militär besorgen zu lassen. Eine Gruppe „Militaria" beleuchtet diese späteren Zustände. Für eine Darstellung der Wehrverfassung der Stadt Köln liegt in diesen verschiedenen Aktengruppen reichlich genug Stoff vor.

Der Schutz, den Köln seinen eigenen Kaufleuten und Bürgern, aber auch befreundeten und verbündeten Nachbarn gewährte, war für das ausgedehnte Handels- und Verkehrswesen die beste Anlage. Die Akten der Abteilung Handel mit fast 1000 mehr oder weniger umfänglichen Stücken und Bündeln sind der beste Beweis für die Behauptung, daß der Handel der Lebensnerv des Stadtkörpers war. Welch bedeutsame Fülle der Ueberlieferung! Außer Schriftstücken allgemeinerer Art über Sicherung des Verkehrs, des Schuldenwesens, der Bekümmerung (Beschlagnahme), des Handelsbetriebes, der Handelsgesellschaften, der Konkurse und anderes gibt es Akten über das Zollwesen (Wasser- und Landzölle), den Stapel, über die verschiedenen Handelszweige, über Kaufhäuser, Märkte, Transport- und Verkehrsarbeiter, Post- und Botenwesen, die Schiffahrt, Geld und Banken, Maß und Gewichte. Die Industrie ist vertreten in den zahlreichen Zunfturkunden und Gewerbeakten, im ganzen mit 700 kleinen und großen Stücken, dicken und dünnen Aktenbündeln oder festen Bänden und Büchern. Besondere Gruppen hier anzumerkender wichtiger Akten bilden die Archive des deutschen Kaufmannes aus den Kontoren Brügge, Antwerpen und London, die nach dem Untergange der Hansa Köln überwiesen wurden, ferner die Akten des hansischen Drittels, dessen Vorort Köln war, und der Nachlaß des kölnischen Syndikus bei der Hansa, des 1591 verstorbenen Dr. Heinrich Suderman.

Ein selbständiger Teil der Verwaltung war auch das Armenwesen. Noch heute ist das Archiv der ehemaligen Armenverwaltung als eine zusammenhängende Gruppe von Akten und Urkunden vereinigt geblieben. Zahlreiche Hospitäler für Arme, Schwache, Kranke, Obdachlose, Pilger, sowie Konvente für Frauen zeigen einen frühentwickelten starken Wohltätigkeitssinn in der Kölner Bürgerschaft. Meist beruhten diese Fürsorgeanstalten auf Stiftungen und erfreuten sich der Obhut des Rates. Später auch wird ein Waisen- und Findlingshaus, sowie ein Arbeitshaus dieser Verwaltung einverleibt.

Digitized by Google

Das große geistliche Gebiet der Stadt ist in der „Geistlichen Abteilung" vertreten. Diese birgt wieder mehrere hundert Stücke über Kirchen, Klöster, Bruderschaften und andere Institute oder Institutionen mit Statuten, Zinsregistern, Rechnungsbüchern, Verzeichnissen von Einrichtungen und mehreren hundert Kirchenbüchern mit ihren Tauf-, Heirats- und Sterberegistern, deren ältestes auf katholischer Seite das Kirchenbuch aus der Pfarre Mauritius vom Jahre 1591 ist. In dieser Abteilung befinden sich auch die Akten aus der Zeit der reformatorischen Bewegung. Besondere Akten verwahrt das Archiv der evangelischen Gemeinde. Eine Abteilung „Judaica" enthält Akten zur Geschichte der Juden in Köln.

Die großen Bildungsstätten sind sehr gut vertreten, so die Universität und die Gymnasien mit weit mehr als 1000 Urkunden und Aktenbündeln, das Jesuitenkollegium mit etwa 800 Stücken.

Politisch gerichteten Quellenstoff enthält die Abteilung „Köln contra Köln", in der das Verhältnis der Stadt zum Erzbischof von Köln aus kleinen und großen Aktenstücken spricht, noch mehr politischen Stoff die Abteilung „Köln und das Reich", in der Köln als die „Reichsstadt" erscheint.

Alle die bisher genannten Abteilungen und Gruppen, von denen nur die wichtigsten herausgegriffen sind, entstanden zum weitaus größten Teile in den städtischen Kanzleien. Die Rolle, die Köln durch diese Kanzleien im Geistesverkehr spielte, der Anteil, den es an der sprachlichen Entwicklung im deutschen Westen gewann, wäre noch aufzuzeigen.

Mit dem, was auf Kölner Boden entstand, ist der Reichtum des Archivs noch nicht erschöpft. Zahlreiche Handschriften, meist in lateinischer Sprache, aber auch eine Reihe deutscher Texte füllen Schränke und Gefache. Unter den deutschen Handschriften sind vollständig überlieferte Erzeugnisse mittelalterlicher Literatur und Bruchstücke z. B. mittelniederländischer Dichtung, die schon Gegenstand der Forschung geworden sind. Handschriftlich ausgeführte Chroniken und Darstellungen verschiedenen Inhalts bilden ebenfalls eine besondere Abteilung. Unter den verschiedenen Urkunden und Akten fremden Ursprungs sind die aus dem Zisterzienserkloster Lond in Polen bemerkenswert, das 1145 von Altenberg bei Köln aus gegründet wurde.

Eine große, in sich geschlossene Gruppe bilden die annähernd 7000 wiederum großen und kleinen Stücke von Akten und Aktenheften aus der Zeit der französischen Herrschaft, die vorzüglich geeignet sind, als Ausgangspunkt für Untersuchungen aus dieser Zeit für das Rheinland überhaupt zu dienen. Zudem zur Charakteristik der französischen Herrschaft am Rhein in der damaligen Zeit (1794–1814) sehr geeignet, dürften sie für die Gegenwart besonders lehrreich sein.

Die französische Fremdherrschaft blieb eine Episode. Es kam Kölns preußische Zeit, eine neue Verfassung, eine neue Verwaltungsarbeit. Neue Aktenbündel häuften sich, immer neue Re-

Digitized by Google

gistraturen bildeten sich. In 100 Jahren, von 1815—1915, wuchsen sie so stark, daß sie geräumt werden mußten. Die Magazine des Archivs erhielten neue Nahrung. Die Eisenroste bis unter den Dachboden füllten sich an. Zu diesen gewaltigen Registraturen Kölns aus dem 19. Jahrhundert gesellten sich dann noch die der seit 1881 nach und nach eingemeindeten Vororte und die vom Oberlandesgericht überwiesenen zahlreichen Hypothekenregister, die Fortsetzung der Schreinsbücher. Wo wird einst das Schreib- und Schriftwerk Kölns aus dem 20. Jahrhundert Platz finden?

Diese kurzen Hinweise auf die wichtigsten Gruppen der städtischen Archivalien geben nur eine schwache Vorstellung von dem Reichtum der Kölner Schrifttradition und können ebenso die gewaltige Ordnungsarbeit, die in der neueren Zeit im Archiv ausgeführt worden ist, nur andeuten. In viel stärkerem Maße tritt die Bedeutung des Archivs in den Veröffentlichungen hervor. Im Jahre 1860 wurde zum ersten Male durch das sechsbändige Quellenwerk von L. Ennen und G. Eckertz (Quellen zur Geschichte der Stadt Köln, 1860—1879, Band 3—6 von Ennen allein herausgegeben) reichlich aus dem Archiv geschöpft und dessen Reichtum offenbart. Zum ersten Male auch wurden von demselben L. Ennen 1863 die reichen Schätze archivalischer Überlieferung in weitem Umfange verarbeitet und als eine fünfbändige Geschichte der Stadt Köln (Köln, Neuß und Düsseldorf, 1863—1880) herausgebracht, ein trotz aller offenbaren Mängel verdienstvolles Werk. Nach diesen beiden ersten Publikationen ist dann begonnen worden, den gesamten Inhalt des Archivs den Forschern und der wissenschaftlichen Welt in guten und zuverlässigen Auszügen und Uebersichten zu übermitteln. Zunächst geschah und geschieht dies durch die „Mitteilungen aus dem Stadtarchiv von Köln", deren 1. Heft 1882 (Köln) erschien, und die bis Heft 19 von K. Höhlbaum herausgegeben wurden, während die folgenden von 20 ab von J. Hansen herausgebracht wurden, bis jetzt Heft 20—37 (1918). Vor allem aber geben die zahlreichen, in der Hauptsache aus den handschriftlichen Quellen des Archivs geschöpften und bis auf einzelne wenige Bände wertvollen und wichtigen Quellenausgaben der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde eine Vorstellung von der ungeheuren Bedeutung der Kölner archivalischen Schätze. Auch ein Blick auf die zahlreichen größeren und kleineren ebenfalls auf den handschriftlichen Quellen fußenden Darstellungen ist geeignet, Staunen und Bewunderung vor dieser Fülle hervorzurufen. Ein Werk wie die 1910 herausgebrachte große „Topographie der Stadt Köln im Mittelalter" von Hermann Keussen, die aus einer der vielen Quellengruppen, aus den so ungeheuer wichtigen Schreins- oder Grundbüchern geschöpft ist, wird z. B. stets geeignet sein, den Kölner archivalischen Stoff als einen der bedeutendsten in Deutschland erscheinen zu lassen. Die große mehrbändige Publikation „Quellen zur Geschichte des Kölner Handels und Verkehrs im Mittelalter"

von Bruno Kuske wird in ihrer Vollendung diesen Eindruck verstärken. Und das aus den wichtigsten Gruppen des Archivs geschöpfte Werk unter dem Titel „Altkölnischer Sprachschatz" von Adam Wrede, das bisher handschriftlich vorliegt und in kürzester Zeit zum Druck befördert werden soll, wird die Bedeutung des Kölner Archivs wieder von einer anderen Seite zeigen, Kölns Bedeutung auf dem Gebiete der deutschen Wort- und Sprachgeschichte kundtun.

Als Bildungsstätte, als Stätte der Forschung und Wissenschaft hat das Historische Archiv seit einem Menschenalter, seit J. Hansen und H. Keussen, die nicht nur Hüter und Wächter, sondern auch Ordner, Sammler und Bearbeiter sind, noch andere Aufgaben erfüllt, vor allem die, eine Pflanzstätte, ein Seminar für Forschung und Wissenschaft zu sein. Wer zählt die Namen derer, die hier sich die Sporen holten, um zum Doktorritt auszuholen! Wer wäre imstande, alle die zu nennen, die hier die erste Anleitung erhielten zur wissenschaftlichen Arbeit auf dem Gebiete der Geschichtsforschung! Von denen aber, die auf dem Gebiete stadtkölnischer und rheinischer Geschichte beraten wurden, kann überhaupt keine Rede sein.

Ein Archiv, das jetzt seine Auferstehung feiert und dem städtischen eine wertvolle Ergänzung sein kann, ist das erzbischöfliche Diözesanarchiv, in dem vorläufig die Bestände des erzbischöflichen Generalvikariates, vorzüglich die Protokolle der Generalvikariatssitzungen und die Visitationsprotokolle seit etwa 1600, untergebracht sind und bearbeitet werden. Vom Standpunkt der historischen Forschung wäre es sehr begrüßenswert, wenn hier allmählich die weit zerstreuten Pfarr-, Kirchen- und Klosterarchive der Erzdiözese vereinigt und so dem Forscher bequemer zugänglich gemacht würden. Welcher Reichtum würde hier zusammenströmen, wenn z. B. die Archive der alten Kölner Kirchen, die Archive von Kolumba, Gereon, Severin, Maria im Kapitol, aus dem Dom und viele andere wichtige und auch kleinere zusammengetragen und eigentlich zum ersten Male der planmäßigen Durchforschung zur Verfügung gestellt würden! In dieser Vereinigung von zwei so hochbedeutenden Archiven, dem Stadtarchiv und dem Diözesanarchiv in einer Stadt, würde Köln dann den meisten andern Städten nicht nur Deutschlands weit vorauf sein.

Im Hintergrunde der altehrwürdigen Kirche S. Gereon, wie diese rings umzogen von den Verkehrsadern der Großstadt und deren Branden und Brausen umspielt, ruht das Archiv wie eine Insel des Friedens, aber als eine Stätte emsiger, entsagungsvoller Arbeit. Wer hier schaffte und schafft, erlebte und erlebt mit jedem Tage, was das Ideal und was das Leben ausmacht: Ernst und Fleiß und Streben nach Wahrheit. Denn

„Nur dem Ernst, den keine Mühe bleichet,
Rauscht der Wahrheit tief versteckter Born;
Nur des Meißels schwerem Schlag erweichet
Sich des Marmors sprödes Korn."

Digitized by Google

DAS RHEINISCH-WESTFÄLISCHE WIRTSCHAFTSARCHIV

VON DR. rer. pol. GUSTAV-ADOLF WALTER
Archivar des Wirtschaftsarchivs

Mit Gott! — so schrieb nach altem, auch heute gebliebenem Brauche vor rund 120 Jahren ein rheinischer Kaufmann auf das Titelblatt seiner uns überkommenen Geschäftsbücher, die gegenüber heutigen den Unterschied aufweisen, daß sie nicht fein säuberlich foliiert und paginiert von einer Fabrik bezogen werden konnten, sondern durch Ziehen der vielen hundert erforderlichen Linien für ihren Verwendungszweck erst vorbereitet werden mußten. Es mutet einen wunderlich an, wenn man einen dicken Wälzer, der sich Hauptbuch nennt, aus der Zeit unserer Urgroßeltern ansieht. Zwar marschieren die Personal-Konten wie auch heute noch auf, daran ist wenig Auffälliges bemerkbar. Ist man aber noch nicht mit volkswirtschaftlichen und wirtschaftsgeschichtlichen Kenntnissen belastet, so überrascht einen die große Zahl der verschiedenen Münzsorten, mit denen unsere Vorfahren rechnen mußten, die dem Handel einen Anlaß mit boten, Geldwechsel- und Bankgeschäfte in seinen Tätigkeitsbereich zu ziehen. Dazu betrieb unser rheinischer Kaufmann noch die Spedition von Gütern, eine damals nicht so einfache Sache, wie uns die Geschäftspapiere des Kaufmanns verraten. Bei den herrschenden Verkehrsverhältnissen und der Unmenge von Zollgrenzen gingen die Kisten und Ballen auf einer kurzen Strecke über fünf und mehr Spediteure, bis sie in die Hände des Empfängers gelangten.

Wie interessant lesen sich für den Wirtschaftshistoriker diese alten Akten! Er sieht den Einfluß der in regelmäßigen Abständen aufeinanderfolgenden Krisen, wie das Geschäft stockt, der Kredit zurückhält, wie mit Aufkommen der Eisenbahn das Absatzfeld sich erweitert, die Dampfseeschiffahrt fremde Rohstoffe billiger heranführt, wie die Einrichtung der Telegraphenlinien dem Kurszettel der Warenbörsen ein anderes Gesicht gibt. Statt der monatlichen, ja oft vierteljährlich gleichbleibenden Notierungen erscheinen täglich wechselnde, das Leben wird hastender und stoßender, das Zeitalter des Dampfes, der Maschine, das Zeitalter der Unternehmer im gewerblichen Leben, frei von staatlichem Zwang, ist herangebrochen. Mancher Kaufmann macht diesen Zug der neuen Zeit mit. Er gibt das Handelsgeschäft mit seinen Anhängseln auf und widmet sich der Erzeugung des Handelsartikels, dessen Vertrieb er vorher hatte. So die Lindgens in Köln, die Vossen in Aachen, der Beispiele wären viele zu nennen.

„Unternehmer" nennen wir heute den Mann, der im Vordergrund der grellen Rampe des Wirtschaftslebens steht. „Entrepreneur" hieß er noch und nannte er sich selber zu Beginn des 19. Jahrhunderts. Er ist es, der dem vergangenen Jahrhundert

Digitized by Google

seinen Stempel mit aufdrückt, der Deutschlands wirtschaftliche Größe herbeiführt, nachdem der Fortfall innerer Zollschranken, die Gewerbefreiheit und die neuen Verkehrsmöglichkeiten nach nah und fern ihm das Feld seiner Tätigkeit ebneten. Neben den Unternehmer der Einzelunternehmung tritt dann seit den siebziger Jahren in ständig verstärktem Maße die Gesellschaftsunternehmung, erwachsen manchmal aus der Einzelunternehmung, die dann in Familienhänden bleibt. Krupp ist hier ein markantes Beispiel. Neben diesen beiden Unternehmungsformen sehen wir dann infolge der Wirtschaftskämpfe die Industrieorganisationen erwachsen, die Kartelle, Syndikate und Trusts, Konzerne und Interessengemeinschaften. Das Bild wird immer vielgestaltiger, kaum sind noch die Zusammenhänge zu überblicken und jeder neue Tag gebiert neue Industrieverbände. „Alles ist in Fluß".

Der Wirtschaftswissenschaft und der Wirtschaftsgeschichte ist es heute leichter möglich, Aufklärungen über wirtschaftliche Geschehnisse zu bringen, als es noch vor 20 Jahren der Fall war. Wie sah es doch damals aus? Man greife da zu dem 1903 herausgegebenen, heute bereits in 5. Auflage vorliegenden Werk Sombarts: „Die deutsche Volkswirtschaft im 19. Jahrhundert", das wegen der eleganten, populären Darstellungsweise in alle Volksschichten gedrungen ist, die dem Wirtschaftsleben Interesse entgegenbringen. Sombart gab noch 1903 bei der Erstauflage als „Literaturverzeichnis" an, daß seine Untersuchung die erste sei, die sich mit dem im Titel bezeichneten Problem befasse. Es gäbe noch keine Literatur, vielmehr seien nur Ansätze dazu vorhanden.

Diese „Ansätze" — Industrie-Monographien usw. — kamen meist aus den staatswissenschaftlichen Seminarien unserer Hochschulen und verrieten oft, wie schwer zugänglich das Quellenmaterial war, ja daß vieles nicht mehr vorhanden.

Die Erkenntnis kam nach Anbruch des 20. Säkulums zur vollen Entfaltung, daß etwas geschehen müsse, um die wirtschaftlichen Quellenmaterialien zu retten, die Zeugen, die Urkunden der Entwicklung des deutschen Wirtschaftslebens im 19. Jahrhundert. Falsche Begriffe hatten sich festgesetzt über die geistige Einstellung unserer Industrie-Kapitäne und bildeten den Nährboden für schlimme politische Hetzereien. Schlagwörter erhitzten die Gemüter weiter Volkskreise. Und dazu kam vor allem, daß der Wirtschaftshistoriker, der sich vor die Aufgabe gesetzt sah, im einzelnen genaue Aufschlüsse zu geben, wie die gigantische Entwicklung sich organisch vollzogen hatte, vor einer Sisyphusarbeit stand.

Und wie war es in unserer Westmark damit bestellt, der Führerin des deutschen Wirtschaftslebens? Zwei Untersuchungen wiesen hier den Weg: Eckerts „Rheinschiffahrt im 19. Jahrhundert" und, in Ergänzung dazu, Gotheins: „Geschichtliche Entwicklung der Rheinschiffahrt im 19. Jahrhundert", die auf der Ausnutzung der Archive der Handelskammer Mainz und Köln basierten. Es

galt aber nicht nur die Archive unserer Handelskammern, in denen das prächtigste, wissenschaftliche Material schlummerte, das man sich nur denken kann, ans Tageslicht zu ziehen, sondern auch die Archive unserer Unternehmungen der Industrie- und Handelswelt, des Bank-, Verkehrs- und Versicherungsgewerbes, der Landwirtschaft, des Genossenschaftswesens usw.

In einsichtigen, rheinischen Kreisen war man sich einig, ein „Wirtschaftsarchiv" zu gründen, dem die Aufgabe der Materialsammlung und ihrer Bereitstellung zur Forschung zufiel. Daß man von vielen Seiten zugleich, ohne gegenseitige Mitteilung, eine Lösung der Frage herbeizuführen suchte, beweist die Notwendigkeit der Gründung. Damit kennen wir die Voraussetzungen und kommen zur Entstehungsgeschichte des Instituts, das der Initiative der rheinisch-westfälischen Handelskammern unter Führung der Kammern Kölns und Düsseldorfs sein Leben verdankt und seit seinem 15jährigen Bestehen nicht nur in unseren beiden Westprovinzen bekannt wurde, sondern darüber hinaus ein Vorbild zur Errichtung ähnlicher Anstalten in Deutschland und dem Auslande wurde. Aus Belgien, Frankreich, der Schweiz, aus Oesterreich und dem Lande der Pußta kam man herbei, um seine Organisation kennen zu lernen und im Heimatlande Gleiches in die Wege zu leiten.

Herbst 1904 war die Handelskammer Düsseldorf offiziell an die rheinischen und westfälischen Schwesternkammern wegen Errichtung eines „Archivs für rheinisch-westfälische Wirtschaftsgeschichte" herangetreten, wobei es von der Kölner Kammer, deren damaliger 1. Syndikus Prof. Dr. Wirminghaus in einem Kreis von Interessenten den gleichen Plan bereits erwogen hatte, auf freudige Zustimmung stieß. Als die ersten Nachrichten in der Presse darüber erschienen, stellte es sich heraus, daß auch von Seiten der 1901 ins Leben gerufenen Handelshochschule Köln die Gründung eines „Zentralarchivs für rheinisch-westfälische Wirtschaftsgeschichte" geplant war, das seinen ersten Niederschlag in einem Bilanzarchiv gefunden hatte und bereits 1904 vom bekannten Privatwirtschaftler Prof. Dr. Schmalenbach eingerichtet war.

In diesem Bilanzarchiv werden die sämtlichen Berichte rheinisch-westfälischer Aktiengesellschaften, sowie derjenigen deutschen, deren Papiere an der Berliner Börse notiert werden, dazu noch die Veröffentlichungen der übrigen Gesellschaften mit einem 300000 Mark übersteigenden Kapital gesammelt. Veröffentlichungen wirtschaftlicher Verbände, Börsenberichte, Preislisten, Zeitungen, Zeitschriften und eine Zeitungsausschnittsammlung vervollständigen die Sammlungen, die den Studierenden ein gutes Material zu privatwirtschaftlichen Studien bieten. Aehnliche Einrichtungen besitzen in Köln beispielsweise der A. Schaffhausensche Bankverein und Deichmann zu geschäftlichen Informationszwecken.

Betonte das Bilanzarchiv die privatwirtschaftliche Seite, so das 1906, nach zweijährigen Verhandlungen der Kammern unterein-

gitized by Google

ander, glücklich das Licht der Welt erblickende Rheinisch-Westfälische Wirtschaftsarchiv die volkswirtschaftliche und wirtschaftsgeschichtliche. Man war bei den Besprechungen übereingekommen, als seinen Sitz Köln zu wählen. Köln war nicht nur als geographischer Mittelpunkt des, eine gemeinsame Entwicklung bildenden, von einander untrennbaren rheinisch-westfälischen Wirtschaftsgebiets anzusprechen, nein, von Köln aus war auch diese Wirtschaftsentwicklung beider Provinzen maßgebend beeinflußt worden. Das Bilanzarchiv, ferner das in der Handelshochschule untergebrachte „Museum für Handel und Industrie", welches in Modellen und Karten ein anschauliches Material zusammengetragen hatte, und vor allem das Historische Archiv der Stadt Köln boten außerdem geeignete Anknüpfungspunkte. Im Kölner Stadtarchiv lagen schon, wohlverwahrt vor äußerer Gefährdung, wichtige Akten der Hansa und des Hanseschen Kontors zu Brügge, Geschäftsbücher von Einzelkaufleuten aus der Zeit des frühen Mittelalters und Akten Kölner Aktiengesellschaften des 19. Jahrhunderts. Besonders förderlich zur endgültigen Errichtung in Köln war es, daß die Kölner Handelskammer und die Stadtverwaltung Köln ihrem Interesse nicht nur in schönen Worten Ausdruck verliehen, sondern die Gründung auch durch Bereitstellung laufender, erheblicher Mittel sicherstellten.

Nachdem Dr. Matthieu Schwann, der 1906 den ersten Band der Geschichte der Kölner Handelskammer zur Veröffentlichung brachte, zum Archivar und Leiter des Wirtschaftsarchivs bestellt war, gelang es bei dem allseitigen Interesse bald, prächtiges Aktenmaterial in den Archivgewölben, sowie eine Bibliothek spezieller Fachliteratur, darunter eine einzig dastehende Sammlung von Fest- und Denkschriften und von Handelskammerberichten zusammenzutragen. Die Handelskammer Köln überwies als Grundstock ihre alten, wertvollen Akten, die auswärtigen Kammern Trier, Stolberg, Mühlheim a. R., Wesel und Münster i. W. folgten. Die Eisenbahn-Direktionen Köln und Elberfeld deponierten die Akten der ehemaligen Rheinischen, Köln-Mindener und Bergisch-Märkischen Eisenbahngesellschaften, und auch Privatunternehmungen standen nicht zurück, durch Ueberlassung der für den laufenden Geschäftsverkehr nicht mehr benötigten Geschäftsbücher und -Akten von Preisberichten und Literatur, die Zwecke des Archivs zu fördern sowie ihm finanzielle Unterstützung angedeihen zu lassen.

Im Anfang gab es noch manche Hindernisse bei privaten Unternehmern zu überwinden. Ungern überließ man die oft liebgewordenen, alten Papiere, die den Fleiß, die Organisationsfähigkeit, den Wagemut und das zielbewußte Streben früherer Familienangehöriger bekundeten. Aber man wußte, daß es einem guten Zwecke galt, daß stets im Archiv die persönliche Einsichtnahme ermöglicht war, während eine mißbräuchliche Benutzung die Archiv-Satzungen verhinderten, wonach Fremden nur mit Genehmigung des Arbeitsausschusses der Einblick gewährt würde und dann

Digitized by Goog

auch nur zu wissenschaftlichen Zwecken unter Ueberwachung der Archivleitung. Die Fälle, in denen auf die Bitte um Ueberlassung abschlägige Antworten unter oft merkwürdigen Begründungen erfolgten, blieben erfreulicherweise nur vereinzelt. Da erklärte z. B. eine uralte Firma, daß gerade diese älteren Akten aus der Zeit des Anfangs des 19. Jahrhunderts „noch ständig" im Geschäftsverkehr gebraucht würden (!), und treuherzig erwiderte gar ein anderer Besitzer, er habe die älteren Akten und Bücher auf die Anfrage hin verbrannt, „nachdem er sie selber historisch vollkommen ausgebeutet und ihren Inhalt seinen Schriften einverleibt habe". So anerkennenswert ein persönliches historisches Interesse am Stoffe sein mag, so beklagenswert war in diesem Falle die Vernichtung im Interesse der Wissenschaft. Nur die Sammlung aller bei den einzelnen Unternehmungen verstreut liegenden Akten, ihre Ueberführung in ein Archiv mit geschulten wissenschaftlichen Kräften, ihre Sichtung und Ordnung gewährleisten erst eine richtige „Ausbeutung". Und welch einen Verlust bedeutet es ferner, wenn widrige Naturkräfte oder unsachgemäße Aufbewahrung den Verderb der Quellen herbeiführen. Bei „Humboldt" vernichtete ein Brand die älteren Akten, bei der Bayentaler Maschinenfabrik zerstob ein Tornado sie in alle Winde, bei anderen Unternehmungen bewirkten Mäusefraß und Nässe die Zerstörung.

Leider sind auch die Fälle nicht vereinzelt geblieben, wo eine Papiermühle „diskretes Einstampfen" vornahm. Den Schaden haben die betreffenden Firmen durchweg selbst zu tragen, wenn sie anläßlich eines Jubiläums mit einer Festschrift ihren Geschäftsfreunden aufwarten wollen und dann, mangels jeglicher Unterlagen, mit einem Bilderbuch erscheinen, das außer den Bildern der Gründer und jeweiligen Geschäftsführer Ansichten der Werkanlagen in den verschiedensten Ausführungen enthält. Wie wäre es besser gewesen, eine Schilderung derjenigen Persönlichkeiten zu geben, die unter großen Mühen und schwierigen Konkurrenzkämpfen das Unternehmen gegründet, erweitert und durchgehalten haben, eine Schilderung des Unternehmers, der hinter der Unternehmung steht, die ohne ihn nicht denkbar ist. Bildet sie doch sein ureigenstes Lebenswerk, so daß sie ganz mit ihm verwachsen ist. Namen wie Stinnes, Harkort, Thissen, Krupp, Siemens, H. H. Meier sind untrennbar mit ihren Unternehmen verknüpft. Ueber sie gibt es zum Teil eine treffliche Literatur, die uns in die Persönlichkeit des Unternehmers eindringen und sie in anderem Lichte erscheinen läßt, als Gehässigkeit ihr gerne andichten möchte. Aber derartige Biographien sind ohne Quellenmaterial, ohne authentische Unterlagen nicht möglich. Immer wieder muß darauf hingewießen werden, Akten, Korrespondenzen, Geschäftsbücher aufzubewahren und bei Veraltung dem Wirtschaftsarchiv zu überweisen.

Ueberblicken wir im Fluge die große Fülle der Aktenbestände, die bereits in den feuer- und witterungsgeschützten Kellergewölben des Archivs untergebracht sind, so fallen außer den schon oben

Digitized by Google

genannten uns auf: die Geschäftsbücher des A. Schaaffhausenschen Bankvereins aus der Zeit bis 1848, also bis zur Umwandlung in eine Aktiengesellschaft, Akten und Geschäftsbücher des Barmer Bankvereins, der gesamte handschriftliche Nachlaß des Gründers der Zechen Shamrock und Hibernia, des Iren W. Th. Mulvany, Akten des Hörder Bergwerksvereins, von Mathias Stinnes, der Rhederei Disch (Mainz), der Demag (die zur prächtigen Festschrift von Matschoß gedient haben), von Basse & Selve in Altena i. W., Leopold Bleibtreu, der in Mühlheim an der Mosel gelegenen, einstigen Kaffeegroßhandlung Niessen, die geradezu ein wunderbar vollkommenes Material seit 1780 uns bieten, der Tabakmanufaktur Heidemann in Emmerich, u. a. m., kurz und gut aus allen Zweigen des rheinisch-westfälischen Wirtschaftslebens sind Firmen vertreten. Sie zeigen, daß es sich beim Wirtschaftsarchiv nicht um ein Kölner Lokalinstitut handelt, sondern wie auch Dr. Schwann stets gerne zu betonen pflegte, um ein Archiv, um das Archiv der rheinisch-westfälischen Industrie-, Handels-, Bank- und Verkehrswelt, um ihr Archiv.

Nicht nur auf Sammlung der zerstreut liegenden Quellen kommt es dem Archiv an, sondern auch um ihre Bereitstellung zu eignen und fremden Forschungen. Aus Benutzung der Akten der Rheinischen Eisenbahngesellschaft ist 1910 im Auftrage des Archivs die Entstehungsgeschichte der Rheinischen Eisenbahn erwachsen, deren Verfasser der damalige Privatdozent an der Bonner Universität Dr. Kumpmann ist. Ursprünglich war geplant, die Gesamtgeschichte dieser ersten westdeutschen Privatbahn zu geben. Die Fülle des Materials zwang aber eine stoffliche Abgrenzung bis zur Eröffnung der Bahn vorzunehmen. Die Lektüre dieses Werkes ist heute so interessant, nicht etwa weil es sich hier um eine Bahn handelte, die zum ersten Male unter weltwirtschaftlichen und nicht kirchturmspolitischen Gesichtspunkten erbaut war, wie ihre deutschen Vorgänger, sondern weil sich bei ihr ein aufrichtiges Interesse des damals noch jungen belgischen Staates an den Rheinlanden zeigte, entsprungen aus dem Bewußtsein, aufeinander angewiesen zu sein. Diese Tatsache scheint das heutige Belgien sehr zu verkennen.

Boerners Kölner Tabakhandel und Tabakgewerbe (1628—1910) erschien als zweite Archivpublikation und berichtet uns über das erste, nicht zünftlerisch betriebene Gewerbe, das seine Entstehung dem dreißigjährigen Kriege, dem Kölner Stapel und einem wohlwollenden Rate der einstigen Reichsstadt verdankte.

Das dreibändige Werk über den großen einstmaligen Kölner Handelskammerpräsidenten Ludolf Camphausen war die letzte Vorkriegsarbeit des Archivs. Bei der Fortsetzung seiner Studien über die Geschichte der Kölner Handelskammer stieß Dr. Schwann auf so viel Material über diese prominente Kölner Persönlichkeit, daß eine Sonderveröffentlichung geboten erschien. Camphausens Tätigkeit als Wirtschaftspolitiker, wie als Präsident und Mitglied der Kölner Kammer wird uns hier an Hand von Quellenpubli-

St. Johann Bapt.

Universitäts- und Stadtbibliothek (Abt. 1) und Histor. Archiv

Digitized by Google

Die Universität (Rheinseite)

Digitized by Google

kationen geschildert. Auf die hervorragende Bedeutung Camphausens in der Eisenbahnfrage neben einem Friedrich List kann auch an dieser Stelle nur erneut hingewiesen werden.

Da Dr. Mathieu Schwann, der langjährige, verdienstvolle Leiter des Archivs, seit Januar 1920 in den Ruhestand getreten ist, hat Prof. Dr. Wirminghaus die Vollendung der Geschichte der Kölner Handelskammer und der Geschichte der Rheinischen Eisenbahn übernommen, so daß in den nächsten Jahren mit dem Erscheinen dieser Werke gerechnet werden kann.

Die erste Frucht der Biographie-Sammlung rheinisch-westfälischer Unternehmer, deren Herausgabe gemeinsam mit der Rheinischen Gesellschaft für wissenschaftliche Forschung seit 1912 in Angriff genommen war, war das Lebensbild des Bonner Industriellen Leopold Bleibtreu, verfaßt von Dr. Muß. Die Biographie Mulvany, die das Archiv von sich aus bearbeitete, ist nach jahrelangen Unterbrechungen infolge des Krieges, der überhaupt wegen Einberufung der Mitarbeiter zu den Fahnen das Archiv zwang, die Sammeltätigkeit einzustellen und die Forschungstätigkeit stark einzuschränken, zum Abschluß gebracht worden. Ein bleibendes Andenken dieses deutschfreundlichen und deutschdenkenden Mannes, dessen Tätigkeit im Ruhrgebiet große Bewunderung allseits erregte und eine neue Epoche im Bergbau einleitete, ist dadurch gesichert.

Schon 1914 war von Dr. Mönckmeier die Geschichte des Hauses „Johann Maria Farina gegenüber dem Jülichs-Platz" fertiggestellt, deren Drucklegung der Krieg verhinderte, die aber jetzt im Gange ist. Sie bietet wirtschafts- wie handelsgeschichtlich und besonders juristisch Bemerkenswertes und hat mehr als lokale Bedeutung bei der Berühmtheit der Firma als der ersten Herstellerin des köstlichen, aber heute so kostbar gewordenen Kölnischen Wassers.

Ebenfalls in diesem Jahre wird aus der Feder des Verfassers dieses Aufsatzes eine im Druck befindliche Untersuchung über die Geschichte der rheinischen Mineralfarbenindustrie erscheinen, die in rein induktiver Weise zum ersten Male die Entwicklung und die vielfachen Verknüpfungen eines bedeutenden Zweiges der chemischen Industrie zu schildern sucht.

In weltwirtschaftliches Gebiet wird uns die ebenfalls im Druck befindliche Arbeit des bekannten Siegerländer Darstellers Dr. Kruse führen: „Der deutsch-mexikanische Bergwerksverein, Briefe von Siegerländern aus Mexiko", gedacht als Beitrag zur Geschichte des Deutschtums im Auslande.

Seitdem der o. Professor der Wirtschaftsgeschichte an der Universität Köln, Dr. Kuske, von der Handelskammer Köln nach Ausscheiden Dr. Schwanns zum Direktor des Archivs im Nebenamte ernannt worden ist, hat das Archiv sich zwei neue Forschungsziele gesteckt: es will eine systematische Firmenkunde betreiben, die gemeinsam mit Prof. Schmalenbach und dem Archiv der Universität Köln erfolgt, außerdem soll die Beeinflussung des

westdeutschen Wirtschaftslebens durch West- und Osteuropa planmäßig erforscht werden. Mannigfaltig sind ja die Einflüsse gewesen, die von Belgien, Holland, Frankreich und England ausgingen. Westeuropäisches Kapital gründete die ersten industriellen Großbetriebe. Westeuropäische Unternehmerpersönlichkeiten haben führende Rollen bei uns gespielt. Westeuropäische Handelspolitik hat tiefgreifende wirtschaftliche Veränderungen bei uns hervorgerufen. Auch die sozialpolitische Seite wird einer Untersuchung unterzogen und ist bereits in Angriff genommen.

Neben dieser Forschungstätigkeit hat die neu einsetzende Sammeltätigkeit schon recht erfreuliche Ergebnisse gezeitigt. Wertvolle Akten der infolge des Friedensvertrages zur Liquidation gezwungenen Abteilung Aachener Hüttenverein Rote Erde der Gelsenkirchener Bergwerks A.-G. wurden inzwischen zur Aufbewahrung überwiesen. Weitere große Aktenerwerbungen stehen dem Institut bevor und werden bisherige Lücken ergänzen. Die Tatsache, daß es wieder nach dem notwendigen Stillstand während des Krieges vorangeht, wird bestärkt durch den Beitritt mehrerer Firmen und Verbände.

So wird denn auch weiterhin das Rheinisch-Westfälische Wirtschaftsarchiv in der alten rheinischen Metropole als eine Quelle der die Wirtschaftspraxis befruchtenden Wirtschaftswissenschaft dienen und neue Erkenntnisse über wirtschaftliches Geschehen vermitteln.

Digitized by Google

DIE WISSENSCHAFTLICHEN BIBLIOTHEKEN

VON PROFESSOR Dr. KL. LÖFFLER

Köln ist als die erste Stadt auf deutschem Boden wohl auch die älteste Bibliotheksstätte Deutschlands gewesen, wenn sich auch von den römischen und frühchristlichen Bibliotheken keine Nachrichten, geschweige denn Überreste erhalten haben. Die ältesten Handschriften der Dombibliothek, die einen, wenn auch zahlenmäßig sehr zusammengeschrumpften, so doch ungemein wertvollen Bestand von etwa 200 Handschriften aus allen Jahrhunderten des Mittelalters durch mancherlei Fährnisse bis auf unsere Tage gerettet hat, gehören dem 6. bis 8. Jahrhundert an, und der älteste Katalog aus dem Jahre 833 zählt etwa 115 Werke in etwa 175 Bänden auf.

Von der Zeit Karls des Großen und des Erzbischofs Hildebald, des angeblichen Gründers der Dombibliothek, bis zum Ende des alten deutschen Reiches wird die kölnische Bibliotheksgeschichte beherrscht von den Büchersammlungen der Stifter und Klöster. In Köln hatten über achtzig dieser geistlichen Stiftungen ihren Sitz, und jede nannte einen größeren oder kleineren Büchervorrat ihr eigen. Von den älteren taten sich besonders die Benediktinerklöster Groß-St. Martin und St. Pantaleon hervor, die aber leider ebenso wie die Stifter Mariengraden, St. Severin und St. Aposteln schon vor der Säkularisation, gegen Ende des 17. bis Mitte des 18. Jahrhunderts ihre kostbarsten Handschriften verschleuderten. Unter den jüngeren Klöstern hatten die Kartäuser, die Kreuzbrüder, die Augustinerchorherren von Corpus Christi, die Augustinereremiten, die Minoriten, die Franziskanerobservanten, die Sioniter und die Jesuiten wertvolle Bibliotheken. Der Katalog der Kartäuser, die allerdings durch eine Feuersbrunst im Jahre 1451 ihre alten Bestände eingebüßt hatten, weist im Jahre 1748 gegen 7580 Bände, darunter 614 Bände Handschriften auf. Von den Kreuzbrüdern sind heute noch in Köln 185 Handschriften vorhanden. Die Jesuiten, deren erste Bibliothek 1621 ein Raub des Feuers wurde, sammelten in den nächsten Jahrzehnten gegen 5500 Werke und hinterließen bei ihrer Aufhebung vier Bibliotheken. Die berühmte Dominikanerbibliothek brannte leider 1659, ab und über ihren Ersatz fehlt es an Nachrichten. Von den zum Teil ebenfalls bedeutenden Pfarrbibliotheken sind heute noch in mehreren Kirchen und Pfarreien Reste vorhanden, während größere Bestände an das Priesterseminar übergegangen sind. Dieses selbst erhielt schon bald nach seiner Gründung (1615) eine Bibliothek, die dann vor allem durch die Schenkungen und Nachlässe des Weihbischofs Stravius († 1661), des Präses Rensing, des Amtmanns v. Broch, der Familie v. Deutz, des Präses Sorgnit und anderer Geistlichen und Laien zu der jetzigen Größe anwuchs.

Eine öffentliche Bibliothek im heutigen Sinne hat dagegen das

Digitized by Google

alte Köln nicht aufweisen können. Die Universität besaß keine gemeinsame Bibliothek, sondern nur solche der Fakultäten, von denen aber die bedeutendste, die Artistenbibliothek, deren Katalog von 1474 339 Bände aufzählt, 1577 aufgelöst und an die drei Gymnasien verteilt wurde. Die Juristen und Mediziner besaßen im 15. Jahrhundert nur je ein Dutzend Bände; 1799 wies die Juristenbibliothek 531 Bände auf.

Die Syndikats- oder städtische Bibliothek endlich wurde 1602 begründet oder vielleicht von neuem begründet, aber sie war nur eine Verwaltungsbibliothek für den Rat und die Syndici und zählte 1659 bereits 805 Bände größerer Druckwerke, 1824 aber trotz des Pflichtexemplarzwanges nur 1040 Nummern in 1817 Bänden.

Die Gründung einer öffentlichen Bibliothek wurde zum ersten Male ins Auge gefaßt, als 1773 durch die Aufhebung des Jesuitenordens die Kölner Jesuitenbibliotheken in den Besitz der Stadt übergegangen waren. Der „Plan einer öfentlichen Biblioteque" aus dem Jahre 1785 ist erhalten. Er wurde verlesen und „zu der zu den Exjesuiten Geschäfften angeordneten Loblichen Kommission zum Bericht verwiesen", aber weiter erfahren wir über die Angelegenheit nichts.

Das heutige wissenschaftliche Bücherwesen der Stadt wurde erst begründet durch die Säkularisation, die den vielen Bibliotheken der Stifter und Klöster, der Fakultäten und Gymnasien ein Ende machte. Während aber anderswo die alten Büchersammlungen trotz mancher bedauerlichen Verluste im ganzen doch ziemlich geschlossen in öffentlichen Besitz übergingen, nahm leider die Säkularisation in Köln unter der Franzosenherrschaft in den Jahren 1794 bis 1802 einen anderen Verlauf. Die Dombibliothek war rechtzeitig nach Arnsberg geflüchtet worden und ist, nachdem sie von den Hessen in ihre Säkularisation der sauerländischen Bibliotheken einbezogen worden war, nach dem preußisch-hessischen Friedensvertrage von 1866 aus Darmstadt nach Köln zurückgekehrt. Die übrigen dagegen waren seit 1794 dem Zugriff der Franzosen ausgesetzt, die das Beste nach Frankreich entführten und trotz der in dem zweiten Pariser Frieden von 1815 festgesetzten Rückgabepflicht teils behielten, teils an Belgien als Ersatz für von dort entführte Bücherschätze übergaben, sodaß sich heute noch in Paris und Brüssel viele wertvolle Kölner Handschriften und Drucke befinden, während Köln z. B. von den Mainzer Frühdrucken nur Bruchstücke besitzt.

Andere umfangreiche und wertvolle Bestände wurden zerstreut und verkauft. Für die Sammler war damals eine goldene Zeit. Zwei von ihnen, der „Baron" Hüpsch, der allerdings einen großen Teil seines „Kabinetts" schon vor der Säkularisation erworben hatte, und der Professor Ferdinand Franz Wallraf haben ihre Tätigkeit auch auf Bücher ausgedehnt. Aber die Sammlung von Hüpsch, an Wert m. E. die bedeutendere, weil Hüpsch besonders

Digitized by Google

auf Kostbarkeiten aus war, ging leider Köln verloren; er vermachte sie im Jahre 1804 aus Mißvergnügen über die geringe Achtung und Anerkennung, die ihm seine Mitbürger entgegenbrachten, dem Landgrafen von Hessen-Darmstadt, sodaß sich unter den 868 Handschriften und 1235 Bänden alter Drucke aus Hüpschs Besitze in Darmstadt sehr viele kölnische befinden, darunter Kostbarkeiten wie der Gerokodex, die Prachtevangeliarien aus St. Andreas und St. Georg mit Miniaturen, Initialen und Elfenbeinschnitzereien, das Gebetbuch aus der Schule Stephan Lochners und die von dem ehrwürdigen Thomas von Kempen eigenhändig geschriebene Bibel in fünf Foliobänden. Wallraf dagegen hat durch sein hochherziges Vermächtnis von 1818, in dessen Besitz die Stadt Köln nach seinem Tode 1824 trat, die Grundlage für das Wallraf-Richartz-Museum und die Stadtbibliothek geschaffen. Seine Büchersammlung umfaßte 14303 Bände, darunter 1055 Bände alter Drucke, und außerdem 521 Handschriften.

Was dagegen die Franzosen von den alten Bibliotheken in öffentlichen Besitz überführten, das waren im Vergleich zu dem einstigen Reichtum nur kümmerliche Reste. Diese wurden der Bibliothek der Zentralschule, deren Grundstock die Jesuitenbibliotheken bildeten, überwiesen. Bei dem Übergang Kölns an Preußen übernahm der Staat diese Bibliothek als „öffentliche Bibliothek des Königlichen Jesuitengymnasiums". Nach dem Reglement von 1826 war sie täglich zwei Stunden geöffnet. Die Benutzung an Ort und Stelle war „jedem Gebildeten ohne weitere Obliegenheit in der dazu anberaumten Zeit vergönnt". Zur Entleihung nach Hause waren alle öffentlichen Beamten und alle, „die durch ein wissenschaftliches oder künstlerisches Fach sich dazu qualifizieren oder dem höheren Verkehrsstande angehören und in diesem ihrem Berufe gekannt sind", berechtigt. Die Bibliothek zählte 1824 32000 Bände. 1826 wurden zur Ausfüllung von Lücken 1000 Taler überwiesen, während der jährliche Vermehrungsetat 300 Taler, später 1290 Mark betrug. Bibliothekar war zunächst Franz Friedrich Pape, dem die für diese Zeit recht guten Realkataloge zu verdanken sind. Er kehrte 1846 an die Bonner Universitätsbibliothek zurück und ist 1885 in Bonn gestorben. An seine Stelle trat der als Goetheforscher bekannte Heinrich Düntzer, bis dahin Privatdozent in Bonn, der die Gymnasialbibliothek bis zu ihrem Übergang an die Stadtbibliothek verwaltet hat.

Die Lage der städtischen Wallrafbibliothek war weit weniger günstig. Sie war nacheinander im Hansasaale des Rathauses, im Senatssaale im Rathausturme, in der Ratskapelle und einem Saale der Freitagsrentkammer im spanischen Bau wenig glücklich untergebracht. Der weitere Ausbau wurde versäumt, ja es gelang nicht einmal, den übernommenen Bestand vollständig zusammenzuhalten; eine ziemlich beträchtliche Zahl zum Teil wertvoller Werke ging verloren. Einzelne schätzenswerte Büchergeschenke wurden nicht einmal katalogisiert, und für Ankäufe

war zunächst gar nichts bewilligt. Die Bibliothek war nur ein Anhängsel des Stadtarchivs, und was später, seit dem Ende der fünfziger Jahre bewilligt wurde, kam fast ganz diesem zugute. Bis 1856 wurden durchschnittlich jährlich nur 10, bis 1866 80, bis 1876 120 Bände ausgeliehen.

Die Vereinigung der Wallrafbibliothek mit der Gymnasialbibliothek wurde seit 1828 immer wieder angeregt und erörtert, und der Bibliothekar Pape arbeitete sogar einen großzügigen Plan zur Vereinigung aller kölnischen Bibliotheken aus. Als im Jahre 1861 die für die Gymnasialbibliothek benutzten Teile des ehemaligen Jesuitenkollegs an die Rheinische Eisenbahngesellschaft verkauft wurden, trat der Verwaltungsrat des Gymnasial- und Studienfonds mit der Stadt wegen gemeinsamer Unterbringung und Verwaltung der Bibliotheken in Unterhandlung, aber der gute Gedanke zerschlug sich 1867 wegen des mangelnden Verständnisses der damaligen Stadtverordnetenversammlung, worauf der Gymnasial- und Studienfonds ein eigenes Bibliothekgebäude am Gereonshof errichtete, während die Stadt ihre beiden Bibliotheken (zusammen etwa 35000 Bände) 1877 in einem Neubau an der Nordseite der Portalsgasse unterbrachte.

Die enge Verbindung der Stadtbibliothek mit dem Stadtarchiv wurde 1880 gelöst und nach dem Vorgange anderer Städte eine eigene Bibliotheks-Verwaltung eingerichtet. Der erste Stadtbibliothekar war Dr. Adolf Keysser. Erst mit dieser Trennung, bei der übrigens sämtliche Handschriften dem Archiv überlassen blieben, beginnt die moderne Entwicklung.

Bald darauf kamen die Verhandlungen wegen der Vereinigung mit der Gymnasialbibliothek wieder in Gang. Es war nun nicht wie früher auf bloß mietweise Unterbringung der Gymnasialbibliothek, sondern auf die Herstellung einer vereinigten Gesamtbibliothek abgesehen. Auf dieser Grundlage wurde 1884 ein Vertrag abgeschlossen und 1885 die Gymnasialbibliothek mit der Stadtbibliothek zur dauernden gemeinsamen Verwaltung vereinigt.

Der jährliche Vermehrungsetat betrug in den achziger Jahren 4000, in den neunziger Jahren 6000—8000, 1901 10500, 1907 15500, seit 1908 18000, seit 1912 rund 22000 Mark.

Stärker aber noch waren an der Vermehrung des Bücherbestandes die Zuwendungen von Kölner Bürgern und Gönnern der Anstalt beteiligt. Außer den zahlreichen einzelnen Büchergeschenken konnten eine Reihe großer und wertvoller Sammlungen einverleibt werden. Aus der früheren Zeit sind die Vermächtnisse von Kaplan Forst (1834), Notar Hellen (1836), Kanonikus v. Büllingen (1848, besonders die Imitatio-Christi-Sammlung von 415 Ausgaben und Uebersetzungen) und Dr. v. Groote (1864) zu erwähnen, aus den letzten Jahrzehnten die Bibliotheken von Fridolin Hoffmann (1880), Dr. Heinrich Claessen (1883), Oberbürgermeister Dr. Hermann Becker (1885), Adolf Rautenstrauch (1886), Dr. Franz Weinkauff (1886), Karl Joseph Hittorf (1898), Geheimrat Dr. Gustav v. Mevissen

Google

(1885—1899, besonders umfangreich und wertvoll), Dr. Johannes Fastenrath (1908), Universitätsbibliothekar Heinrich Erkes (1921, eine mit Sorgfalt und Umsicht gesammelte Islandbibliothek von über 4000 Bänden). Der Historische Verein für den Niederrhein überwies im Jahre 1900 seine Zeitschriftenbibliothek als Geschenk, viele Behörden, Anstalten, Vereine und Privatleute sandten regelmäßig Bücher und Drucksachen, die Kölner Verlagsfirmen und Zeitungsverleger steuerten Verlagsartikel, Zeitungen und Bücher bei, die Handelskammer und das Gymnasium und Realgymnasium an der Kreuzgasse schenkten überzählige Werke aus ihren Bibliotheken usw. Mit Unterstützung von Freunden und Gönnern war der Ankauf der hymnologischen Bibliothek des Kirchenliedforschers Dr. Wilhelm Bäumker (1905) möglich.

Im Jahre 1891 waren 100000 Bände vorhanden, im Jahre 1900 170000, im Jahre 1905 200000, im Jahre 1910 240000. Heute beläuft sich der Bestand auf rund 310000 Bände. 1897 bezog die Bibliothek einen Neubau am Gereonskloster, den sie nach alter Tradition mit dem Stadtarchiv teilt.

Die Ziele der Anstalt waren ursprünglich ziemlich bescheiden gedacht. Noch 1878 hielt es ein amtlicher Bericht für ausreichend, „wenn die Bibliothek, die in Anbetracht der beschränkten Mittel niemals zum Range einer universalwissenschaftlichen Anstalt erhoben werden kann, sich nach Möglichkeit an der Erreichung des dem Archive gesteckten Zieles beteiligt und sich auf das Feld der Geschichte, besonders der deutschen, beschränkt". Aber die Größe, Bedeutung und geschichtliche Vergangenheit der Stadt, die Bedürfnisse der Bürgerschaft und die vorhin skizzierte Entwicklung des Bücherbestandes führten von selbst zu einer Ueberschreitung dieser engen Grenze. Die Stadtbibliothek wollte in immer größerem Umfange auch für die Zwecke ernster Belehrung und Aufklärung aller Volkskreise nutzbar gemacht werden, wobei dem Leiter, Prof. Dr. Keysser, die „Einheitsbibliothek" nach dem Muster der englischen und amerikanischen Public Library als Ideal vorschwebte. In der Festschrift „Die Stadt Köln im ersten Jahrhundert unter preußischer Herrschaft" (1915) schreibt er: „Nun hat gerade in Köln die Erfahrung gelehrt, daß von den zahlreichen Besuchern der Stadtbibliothek höchstens die Hälfte den gelehrten Kreisen angehört; schon hieraus ergibt sich die Notwendigkeit einer im Vergleich mit den Universitätsbibliotheken mehr populären Richtung in der Ergänzung der Bücherbestände und in der Ausgestaltung der Benützungseinrichtungen. Für die Auswahl der Büchererwerbungen war bisher stets zu berücksichtigen, daß unsere Anstalt als wissenschaftliche Amtsbibliothek der Stadt Köln eine Fachbibliothek sein muß, zugleich aber eine gemeinnützige Bildungsstätte, die ernste Belehrung über alles bieten muß, was das berechtigte Interesse ihrer Besucher erweckt. In dieser Wirksamkeit für die Bildungsinteressen auch der nicht gelehrten Kreise hat die Bibliotheksverwaltung seit Beginn ihrer Selbständigkeit keine Herabsetzung

sehen können, vielmehr diese wohlbedachte Erweiterung der ursprünglichen Aufgabe einer wissenschaftlichen Bücherei als ernste Pflicht betrachtet."

Bevorzugt wurden entsprechend der Entwicklungsgeschichte der Anstalt und dem Bedürfnis der Benutzer die Fächer Geschichte, Geographie und Reisebeschreibung, Naturwissenschaften, Literaturgeschichte, Rechts- und Staatswissenschaften, in zweiter Linie Geschichte der Wissenschaften, Philosophie, Theologie, Sprachlehre, Kunstgeschichte.

Eine besonders sorgsam gepflegte Sparte bildete und bildet auch weiterhin die Sammlung der rheinischen Landesliteratur im weitestem Umfange, wobei für Köln selbst wirkliche Vollständigkeit angestrebt wird.

Die Gründung der Kölner Universität (1919) stellte das wissenschaftliche Bibliothekswesen der Stadt vor neue Aufgaben. Denn daß nicht daran gedacht werden konnte, eine neue Universitätsbibliothek aus dem Nichts zu schaffen, versteht sich von selbst. Nur wer übersah oder übersehen wollte, daß beträchtliche wissenschaftliche Bücherbestände in Köln längst vorhanden waren, konnte von einem solchen Projekt reden und Kostenanschläge ausarbeiten. Wie die Universitätsgründung eigentlich nur im Ausbau bereits vorhandener Hochschuleinrichtungen besteht, so mußte auch für die Universitätsbibliothek das bereits Vorhandene nutzbar gemacht werden.

Für die wirtschafts- und sozialwissenschaftliche, sowie die rechtswissenschaftliche Fakultät war ohne weiteres gesorgt durch die im Jahre 1901 begründete Bibliothek der Kölner Hochschulen, die seitdem auf etwa 60 000 Bände angewachsen war und heute 82000 Bände zählt, für die medizinische Fakultät war ein geeigneter Grundstock, der freilich noch sehr des Ausbaues bedarf, in der 1908 gegründeten Bibliothek der Akademie für praktische Medizin (in der Lindenburg) mit etwa 35000 Bänden vorhanden. Mit dieser wird demnächst, sobald die nötigen baulichen Veränderungen durchgeführt sind, die jetzt noch in der Stadtbibliothek aufgestellte Bibliothek des niederrheinischen Vereins für öffentliche Gesundheitspflege (etwa 15000 Bände) vereinigt.

Daraus ergab sich, daß bei der Verteilung der Aufgaben der Universitätsbibliothek nach Fächern die Stadtbibliothek die Fächer der philosophischen Fakultät zu übernehmen hatte. Doch wurde die Pflege der Geographie, der Mathematik und der Naturwissenschaften auf Wunsch der Universität der bisherigen Hochschulbibliothek überwiesen.

Um ein enges Zusammenarbeiten der drei Bibliotheken zu ermöglichen und zum Ausdruck zu bringen, daß neben den neuen auch die alten Aufgaben nicht vernachlässigt werden und daß künftig die Stadtbibliothek der Universität, dafür aber auch die Universitätsbibliotheken den Bürgern zur Verfügung stehen, wurden sie im Mai 1920 als Universitäts- und Stadtbibliothek Abteilung

Google

1 bis 3 (Abteilung 1 = frühere Stadtbibliothek, Abteilung 2 = frühere Hochschulbibliothek in der jetzigen Universität, Abteilung 3 = Bibliothek der medizinischen Fakultät in der Lindenburg) zusammengefaßt und einer gemeinsamen Leitung unterstellt.

Für später wird die Vereinigung wenigstens von Abteilung 1 und 2 ins Auge gefaßt. Vorderhand aber muß die räumliche Trennung in den Kauf genommen werden, da in der nächsten Zeit an einen Neubau noch nicht gedacht werden kann. Zwischen den drei Abteilungen besteht ein täglicher Leihverkehr, der durch Automobilverbindung hergestellt wird und es ermöglicht, daß jede der drei Abteilungen von einer anderen aus benutzt werden kann; ein gewisser Zeitverlust läßt sich dabei aber leider nicht vermeiden.

Die wichtigste Aufgabe der Universitäts- und Stadtbibliothek, besonders der Abteilung 1 ist jetzt die Ausfüllung der Lücken, um den Erfordernissen der wissenschaftlichen Arbeit der Universität gewachsen zu sein. Denn wenn es unsere Bestände auch schon vor dem Kriege quantitativ mit denen kleiner und mittlerer Universitätsbibliotheken aufnehmen konnten, so darf selbstverständlich nicht verkannt werden, daß sie sich inbezug auf systematischen Ausbau mit jenen nicht im entferntesten vergleichen können; denn sie haben sich mehr zufällig, durch die großen Geschenke und Vermächtnisse zusammengefunden, während es für die fachmäßige Ergänzung an Mitteln gefehlt hat. Immerhin sind manche Abteilungen wie Allgemeine Wissenskunde, Geschichte, Deutsche Philologie und Literatur und Kunstgeschichte heute schon der neuen Aufgabe gewachsen.

Für diese Fächer, sowie für außerdeutsche Philologie und Literatur, Philosophie und Pädagogik ist in den letzten Jahren bereits Erhebliches getan worden, und diese Bemühungen werden fortgesetzt werden.

Die Benutzung ist bis zum Kriege ständig im Steigen gewesen. Im Jahre 1880 wurden von der Stadtbibliothek 1800, 1890 9900, 1914 31000 Bände ausgeliehen; der Lesesaal zählte 1880 300, 1890 3400, 1914 (zusammen mit dem Zeitschriftenzimmer) 49000 Besucher. Nach einem starken Rückgange in den Kriegsjahren, in denen auch die Oeffnungszeiten sehr eingeschränkt waren, kommt jetzt die Benutzung der von 1914 wieder nahe (ausgeliehen 1920 26423 Bände; Besucher der Lesesäle 1920 42474). Abteilung 2 hat 1920 16649, Abteilung 3 4564 Werke ausgeliehen. — Die Ausgaben betrugen 1920 bei Abteilung 1 für Bücher 49705.89, für Einbände 24232.84, bei Abteilung 2 für Bücher 32531, für Einbände 20412, bei Abteilung 3 für Bücher 18572.90, für Einbände 5078.75 Mark.

Neben der Universitäts- und Stadtbibliothek stehen der wissenschaftlichen Arbeit in Köln eine Reihe größerer Fach-, Bedarfs- und Präsenzbibliotheken zur Verfügung.

An erster Stelle ist hier die Bibliothek des Priesterseminars zu nennen, die mit ihren 60000 Bänden trotz mancher

Lücken eine der bedeutendsten Fachbibliotheken Deutschlands ist und aus der älteren Zeit zahlreiche in anderen Sammlungen fehlende Seltenheiten, sowie kostbare Handschriften und Inkunabeln besitzt.

Für Kunstgeschichte und Kunstgewerbe werden die Bestände der Universitäts- und Stadtbibliothek ergänzt durch die Bibliothek des Kunstgewerbemuseums (9565 Bände, 33346 Tafeln Vorbilder).

Ferner kommen in Betracht die an anderen Stellen dieses Buches erwähnten Bibliotheken des Sozialwissenschaftlichen Forschungsinstituts und des Deutsch-Südamerikanischen und Iberischen Instituts, die Bibliotheken der Universitätsseminarien (besonders der volkswirtschaftlichen, betriebswissenschaftlichen, rechtswissenschaftlichen, philosophischen, romanischen, englischen, während die des germanistischen, historischen und kunstgeschichtlichen noch in der Entstehung begriffen sind) und -Institute (des chemischen, physikalischen und geographischen), weiter die Handbibliotheken des Stadtarchivs und des Rheinisch-westfälischen Wirtschaftsarchivs, die Bibliothek des Statistischen Amtes, die Bibliothek der Handelskammer und das Lesezimmer der technischen Vereine Kölns, die Bibliotheken der höheren Schulen, des Oberlandesgerichts und des Landgerichts, der Regierung, der Eisenbahndirektion usw.

Ueber die Bestände aller dieser Bibliotheken soll ein örtlicher Zentralkatalog orientieren, der seit 1912 bei der Universitäts- und Stadtbibliothek, Abteilung 1 bearbeitet wird.

Digitized by Google

BUCHDRUCK UND BUCHHANDEL IN KÖLN

VON DR. JOSEPH THEELE

Will man die Erzeugung und Verbreitung von Büchern in einer Stadt als Maßstab nehmen für ihre kulturelle Bedeutung, so gibt die Betrachtung der Geschichte des Buchdrucks und Buchhandels in Köln ein getreues Spiegelbild des jeweiligen geistigen Lebens und seines Einflusses auf die Bildung seiner Zeit. Wenn auch mit einer gewissen durch die geistige Struktur der Stadt bedingten Einseitigkeit behaftet, hat das Buchwesen in Köln doch — in paralleler Entwicklung mit dem geschichtlichen Leben der Stadt in all seinen Höhen und Tiefen — an hervorragender Stelle im Gesamtbilde des deutschen Geisteslebens gestanden.

In Verfolg der großen Straße des Rheins, die dem geschichtlichen und wirtschaftlichen Leben die Richtung gab und gibt, hat auch die Kunst Gutenbergs von Mainz aus nach dem Süden (Straßburg, Basel, Augsburg) und nach Norden zunächst ihren Weg genommen. Köln steht in der Reihe der deutschen Druckerstädte ziemlich am Anfang, es ist die vierte. Seine Druckerzeugnisse werden bedingt durch die 1388 gegründete Universität und ihren Charakter als Hauptsitz der mittelalterlichen Scholastik sowie durch die Stellung, welche Stadt und Erzbistum im deutschen Leben einnahmen. Die Kölner Drucker und Buchhändler, schon durch ihre außerordentlich große Zahl hervorragend, waren zu allen Zeiten bedeutende, vielfach verwandtschaftlich verbundene Glieder der Bürgerschaft und haben sogar manchmal als Bürgermeister die Geschicke ihrer Stadt leiten dürfen. Daneben finden wir noch eine Reihe von Kölnern außerhalb ihrer Vaterstadt tätig, so einen Arnold Neumarkt in Leipzig, Johann von Köln in Venedig sowie den am wenigsten seßhaften Wanderdrucker Henricus de Colonia, dessen Spuren vorwiegend in Italien an allen möglichen Orten auftauchen.

Es ist hier nicht der Ort, eine Geschichte der Kölner Drucker und Buchhändler zu geben. Aus der Fülle der Vertreter und der in den Einzelheiten oft so reizvollen Tatsachen und Probleme können nur die herausgegriffen werden, die sich als typisch erweisen und nach außen geltend machen. Ulrich Zell aus Hanau, der 1453 in Erfurt immatrikuliert war und vermutlich in Mainz zu den ersten Schülern der neuen Kunst gehört hatte, brachte sie unmittelbar nach der Plünderung dieser Stadt nach Köln. Hier ließ er sich, wie später Nikolaus Götz von Schlettstadt, Johann de Bel, Johann Koelhoff d. Jg. u. a. bei der Artistenfakultät der Universität immatrikulieren, nicht studienhalber, sondern um für seine neue Offizin den Schutz und die Privilegien der Universität zu erhalten. Hatten die Drucker sich aus gewerblichen Rücksichten zunächst der Zunft der Goldschmiede

Digitized by Google

angeschlossen, so mußten sie in Köln aus inneren Gründen — wohl oder übel — an die Universität sich anlehnen. Denn diese war es, die lange Zeit sowohl in Textauswahl wie Form des Inhalts auf den Kölner Buchdruck und Buchhandel bestimmend eingewirkt hat. Den damit der freien Entfaltung gelegten Fesseln suchten sich die Vertreter der Ars impressoria wiederholt zu entziehen. Aber die Universität, die besonders in der Reformationszeit in Johann Cochläus, Ortwin Gratius, Arnold von Tongern und Jakob Hoogstraten wackere Kämpfer gegen die Neuerungen stellte, vermochte immer wieder in Verbindung mit dem Rate der Stadt, der hierbei als Strafvollstrecker waltete, ihre starke Hand als Hüterin der wahren Lehre zu zeigen. Durch diese kirchlichen Einflüssen entspringende Gebundenheit erklärt es sich denn auch, daß wir zunächst verhältnismäßig wenig deutsche Drucke in Köln finden, daß damit für eine reiche volkstümliche Unterhaltungsliteratur kein günstiger Boden geschaffen war. Dafür sind die wenigen deutschen Drucke um so wertvollere Quellen für die Sprachforschung und Literaturgeschichte. Wie an anderer Stelle dargelegt ist, konnte Köln keine hervorragende Pflegstätte eigenen Literaturlebens sein; dies spiegelt sich auch in seinen Drucken wieder. Und doch hat es sowohl nach Zahl wie nach Art der Ausführung der Masse von Druckerzeugnissen in Deutschland überaus wichtige Bestände zugeführt.

Kölns Prototypograph Ulrich Zell, dessen erster datierter Druck der „Liber Johannis Chrysostomi super Psalmo quinquagesimo“ von 1466 ist, konnte sich gleich im Beginne seiner Tätigkeit größeren Grundbesitz sichern, so das Haus Birkelyn und das Stammhaus der Familie Lyskirchen, nach welchem seine Drucke bezeichnet sind: „impressum Coloniae apud lyskirchen“. (Vgl. Abb. am Schluß.) Später aber mußte er aus noch ungeklärten Gründen seinen Besitz schwinden sehen; seine Typen und sein Signet tauchen mit veränderter Inschrift in Münster bei Laurentius Bornemann wieder auf. Die früher einmal ausgesprochene Vermutung, Zell sei Leiter einer großen Druckerei im Kloster Weidenbach gewesen, ist längst als irrig erwiesen. Der nächste, und zwar der erste wahrscheinlich in Köln geborene Drucker ist

Arnold Therhoernen, der „unter sechzehn Häusern“ (heute: Unter Sachsenhausen) wohnte. Seine Bedeutung liegt darin, daß er als erster gedruckte Blattzahlen in Anwendung brachte. Von seinem Bruder Peter, der völlig selbständig arbeitete, sind nur wenige Drucke bekannt. Die Kölner Universitäts- und Stadtbibliothek besitzt das einzige Exemplar eines Druckes der „Getzyden“ (Horae B. M. V. in deutsch), der zur Schule Therhoernens gerechnet werden muß. Aus der Reihe gleichzeitiger Drucker, deren Namen wir noch nicht einwandfrei festlegen und die deshalb nur nach ihren Werken bezeichnet werden können, ist der Drucker des Augustinus de fide hervorzuheben, aus dessen Werkstatt die Erstausgabe von Richardus de Bury „Philobiblion“ hervorging, ferner der Drucker der Flores S. Augustini, mit dem Englands Erstdrucker William Caxton zusammenarbeitete, als er, wie er selbst sagt, in Köln in die Geheimnisse des Buchdrucks sich einweihen ließ, um seine Uebersetzung des Ritterromans „Receuil des histoires de Troyes“ ins Englische durch den Druck seinen Freunden zugänglich machen zu können. So darf Köln sich rühmen, dem ersten großen Drucker Englands Lehrmeisterin gewesen zu sein. Der wichtigste Druck des Bartholomäus von Unkel (1475—1485) ist der Sachsenspiegel in niederdeutscher Sprache von 1480. Unter den Druckern vom Ende des 15. Jahrhunderts, von denen Petrus de Olpe, Johann Guldenschaff (aus dem Haus „Zum guldenen Schaf“), Theodoricus Molner, Konrad Welker von Boppard, Cornelius von Zürichsee (Ulr. Molitoris' „de lamiis et phitonicis mulieribus“ mit Holzschnitten) hier nur dem Namen nach genannt werden können, haben einen guten Ruf Johann Koelhoff d. Ae., der die ältesten Bücher mit gedruckten Signaturen herstellte, und besonders sein Sohn Johann Koelhoff d. Jg., dessen 1499 gedruckte „Cronica van der hilliger Stat van Coellen“ sowohl als Denkmal altkölnischen Dialekts wie als Quelle für die Geschichte der Typographie durch das Kapitel: „Van der boychdrucker kunst“ bemerkenswert ist und heute großen Seltenheitswert hat. Nikolaus Götz von Schlettstadt, der in seinen Typen nicht viel Eigenes bietet, verdient aber dadurch eine besondere Beachtung, daß er schon in seiner Ausgabe von des Kölner Karthäusers Werner Rolevinck Fasciculus temporum von 1474 statt der Blattzahlen Seitenzahlen einführt. Er gewinnt auch dadurch besonderes Interesse, daß mit seinem Namen der erste Kölner Zensurprozeß verknüpft ist, der abweichend von sonstigen Fällen vom Rate der Stadt ausging. Der erste von der Universität gegebene Zensurvermerk auf einem Kölner Druck begegnet uns bei Konrad Winters von Homborch. Durch die älteste niederdeutsche Ausgabe der Legenda aurea des Jacobus de Voragine „Dat duytsche Passionail“ (1485) [s. Abb. n. S.] ist Ludw. v. Renchen bemerkenswert. In diesem Zusammenhang mag erwähnt werden, daß bei Servatius Cruftanus (tätig von 1520—38) in Köln die erste

Ausgabe des Till Eulenspiegel in niederdeutscher Mundart und bei Rotoff Spot 1501 zwar als von ihm einzig bekannter, aber sprachlich umso wertvollerer Druck „Eyn furchtbair Spyegel offt Hantboichelgyn der Christenmynschen" erschienen ist. Heinrich von Neuß, der „Up dem Eygelstein" arbeitete, ist der Drucker der gegen Reuchlin gerichteten Schriften Pfefferkorns, mehrerer illustrierter deutscher Heiligenpassien sowie des Malleus maleficarum von 1511. Martin von Werden druckte mit Typen einer Presse, die um 1500 als „Retro Minores" liegend bezeichnet wird; ein von ihm als Druckzeichen viel verwandter Holzschnitt wird nachstehend abgebildet. Die berühmteste Offizin in Köln, die anderthalb Jahrhunderte lang durch ihre vielen Erzeugnisse sich bemerkbar machte, begründete Heinrich Quentel aus Straßburg. Sein Name ist vor allem mit der in einer niedersächsischen und einer kölnischen Ausgabe erschienenen berühmten Kölner Bibel (Boeck der gotliker schrifften, die Bybel, um 1479) verknüpft. War Köln, obwohl es liturgische Drucke in reicher Zahl, so für die Bistümer Köln, Lüttich, Münster, Utrecht herstellte, aus den bereits angedeuteten Gründen im Gegensatz zu seiner kulturellen und finan-

ziellen Geltung auch in der Illustrationskunst zunächst unbedeutend geblieben, so wurde es mit dieser Bilderbibel, in der sich französische und niederländische Stilelemente begegnen, richtunggebend bis auf Dürer und Holbein hin. „Zum ersten Male ist hier die weite Fläche der Buchseite in wahrhaft großzügiger Weise erfaßt und mit markigen Gestalten, weiträumigen Darstellungen ausgefüllt." (Schottenloher.) Sonst hat Köln bis zu der Zeit, da für Peter Quentel der fruchtbare, durch seinen großen Stadtprospekt bekannte Anton Woensam von Worms seine Kunst ausübte, keine bedeutenden Illustrationen aufzuweisen. Dafür aber waren die buchkünstlerischen Leistungen dieses Meisters, der auch für den Drucker Eucharius Cervicornus gearbeitet hat, um so wichtiger an Zahl und Leistung. So erhalten Werke wie z. B. die 3. Auflage von Emsers Neuem Testament erst durch seine Bilder ihre Weihe und ihren Wert. Aus der „Quentelei", dem Besitz der großen Druckerfamilie Peter, Johann, Arnold Quentel-Birckmann-Calenius, sind an bedeutenden Druckerzeugnissen noch hervorgegangen u. a. die große Legendensammlung von Surius und die prachtvoll ausgestattete deutsche Bibelübersetzung Dietenbergers von 1564, die als Gegenstück zu den in Mitteldeutschland erschienenen Ausgaben der Uebersetzung Luthers dienen sollte. Einen Aufschwung nahm der Buchdruck in Köln dann noch einmal durch die Verwendung des Kupferstichs gegen Ende des 16. Jahrhunderts, als Gerhart Grevenbruch besonders musikalische Werke in mehreren Sprachen herausgab, als der Kölner Stiftsdechant Georg Braun im Verein mit den Kupferstechern Simon Novellanus und Franz Hogenberg seit 1572 in 370 Tafeln das große Sammelwerk einer „Beschreibung und Kontrafaktur der vornehmsten Städte der Welt" vorlegte, bei Kirchmann-Mylius des Adrichomius „Theatrum Terrae Sanctae et Bibliarum historiarum" erschien, und schließlich im Verlag Johann Bussemachers der tüchtige Stecher Matthias Quad seine wertvolle Kartensammlung von Europa (1594) veröffentlichte und auch damit zur besseren Kenntnis der Welt beitrug.

Den Druck von Zeitungen ließen sich angelegen sein Nicolaus Schreiber und Wilhelm Lützenkirchen, die beide teils „wegen verlogenen historien Druckens", teils weil z. B. den Bericht über die Jülicher Fehde „der furst von Gulich zu ungnaden uffgenommen", den „Thurmgang" (Gefängnis) antreten mußten.

In dieser Zeit entwickelte sich auch der Buchhandel selbstständiger, und zwar beschränkte er sich nicht auf die Stadt und ihren engeren Umkreis, sondern entsprechend den übrigen kölnischen Handelsbeziehungen weit darüber hinaus. So gaben Antwerpener Buchdrucker ihre Erzeugnisse Kölner Buchhändlern zum Verkauf auf die Messe in Frankfurt, wo diese zum Teil ständige Niederlagen hatten. Wie zwischen den Gelehrten, so waren eben naturgemäß auch zwischen den Verbreitern ihrer Geistesprodukte die Fäden — besonders nach Flandern — stark

geknüpft. In dem zur Würde eines Bürgermeisters emporgestiegenen Gottfried Hittorp (1485—1565), mit seinen weitverzweigten Beziehungen nach Paris, Leipzig, Wittenberg und Prag hat der Kölner Buchhandel einen bedeutenden Vertreter gehabt. Mit Franz Birckmann, der in weiten Reisen den Austausch der literarischen Produkte Deutschlands, Englands, Frankreichs und der Niederlande vermittelte und u. a. für Erasmus stark tätig war, wurde in der Straße, die nach seinem Signet „In pingui gallina" heute noch „Unter Fettenhennen" heißt, eine wahre Buchdrucker- und Buchhandelszentrale begründet, in der dann im Hause „zum Einhorn" durch zwei Jahrhunderte die Gymnich, Hierat, Kinckius und Rommerskirchen (gegr. 1516) äußerst betriebsam wirkten.

Nach dem Dreißigjährigen Kriege verlor Köln bald seine Bedeutung als Druck- und Verlagsort. Die Erzeugnisse der folgenden Zeit bestanden vorwiegend aus theologischen Texten und Erbauungsliteratur, Elementar- und Handbüchern für die Universität und die Schulen.

Auch der Buchschmuck gibt meist nur symbolische Ausdeutungen von Titel und Inhalt; er hat neben viel Primitivem auch manches zeichnerisch und technisch gute Blatt. Das Fehlen eigener Stoffe fand seinen Ersatz in einem eifrig betriebenen Nachdruck, und das Bild dieser Zeiten ist fast nichts als ein Kampf um Privilegierungen und ständige Nachdruckstreitigkeiten, in denen der Kaiser (z. B. Leopold I. in Sachen des Nachdrucks von Abraham a S. Claras „Judas der Erzschelm", 1688) und der Rat der Stadt mehrfach handeln; beide sind sogar wegen Verwendung schlechten Papiers und allzuvieler Druckfehler vorgegangen. Aus der großen Zahl von Buchhändlern des 17. Jahrhunderts soll hier nur die in den Wiener Reichshofratsakten als Kölner „Hauptbuchhändler" bezeichnete Familie Metternich genannt werden.

Das Ende der Universität, der Niedergang der wirtschaftlichen Stellung der Stadt drücken sich auch in der geringen Zahl der Buchhandlungen und Druckereien aus. Der Vorstand der kölnischen Registratur in der französischen Zeit, Joh. Arn. Imhoff, der eine Zeitlang sich buchhändlerisch betätigte, begründete 1784 angeblich als der erste eine Lese- und Leihbibliothek.

Mit der preußischen Zeit kam dann wieder ein Aufstieg. Im zweiten Viertel des 19. Jahrhunderts nahm Köln mit 1781 Werken die zehnte Stelle in der deutschen Verlagsproduktion ein. Der Fortschritt drucktechnischer Einrichtungen und erweiterten Verlagsbetriebs war vornehmlich an die beiden großen Zeitungsunternehmungen von Du Mont-Schauberg und J. P. Bachem (vgl. die besonderen Aufsätze über Kölnische Zeitung und Kölnische Volkszeitung) geknüpft, denen sich die Kölner Verlagsanstalt und Druckerei würdig anschließt. Ueber den Kreis ihrer Stadt hinaus haben als Buch- und Kunsthändler Joh. Matth. Heberle

Digitized by Google

(* 1775, † 1840) und Heinrich Lempertz (* 1816, † 1898) Bedeutung erlangt. Als Zeitgenossen seien hier zwei um die Geschichte des Kölner Buchdrucks und Buchhandels verdiente Männer genannt: der Kanonikus v. Büllingen, der in den handschriftlichen Folianten seiner „Annales typographici Colonienses" die Bausteine dazu zusammen trug, und J. J. Merlo, der mehrfache Skizzen zu diesem Bilde der Kölner Geisteskultur geliefert hat, aus dem später Vouilliéme und Zaretzky einzelne Abschnitte zeichneten.

Die Wiedererrichtung der Universität und der gewaltige wirtschaftliche Aufstieg der Stadt gaben und geben auch dem Kölner Verlagswesen und Buchhandel neue Aufgaben und neue Ziele. Alte Handlungen bauten ihre Betriebe aus, einige errichteten Zweigstellen in der Nähe der jungen Alma mater, neue verheißungsvolle Unternehmungen sind erstanden. Durch ihr Sortiment dienen neben den allgemeinen Bildungsbedürfnissen den besonderen Zwecken der Universität die Buchhandlungen Oskar Müller (vorm. H. Inderau, gegr. 1822 — Verleger der Universitätszeitung, der Universitätsreden, akadem. Einführungsschriften usw.), Paul Neubner (gegr. 1878) und H. Z. Gonski, sowie als die älteste der neueren Buchhandlungen die 1790 gegründete von J. G. Schmitz. In erfreulicher Weise lassen sich mehrere Buchhandlungen die Pflege rheinischer Heimatkultur, sowie besonders kölnischer Heimatkunde und Mundartdichtung mit viel Erfolg angelegen sein. Die Verlagsbuchhandlung J. P. Bachem vertrieb stets neben ihren belletristischen Werken solche über kölnische Geschichte, bei K. A. Stauff erscheinen der stets reichhaltige „Alt-Köln-Kalender" und die „Beiträge zur Kölner Geschichte, Sprache und Eigenart", daneben neue Ausgaben älterer Sammlungen von Sagen und Geschichten. Hoursch & Bechstedt sorgen durch neuerdings auch künstlerisch ausgestattete Ausgaben für die Überlieferung der weithin bekannten „Kölschen Krätzcher" und die Verbreitung der Werke des Kölner Mundartdichters Schneider-Claus. In gleichem Sinne betätigen sich Matthias Weiden durch die illustrierten Prachtausgaben der Kölner Sagen und die Texte der wiederbelebten Puppenspiele, H. Z. Gonski durch die Zeitschrift „Rheinisches Land". Die jüngeren Unternehmungen des Salm- und des Saaleck-Verlags pflegen vorzugsweise neuere rheinische Dichtung, mit den Rheinlandbüchern hat der junge Rheinlandverlag die Reihe seiner Publikationen verheißungsvoll eröffnet. Antiquariatsbuchhandel betreiben K. A. Stauff und A. Creutzer. Durch seinen großen Musikverlag (gegr. 1822) hat sich P. J. Tonger, durch seine buchtechnisch hervorragenden Jugendschriften H. Schaffsteins Verlag in weiteren Kreisen Deutschlands bekannt gemacht. Bibliophile und künstlerische Wünsche werden bei Abels, J. & W. Boisserée, Dommes, Goyert, Lengfeld, in der Bücherstube am Wallraf-Richartz-Museum usw. in bester Weise befriedigt. Die günstige Stellung Kölns für buchhändlerische Betätigung kommt schließlich auch

dadurch zum Ausdruck, daß mehrere führende katholische Verlagshäuser: Benziger, Herder, Pustet und Kösel hier blühende Zweigstellen eingerichtet haben. So zeigt sich der Buchdruck und Buchhandel Kölns in der Gegenwart auf voller Höhe, er trägt nach besten Kräften zur Förderung aller Bildungsbestrebungen und damit zum geistigen Wiederaufbau bei, so daß man ihm mit voller Berechtigung den Wunsch aus dem Drucksignet Joh. G. Langens, des Herausgebers des „Intelligenzblattes", zurufen kann: Floreat commercium librorum!

Büchermarke Ulrich Zells

Digitized by Google

DAS LITERARISCHE LEBEN KÖLNS

VON D. H. SARNETZKI

Man kann das literarische, allgemein gesprochen das geistige Leben Kölns in seiner ganzen Art und Entwicklung durch die Jahrhunderte kaum getrennt für sich betrachten, sondern nur im Zusammenhang mit der geistigen Verfassung und Sonderart der größern Bezirke zu beiden Seiten des Rheins. Das Rheinland ist ältester deutscher Kulturboden; seine Städte, darunter in erster Linie Köln, waren schon zu hoher Blüte gediehen, als in den weiter östlich gelegenen Landschaften sich das Städtewesen erst zu entwickeln begann. Diese Blüte ist, das zeigt sich bis auf den heutigen Tag, vorwiegend wirtschaftlicher Natur, nicht, wie etwa an andern Stätten entwickelter Kulturzentren, verbunden mit einer Blüte der Geisteswissenschaften und Künste. Das erklärt sich aus dem Wesen und Charakter des Rheinländers. Viele Dinge eines innern und äußern Einflusses, die besonderen politischen Verhältnisse im Westen, die Blutmischung auf der Grenzscheide verschiedengearteter Völker, die günstige, sozusagen naturgegebene Lage für eine weitreichende handelsgeschäftliche Betätigung usw. haben zusammengewirkt und im Lauf der Jahrhunderte den besonderen Typus des Rheinländers geformt. Man täte diesem Volksschlage, der — über jeden Zweifel erhaben — kerndeutsch ist, unrecht, wenn man ihn nach bloßen äußern Merkmalen etwa als einer tiefern Lebensauffassung abgeneigt, als oberflächlich einschätzen und bezeichnen würde. Aber ein stark materialistischer Zug ist ihm ohne Frage eigen von alters her, der Zug der angeborenen Klugheit und Erwerbstüchtigkeit eines kaufmännischen Geistes, der an einer historischen Heerstraße, wie sie die Ufer des Rheines darstellen, eingesessen und vererbt ist, wo die Güter der Welt von Norden nach Süden und umgekehrt in ewigem Flusse hindurchgeführt wurden. Mit dieser Klugheit, die Reichtum und Wohlleben im Gefolge hatte, verband sich ein gemütlicher und behaglicher Zug des Leben und Lebenlassens, eine gewisse Großzügigkeit des Gebens und Nehmens: kurzum, das irdische Gut, das alle Annehmlichkeiten des Daseins erlaubte, fand im Rheinland eine höhere Schätzung als das geistige, soweit es in gewissem Sinne Selbstzweck wurde und mehr war als ein Spiel zur Freude empfänglicher Sinne. Daß die alte Reichs- und Handelsstadt Köln, einer der größten deutschen städtischen Mittelpunkte, angesehen und reich — reich wie ein Kölner Tuchmacher ist eine bekannte Redewendung aus frühern Jahrhunderten — diesen Typus im besondern verkörperte, darf da nicht wundernehmen. Darum ist auch Köln — wie das gesamte Rheinland — arm an besondern geistigen Großtaten, erweckte es keine Genies und nur kleine Talente auf künstlerischem Gebiet — vom Zufall, daß etwa ein Beethoven

flämischen Geblüts in Bonn geboren wurde, abgesehen. Dafür stand die Durchschnitts-Kultur doch auf beachtenswerter Stufe, die eigentliche Blüte des Rheinlands aber, die übrigens seit der Einverleibung in Preußen ungeahnte Höhen erreichte, steht im wesentlichen heute wie einst im Zeichen kaufmännischer, technischer, industrieller Tätigkeit und Tüchtigkeit. Daß eine heitere und frohsinnige Lebensauffassung darüber schwebt, ist ein die rastlose Arbeit verklärender sympathischer Zug, aber die Tatsache bleibt bestehen, die durch zwei blühende Hochschulen in Bonn und Köln nur scheinbar widerlegt wird, daß die Musen nur Gastrollen an den Ufern des Rheines gegeben, aber keine dauernde Heimstätte gefunden haben.

Scherzhaft ist immer gesagt worden, Köln zeichne sich aus durch dreierlei — untereinander höchst verschiedene und verschieden zu wertende — Dinge von Weltruf: den Kölner Dom, den Kölner Karneval, das Kölnische Wasser. Es liegt bei der Erwähnung dieser drei Berühmtheiten immer ein Stückchen Ironie darin, das sich verstärkt, wenn ergänzt wird: und den Kölner Klüngel. Diese drei Dinge treffen zwar als Zufallsbezeichnung nur etwas Äußerliches, das Sichtbare und Auffällige, bedeuten aber im weitern Sinne doch den Kern. Das Wesen wird gleich viel deutlicher gefaßt, obwohl es mit den drei Berühmtheiten sich deckt, mit drei Worten, die wie Köln ein K zum Anfangsbuchstaben haben: Kaufmann, Kirche, Karneval. Hier stecken die Wesenszüge des Kölners. In ihnen steckt geschichtliche Überlieferung; Kraft und Bedeutung stecken darin, auch Mangel und Einseitigkeit.

Man wird natürlich nicht behaupten können, daß diese drei Zeichen besonderer Artung eine besondere geistige Artung im Sinne literarisch-schöpferischer Tätigkeit ausschließen müßten. Aber der rheinische — und damit auch der kölnische — Volkscharakter hat sich doch im wesentlichen darin erschöpft. Der starke kaufmännische Zug beherrschte den tätigen Alltag; die Anhänglichkeit an die Kirche, die sich zeitweilig in scharfen religiösen Kämpfen entlud (Judenverfolgung, Vertreibung der Protestanten), war eine stramme Bindung nach der seelisch-geistigen Seite; der Karneval war das Korrelat, halb kirchlich, halb weltlich, eine Entbürdung vom Alltag, eine Hingabe an das fröhlich-leichtherzige Blut, ein — sagen wir — Ersatz für tiefere geistige Bedürfnisse, sei es eigenschöpferischer Art, sei es regerer Anteilnahme am geistigen Kulturbesitz des deutschen Volkes.

Und dennoch ist Köln im Lauf der letzten tausend Jahre, also in der Hälfte des Alters der Stadt, solange wir ungefähr von einer bekannten deutschen Dichtung reden können, verschiedentlich sozusagen aus der Enge des städtischen Daseins in den Kreis der größern deutschen Nationalliteratur und der geistigen deutschen Gesamtkultur getreten, nicht gerade mit Werken von Weltruf, aber doch mit ausgeprägten Einzelerscheinungen. Man muß aber darauf verweisen, wie wenig darunter gewachsene Kölner Lite-

ratur eines gebürtigen Kölners, wie viel da Zufallsgut eines Zugewanderten ist, eine Tatsache, die sich in der Gegenwart, die geistig reicher und lebendiger ist als je eine frühere Zeit, in verstärktem Maße und geradezu typisch wiederholt.

Zum ersten Male tritt Köln in die deutsche Nationalliteratur mit dem Anno-Liede, einem Werke, das, künstlerisch nicht sonderlich bedeutend, literatur- und kulturgeschichtlich deswegen einen besonderen Rang einnimmt, weil es eines der wenigen erhaltenen religiösen Epen des frühen Mittelalters ist, die von einem geistlichen Dichter stammen, und gleichzeitig einen Einblick gewährt in die geistige Welt der damaligen Zeit. Es ist eine Chronik und ein Loblied auf den Kölner Erzbischof Anno II. den Heiligen (1056—75), der einer der größten Politiker seines Jahrhunderts war; das Epos, das einige dichterisch bemerkenswerte Stellen, aber viel Naives und Verworrenes enthält, beginnt sehr weitschweifig mit der Erschaffung der Welt und kommt erst auf dem langen Weg über das Römerreich und die Gründung Kölns zu den Wundertaten Annos. Die deutsche Dichtung, die ein wahrscheinlich bayerischer Mönch im niederrheinischen Kloster Siegburg verfaßte, basiert auf einer lateinischen vita des Kölner Bischofs aus dem Jahre 1105, muß also in den nachfolgenden Jahren entstanden sein. Unter mancherlei kindlich-phantastischen Dingen berichtet das Epos auch von jener sagenhaften Weinleitung, die angeblich – wahrscheinlich schwebte dem Verfasser der alte Römerkanal vor — den Kölner Handelsherren den Wein von der Mosel zugeführt haben soll, ein Zug, der schon eine respektvolle Verbeugung vor dem Reichtum und der Unternehmungslust und dem Schlaraffenleben der Kölner bedeutet. Aber dieses uralte Werk gibt auch schon — und diese bewegliche Klage läuft durch weitere tausend Jahre bis in unsere Zeit — dem Jammer über die Deutschen Ausdruck, daß sie sich durch innere Zwietracht zerfleischten. Diese unselige innere Zwietracht! Ebensowenig wie der ungenannte Mönch des Anno-Liedes stammt wahrscheinlich der Hauptvertreter der sogenannten Vaganten-Poesie aus Köln, jener Ungenannte, der den Namen Archipoeta, Erzdichter führte, sich aber im Gefolge des Kölner Erzbischofs Reinald von Dassel (1159—67) befand; die Dichter der zumeist lateinisch verfaßten Vagantenlieder, der Carmina burana, waren gebildete Männer, zum größten Teile entlaufene Studenten und Kleriker (clerici vagi), die mit den Spielleuten landstreicherten. Der Erzdichter lebte im Hoflager Barbarossas und schrieb verherrlichende Verse auf den Kaiser nach dem Siege über Mailand — Reinald von Dassel verdankt die Kölner Domkirche aus dieser Zeit die Gebeine der heiligen drei Könige — und er huldigte auch dem Erzbischof, der „den Geist Nestors mit der Erfindungsgabe des viellistigen Odysseus“ verbinde. Vom Leben des Erzdichters ist wenig bekannt, und unsicher ist auch, ob die bekannte „Generalbeichte“ von ihm herrührt, jenes köstliche Kneiplied, dessen Grundmotive immer

wieder anklingen, nach vielen Jahrhunderten noch bei Bürger und Goethe. Nicht unwichtig ist, daß auch der größte Minnesänger, Walter von der Vogelweide, wenn nicht unmittelbar zu Köln, so doch zu dessen Erzbischof Engelbert (1216—25) in näheren Beziehungen stand, denn zwei seiner politischen Sprüche (in drei Strophen) feiern den Lebenden und beklagen den Toten und rufen die Hölle herab auf die Mörder des Bischofs. In der mittelalterlichen geistlichen Legendendichtung tritt uns Köln in der anmutigen und innigen Legende vom guten Gerhard des sehr gelehrten Rudolf von Ems entgegen, der um die Zeit zwischen 1220 und 1254 seine Dichtungen schrieb. Die Legende handelt von einem ehrbaren Kaufmann, der durch einen Engel dem Kaiser Otto I. als Vorbild bezeichnet wird, als dieser hoffärtig und stolz geworden war durch das Werk der Gründung des großen Magdeburger Domes und vor dem Altar vom Himmel seinen Lohn forderte. Von diesem Manne in Köln, zu dem er reist, erfährt der Kaiser die höchst seltsame Geschichte seines Lebens, eine Kette von Edel- und Großmut und guter Taten, und es heißt, daß der Kaiser sich danach vor dem Herrn gedemütigt und hinfüro nimmermehr seiner gottgefälligen Werke gerühmt habe. Diese Legende vom guten Gerhard, die älteste der überlieferten Dichtungen des Rudolf von Ems und wahrscheinlich nach einer lateinischen Quelle bearbeitet, ist also eine dichterisch feine Verherrlichung der Demut eines christlichen Sinnes. Dichterisch hingegen wertlos, geschichtlich und kulturgeschichtlich interessant ist die Chronik des Stadtschreibers Godefrit Hagen, eine kölnische Reimchronik in der Art, wie man zu einer gewissen Zeit im Mittelalter Geschichte in gebundener Schreibweise darzustellen liebte. Solcher Chroniken gibt es viele; sie gelten als wertvolles Quellenmaterial, sind aber nur selten über den Rahmen trockener geschichtlicher Mitteilungen hinaus für den Literaturfreund ergiebig. Gottfried Hagen, der in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts lebte, beschäftigt sich im besondern mit dem Kampf der Kölner Erzbischöfe Konrad von Hostaden, (1238—61) und Engelbert II. von Falkenburg (1261—74) mit der Kölner Bürgerschaft, den Geschlechtern und Zünften. Um diese Zeit erlebte Köln zum ersten Male den Glanz einer großen wissenschaftlichen Bedeutung, und zwar waren die Kölner Klöster und Stiftsschulen der Sitz berühmter Gelehrsamkeit, zuerst unter dem Wirken des Mathematikers Ragimbold und des Philosophen Duns Skotus, dann unter den großen Lehrmeistern der Dominikaner, Meister Eckarts, des Mystikers, und des naturwissenschaftlichen Tausendkünstlers, des berühmten Scholastikers Albertus Magnus, dessen Schüler einer der glänzendsten Vertreter der scholastischen Philosophie des Mittelalters wurde, Thomas von Aquin. In diesen Schulen sind die Vorläufer der spätern Kölner Universität zu erblicken, die am 8. Januar 1389 gegründet wurde.

Köln wurde eine Hochburg der sogenannten Scholastik; die

Digitized by Google

Universität, an der die Dominikaner in der Nachfolge des Aquinaten lehrten, mußte im Gegensatz stehen zu dem neu aufkommenden und siegreich sich verbreitenden Humanismus. Als Petrarca, den man den ersten Humanisten nennt, Deutschland bereiste und auch nach Köln kam und in seinen Briefen von seinen Eindrücken berichtete — aus „einer Stadt am linken Ufer des Rheines, mit angenehmer Lage, herrlichem Wasser und berühmten Bewohnern. Man glaubt kaum, daß in einer Barbarenstadt solch feiner Ton, solch angenehme Sitten, solche Würde unter den Männern, solche Ehrbarkeit unter den Frauen herrschen kann" — war die Blüte der Scholastik; als anderthalbhundert Jahre später der deutsche Humanismus auf seinen Höhepunkt gelangte unter den Namen Reuchlin, Erasmus, Hutten und Melanchthon, die für die Freiheit des deutschen Geistes stritten, stemmten sich die Kölner gegen diese ganze Richtung wie auch gegen den Protestantismus, und die Kölner Universität, das Domkapitel und der Rat waren sich darin einig. Es läßt sich nicht verschweigen, daß der sogenannte „Reuchlinsche Handel" und die „Dunkelmännerbriefe", eine Angelegenheit, die damals die ganze gelehrte Welt in Atem hielt, nicht sehr zum Ansehen Kölns und seiner Gelehrten ausschlugen, und der Sieg des Humanismus wurde mit dem Erfolg der Epistolae obscurorum virorum — Verfasser dieser glänzenden Satire waren Crotus Rubianus und Ulrich von Hutten — besiegelt. Um diese Zeit begann der allgemeine Niedergang Kölns auch politisch und wirtschaftlich, aus den verschiedensten Ursachen, während die geistige Bedeutung Kölns in seiner Hochschule schon lange im Schwinden war. Als außerhalb der Entwicklung des geistigen Lebens stehend, als eine Zufallserscheinung, sei erwähnt, daß einer der berühmtesten niederländischen Dichter, Jost van den Vondel, im Jahre 1587 in Köln im Hause zur Phiole (Große Witschgasse 1) geboren wurde. Er ist insofern auch für die deutsche Dichtung nicht ohne Einfluß gewesen, als seine Dramen, die kraftvoll gefügt und von nationalem und religiösem Pathos getragen waren — er hat auch ein kölnisches Legendenspiel, Die Jungfrauen, geschrieben — dem deutschen Dichter Andreas Gryphius und auch andern zum Vorbild dienten.

Nach einer langen, langen Zeit tritt Köln mit Goethe wieder in den Kreis der deutschen Literatur. Zuerst mit Goethe dem Stürmer und Dränger im Jahre 1774, der kurz zuvor den Götz und den Werther geschrieben, in Begleitung von Lavater und Basedow; in Kapitel 14 von Dichtung und Wahrheit sind die großen Eindrücke niedergelegt, die er von Köln empfing, von der Stadt, dem halbvollendeten Dom, dem Rhein. „Nachts, als wir uns schon getrennt und in die Schlafzimmer zurückgezogen hatten, suchte ich Jakobi nochmals auf. Der Mondschein zitterte über dem breiten Rhein, und wir, am Fenster stehend, schwelgten in der Fülle des Hin- und Widergebens, das in jener Zeit der Ent-

faltung so reichlich aufquillt." Zum zweiten Male weilte Goethe, der gereifte Mann, der sich zu klassischen Idealen durchgerungen, im Jahre 1792 in Köln, unter sehr ungünstigen Umständen, als die Alliierten vor den siegreichen Revolutionssoldaten auf dem Rückzuge waren. In seiner Campagne in Frankreich wird von diesem Besuche nichts erwähnt. Zum dritten und letzten Male war Goethe, und zwar in der Begleitung des Freiherrn vom Stein, am 26. und 27. Juli 1815 als fast Sechzigjähriger in Köln, besichtigte den Dom (zugegen waren Wallraf, Ernst Moritz Arndt und der spätere preußische Kultusminister Eichhorn), die Stadt und etliche Kunstsammlungen. Sowohl in Dichtung und Wahrheit im 9. Bande, wie in den Aufsätzen unter dem Titel Kunstschätze am Rhein, Main und Neckar 1814 und 1815 hat Goethe das Gesehene und Erlebte eindringlich geschildert, Ernst Moritz Arndt in seinem Buche Meine Wanderungen und Wandlungen mit dem Reichsfreiherrn Heinrich Karl Friedrich vom Stein diese Begegnung behandelt. Aus der späteren Zeit ist Goethes Lied an das Kölner Karnevals-Komitee, Der Kölner Mummenschanz 1825, als Ausdruck behaglicher Alters-Philosophie besonders bekannt geworden.

Die Romantik ist es, die Köln dann allmählich mehr in die Literatur im weitern Sinne, in ein besonderes geistiges Leben am Rhein im engern Sinne hineinzieht. Der Rhein wurde zum nationalen Symbol. Alte Sage und Geschichte wurden lebendig, alte Kulturgüter wurden gesammelt. Die Sammlung der Brüder Boisserée allerdings blieb Köln nicht erhalten, die Wallrafs aber der Grundstock zum Wallraf-Richartz-Museum. Und ungezählte Namen verbinden sich nun in der einen oder andern Weise mit Köln. Zunächst als Einzelerscheinung Heinrich Heine, dessen Lied Am Rhein, am schönen Strome verklärten Glanz um den Dom und das unvergleichliche Bildnis Stephan Lochners breitete. Dann aber die Reihe derjenigen, die in Versen um die Vollendung des Kölner Domes geworben — ein Vorhaben, das ebenfalls durchaus romantischem Empfinden entsprang: Schenkendorf, Rückert, Simrock, Grillparzer, Levin Schücking, Annette von Droste-Hülshoff usw. Und endlich die Gruppe der Dichter, welche alte Sage in Balladen zum Leben erweckte, auch alte Kölner Sage: Friedrich Schlegel, dessen Bedeutung vor allem als Anreger noch lange nicht voll erkannt wird (St. Reinold), August Kopisch (Die Heinzelmännchen), Karl Egon Ritter von Ebert (Hermann Grün, Bürgermeister von Köln), J. G. Seidl (Die Feuerglocke zu Köln), Simrock (St. Materns Erweckung, Bischof Anno, Jost vom Bühl, Das Bild in der Marien-Ablaß-Kapelle), Wolfgang Müller von Königswinter (Wilhelm von Holland), Annette von Droste (Der Tod des Erzbischofs Engelbert), J. C. Rousseau, Follen, Eberhard von Groote und noch viele kleinere Geister. Im Mittelpunkte stand schon damals die Kölnische Zeitung als Trägerin der Bestrebungen all dieser romantischen Köpfe; sie hatte, politisch mundtot gemacht, eine im Monat zweimal er-

Digitized by Google

scheinende literarische Beilage seit dem März 1816 eingerichtet, in der nun von auswärtigen Schriftstellern Ernst Moritz Arndt, August Wilhelm Schlegel, Nöggerath und Dilschneider, von in Köln ansässigen Wallraf, de Noël, Smets, E. v. Groote, Weyden, Fuchs und andere sich mit Literatur und Kunstgeschichte beschäftigten, und zwar im wesentlichen in der Linie der Bestrebungen des Geistes, die vorher schon von Friedrich Schlegel und S. Boisserée vertreten worden waren und in denen das alte Köln mit seiner reichen Vergangenheit, seinen kunstgeschichtlichen Altertümern und mannigfachen Erinnerungen, die ein romantisches Zeitempfinden schon anreizen konnten, eine bedeutsame Rolle spielte. Im Jahre 1838 richtete die Kölnische Zeitung dann als erste deutsche Zeitung ein Feuilleton für wissenschaftliche und schöngeistige Literatur ein und errang sich damit eine besondere Stellung und große Beachtung. Diese Entwicklung, die sich in der Kölnischen Zeitung verkörperte, steht auf einem andern Blatt; alles andere aber, insbesondere die literarisch schöpferische Betätigung des Kölners, war nur indirekte Wirkung eines großen und ausgeprägten Zuges der Zeit und Köln hat einen Dichter kaum gestellt, und lange war — nicht im Rheinland im allgemeinen, da um die Mitte des vorigen Jahrhunderts Frankreich wieder begehrlich seine Hände nach dem Rhein und dem Rheinland ausstreckte und die nationale Dichtung noch einmal aufblühte — wieder in Köln, was die dichterische Produktion an sich anlangt, literarische Stille über den Wassern. Wie eigentlich immer im Laufe des ganzen vorigen Jahrhunderts. So war denn auch das Rheinlied von Nikolaus Becker, das zuerst in der Kölnischen Zeitung veröffentlicht wurde, mehr eine nationale als eine literarische Tat. Und welchen Zusammenhang hatte schließlich Köln mit all den geistigen Strömungen, die um die Bonner Universität zusammenflossen! Es bleibt nicht viel übrig. Einsam ragt das in kölnischer Mundart geschriebene, halb humorvolle Gedicht von Jan un Griet von Karl Kramer hervor und gibt in seiner ganzen bescheidenen Art und Fassung ein Spiegelbild der Zeit. Wolfgang Müller von Königswinter, sicher nur ein bescheidenes Talentchen, zog weiter rheinaufwärts; was auch im Reiche an literarischen Dingen vor sich ging: es kamen nur schwache Wellenschläge an die Ufer des Rheins.

In der neueren Zeit beginnt nun in Köln sich ein regeres geistiges, wenn auch nicht ausgesprochen literarisches Leben zu entwickeln. Es konnte nicht ausbleiben, daß die Bemühungen der großen Preß-Organe in Köln um ein hochwertiges und sich in literarische Tagesfragen vertiefendes Feuilleton, um einen belletristischen Teil, den die besten deutschen Schriftsteller mit Beiträgen speisen, und um eine von großen Gesichtspunkten ausgehende objektive Kritik der deutschen Gegenwarts-Literatur ganz ohne Wirkung bleiben würden; daß die großen Theater und die Erörterungen über deren Spielpläne nicht doch eine Scheidung

Digitized by Google

der Geister herbeiführen würden, der — um mit der kräftigen Sprache der Bibel zu reden — Böcke von den Schafen, der Interessierten von den Gleichgültigen; daß mehr und mehr in Zirkeln und Vereinen die Literatur als Gegenstand der Bildung, persönlicher Neigung, wachsende Anteilnahme am kulturellen Leben der Nation in den Mittelpunkt rückt. Diese Tatsache steht fest, und es scheint, aber es scheint nur, als könnte sich der Geist vieler Jahrhunderte in der Gegenwart allmählich ins Gegenteil verkehren. Geht man mit objektiver Gerechtigkeit den Dingen auf den Grund, so ergibt sich dennoch das alte Bild: der eingesessene Kölner, der ein weitschauender Kaufmann ist, dessen Verwaltung gegenwärtig Hafenpläne von phantastischer Zukunftsmöglichkeit erwägt, dessen Gewerbe alle Zeichen der Blüte und des Wohlstandes trägt, ist in den Fragen von Literatur und Kunst noch heute von jener fröhlichen Unbefangenheit, die schon die Vorfahren sich geschlechterweise als Erbteil hinterließen. Kleine häusliche Kreise machen Ausnahmen, gewiß; und dennoch wird man in jedem einzelnen Falle fragen müssen: Ist es das Haus eines Eingesessenen oder eines Fremdbürtigen? Hier rühren wir an die Wurzeln der Wandlung in geistigen Dingen. Köln ist nicht mehr die engummauerte Stadt von früher; die Struktur der Bevölkerung hat sich geändert, andere Gaue haben ihre Landeskinder nach Köln geschickt, Kölner sind in andere Gaue verpflanzt worden, und wenn auch der Grund-Typus noch erhalten ist, so läßt sich doch sagen, daß der in manchem, besonders auf volkstümlichem Gebiet, beklagenswerte Nivellierungs-Prozeß ein Gutes mit sich gebracht hat, daß Kölns Bevölkerung in literarischen, künstlerischen, wissenschaftlichen Dingen von Jahr zu Jahr anspruchsvoller, kritischer geworden ist.

Daß dem so ist, daß das literarische Interesse im Wesentlichen von außen hineingetragen wird, ergibt sich aus einem Umstand, der meines Wissens noch niemals erörtert worden ist. Der Kölner hat, unterstützt von der Verwaltung, seit mehr als zwei Jahrzehnten sich lebhafter um die Erforschung der Geschichte der Stadt bemüht und mehrere Vereine (Kölner Geschichtsverein und der Verein Alt-Köln) haben neben einer Anzahl berufener Gelehrter (z. B. Professor Dr. Keußen, Professor Dr. Hansen, Stadtbaurat Heimann) höchst Verdienstliches erreicht; auf dem Gebiet der Sprachforschung und der Erforschung des Volkstums ist ein hervorragender Sachkenner in der Person des Professors Dr. Wrede seit Jahren tätig. Aber was die Wissenschaft erreicht hat, ist für die Dichtung nicht lebendig geworden. Der ungeheure Reichtum der Stadt- und Sagengeschichte liegt für die literarische Ausmünzung noch so gut wie ungehoben, und gelegentliche Versuche, wie die Romane oder novellistischen Arbeiten eines Levin Schücking, Müllenhoff, Trautmann (Die Glocke von Sankt Alban) und Cardauns (Der Stadtschreiber von Köln), Zilcken, Emil Kaiser, Rudolf Herzog (im Abenteurer) usw. bilden doch

nur vereinzelte Ausnahmen, die gerade einen Durchblick auf ein ungeheures Feld gestatten zu der Erkenntnis, was sich erschließen ließe und wie wenig im Grunde bisher geschah. Die Dichtung geht andere Wege als die Wissenschaft; sie geht von anderen Voraussetzungen aus zu anderen Zielen; die Wissenschaft hat einen begründeten Zweck, hat einen logischen Zwang von innen und außen, während die Arbeit des Literaten sich aus der zufälligen Stoffwahl, aus Lust und Laune ergibt. Es liegt keine Methode in der Bearbeitung, sondern das freie Spiel der Phantasie und das freie Können beherrschen und behandeln den Stoff. Wer aber wird einen Stoff aus der Kölner Geschichte bearbeiten? Doch in erster Linie ein Kölner aus Liebe zur Vaterstadt. Wir haben einen solchen Fall in Joseph von Lauff, der als geborener Kölner eine Reihe, literarisch allerdings nicht bedeutungsvoller Werke aus dem kölnischen Stoffkreise geschrieben hat. Einen zweiten in Adele Gerhard besonders in ihrem literarisch wertvollen Roman Vom Sinken und Werden. Aber sonst: der Kölner wird nicht als Dichter geboren. Ausnahmen bestätigen die Regel: Außer Lauff, dessen weitere Entwicklung ganz ausgesprochen sich Köln ab- und dem Niederrhein zugewandt hat, ist es noch Emil Kaiser, der über einen kleinen Sensationserfolg in dem Roman Karneval und des Mysterienspiels Richmodis von Aducht sich mit seiner naturalistischen Einseitigkeit keine irgendwie greifbaren dauernden Lorbeeren zu erwerben vermochte. Andere, z. B. Kurt Moreck, haben wenig aus dem Kölner Milieu geschöpft und ihrer Vaterstadt, die ihnen keinen rechten Boden bereitete, den Rücken gekehrt. Diese Tatsache ist bemerkenswert, aber wenn nicht alle Zeichen trügen, ist auch in diesem Punkte allmählich eine Besserung zu erwarten.

Die meisten großen Städte haben so etwas wie eine eigene Literatur. Man braucht nicht einmal allein an die größten deutschen Städte zu denken: an die zahllosen sozialen Gedichte und die Gesellschaftsromane der Reichshauptstadt oder sogar an den ausgesprochenen Berliner Roman, wie er seit der naturalistischen Zeit eine typische Erscheinung in der Gegenwartsliteratur geworden ist (Kretzer, Zapp, Martin Berath, Hans Land, Landsberger u. a.), an die Künstler-Romane Münchens, echten oder verlogenen Charakters, an die Romane, die mit der Hansestadt Hamburg verknüpft sind (Herzogs Hanseaten, Gustav Falkes Die Kinder aus Ohlsens Gang, Gorch Focks Schiffahrt ist not u. a.). Wie viele Werke haben weit kleinere Städte zum Hintergrund: So etwa der Ratsmädel-Roman der Helene Böhlau das klassische Weimar, Ginzkeys Wiesenzaun oder Harlans Das nürnbergisch Ei das alte Nürnberg, oder Straßburg, Lübeck, Dresden oder gar Graz, das neben den namhaftesten Dichtern in Wilhelm Fischer-Graz sogar einen „Stadtpoeten“ hat, dessen fast sämtlichen Werke im Umkreis seiner Vaterstadt spielen. — Und Köln? Eine zweitausendjährige Geschichte, der Wechsel seiner Schicksale,

Digitized by Google

die Fülle ausgeprägter Persönlichkeiten: welch eine Fundgrube, nach der kein Dichter verlangt hat. Es gibt kein Bühnenwerk mit dem szenischen Hintergrunde der alten Reichsstadt! Nicht am Stoff fehlt's, sondern an dem, der ihn greift und bearbeitet. Und es ist schade darum. Denn dieser historische Boden redet mit tausend Zungen für den, der Ohren hat zu hören, der aber ein Dichter sein muß, das Gehörte zu formen.

Diesen Mangel vermag nur ein günstiges Schicksal auszugleichen, das nicht geschaffen werden kann. Und alle Maßnahmen in dieser Richtung, Geschichte oder Wesen der Stadt in Dichtung lebendig werden zu lassen, bleiben auf halbem Wege, ohne das Ziel zu erreichen, wenn es an denen fehlt, die einzig Subjekt der Maßnahme sein können. Anders steht es mit der literarischen Förderung an sich und allgemeiner Art, mit der man bestrebt ist, in Köln eine Basis literarischen Charakters zu errichten für all die Tausende, denen geistige Werte die Feierstunden des Lebens mit idealen Genüssen erfüllen. Deren Zahl wird immer größer seit mehreren Jahrzehnten; in literarischer Beziehung ein Wegweiser und Führer, manchmal sogar ein Pionier, haben die Literarische Gesellschaft und die mit ihr verbundenen Kölner Blumenspiele, beides Schöpfungen des Hofrats Dr. Fastenrath, die Mittlerrolle zwischen Köln und dem übrigen Deutschland gespielt, mit wachsendem Erfolge, was Werbekraft und Wirkung anlangt. Alle deutschen Dichter und Dichterinnen von Rang haben von der Gürzenich-Kanzel zu den Kölnern gesprochen; die bedeutendsten Literaturprofessoren der deutschen Hochschulen haben literarische Themen des Tages abgewandelt; und schließlich: in Vortragsabenden haben die hervorragendsten Vortragskünstler auch entlegenen Werken von literarischem Inhalt persönliches Leben eingehaucht. Daran hat es nie gefehlt, und langsam ist das literarische Leben gewachsen. Dichter kann man nicht aus dem Boden stampfen, aber geistige und literarische Kultur kann man erwecken. Breiter und breiter ist die Basis geworden, neue Gesellschaften (z. B. die Gesellschaft der Künste) und kleinere Vereine taten sich auf, pflegen aus den verschiedensten Gesichtspunkten Geisteskultur und allgemeine Bildung, und man kann heute füglich behaupten, daß es in Köln damit nicht schlechter bestellt ist als anderswo. Die Arbeit, die da geleistet worden ist, ist um so höher anzuerkennen, als kein vorbereiteter Boden vorhanden war, keine im eigentlichen Sinne literarische Vergangenheit, keine Ueberlieferung einer besonderen geistigen Kultur. Wer denkt da nicht an Straßburg zur Genie-Zeit, an Weimar zur klassischen Zeit, an München in den Tagen der Geibel, Heyse, Lingg usw.? Es ist auch keine Frage: Die Bewegung für eine vertiefte geistige Kultur insbesondere auf literarischem Gebiet ist weiter vorgedrungen, als man nur ahnen kann, und dem modernen Großstadtmenschen werden in Köln keine geistigen Entbehrungen mehr auferlegt!

DAS INSTITUT FÜR VERKEHRSLEHRE IN KÖLN

VON DR. ERNST ESCH

Direktor des Instituts für Verkehrslehre in Köln

Die Verkehrsunternehmungen sind die Lebensadern der Wirtschaft. Ein gesundes Wirtschaftsleben setzt ein hochentwickeltes Verkehrswesen voraus. Aus der Erkenntnis dieser Tatsache ergibt sich die notwendige Folgerung, dem Verkehr jede nur mögliche Förderung zuteil werden zu lassen. Dies ist bisher, was die technische Seite des Verkehrs angeht, in hervorragendem Maße geschehen. Forschung und Lehre, die Einzelarbeit und Zusammenarbeit vieler begabter Köpfe und praktischer Hände haben die Technik des Verkehrs auf eine stolze Höhe gehoben. Zu kurz gekommen ist dagegen die volkswirtschaftliche und betriebswirtschaftliche Behandlung der Verkehrsfragen. An Bedeutung der technischen Seite des Verkehrs nicht nachstehend, vermag erst die volkswirtschaftliche und betriebswirtschaftliche Erforschung des Verkehrs den Boden für Verkehrs-Höchstleistungen vorzubereiten. Dabei dürfen nicht wie bisher nur einzelne Teilgebiete des Verkehrs berücksichtigt werden, sondern der Verkehr ist in allen seinen Erscheinungsformen als zusammenhängendes Ganze zu betrachten. Es genügt nicht, hier und dort eine Vorlesung über einen wenn auch noch so wichtigen Zweig des Verkehrs zu halten. Erforderlich ist, den Studierenden ein geschlossenes Bild des großen, weitverzweigten, aber in seinen einzelnen Gängen und Wirkungen ständig sich kreuzenden und wieder zusammenfindenden Verkehrswesens zu zeigen. Erforderlich ist aber zunächst, nach streng wissenschaftlichen Grundsätzen diesen Gängen und Wirkungen nachzugehen, klar herauszuarbeiten, was heute noch gefühlsmäßig oder aus der Uebung der Praxis heraus in engere Beziehungen getreten ist, Regeln und Gesetzen nachzuspüren, nach denen sich die einzelnen Verkehrszweige richten und ihre Zusammenarbeit erstreben oder doch richten und erstreben sollen.

Diese Arbeit im Interesse der Forschung und Lehre des Verkehrs verspricht aber nur dann vollen Erfolg, wenn sie sich nicht in den Grenzen des Sondergebietes erschöpft, sondern auf breitester volkswirtschaftlicher, betriebswirtschaftlicher und juristischer Grundlage aufgebaut wird. Der Verkehr ist ein Glied des Wirtschaftskörpers. Einen Teil erkennen wollen heißt zunächst den Gesamtorganismus ergründen. Diese Erkenntnis führt zu dem Schluß, daß Erforschung und Lehre des Verkehrs sich nicht auf Einzelunternehmungen oder Einzelvorträge beschränken darf, sondern daß nur die Einordnung der Verkehrslehre in den wissenschaftlichen Rahmen eines nach den angedeuteten

Digitized by Google

Gesichtspunkten voll ausgebauten Hochschulorganismus Erfolg verspricht.

Aus diesen Gedanken heraus ist im April 1921 in Köln das Institut für Volkslehre gegründet worden. Das Ziel des Instituts ergibt sich aus dem Gesagten: Schaffung einer „Verkehrswissenschaft", Forschung und Lehre auf dem Gebiete des Verkehrswesens in enger Anlehnung an die volkswirtschaftlichen, betriebswirtschaftlichen und juristischen Vorlesungen und Arbeiten der Universität Köln, Nutzbarmachung der Ergebnisse von Forschung und Lehre für das deutsche Wirtschaftsleben. Ebenso wie bei der Universität Köln, bei jeder deutschen Hochschule, wird der Rahmen der Tätigkeit des Instituts soweit als möglich gespannt sein. Das Kölner Verkehrsinstitut soll sich nicht auf örtlich oder fachlich begrenzte Verkehrgebiete beschränken, es soll ein deutsches Zentralinstitut für Verkehrslehre sein, dessen Arbeiten naturgemäß an den Grenzen des Heimatlandes nicht haltmachen. Weiterhin soll das Institut kein von anderen wissenschaftlichen Arbeitsstätten abgeschlossenes Eigendasein führen, sondern sich in das deutsche Geistesleben und seine Einrichtungen einordnen, insbesondere auch mit den Technischen Hochschulen als den Lehrstätten der Technik des Verkehrs Fühlung suchen.

Es ist selbstverständlich, daß das Institut niemals die Praxis der Verkehrsunternehmungen ersetzen kann. Das Institut soll, auf der Praxis aufbauend, aus ihr Anregungen und Arbeitsstoff schöpfend, für die Betätigung in der Praxis vorbereiten. Der deutsche Verkehrsfachmann, der einmal auf vorgeschobenem Posten im Verkehrsleben stehen will, der Industrielle, der Kaufmann, den sein Beruf ständig in enge Berührung mit dem Verkehr bringt, soll hier einen weiten und tiefen Blick in das organische Wirken des deutschen Wirtschaftslebens tun, er soll die Zusammenhänge erkennen und die Wege sehen lernen, die im Verkehr und damit in der Gesamtwirtschaft aufwärts führen.

Zur Erreichung des angedeuteten Zieles hat das Institut die Durchführung folgender Aufgaben begonnen: die Gründung eines Archivs für Verkehrswissenschaften. Das Archiv soll alles erreichbare Material über Verkehrsfragen des In- und Auslandes an sich ziehen und nach Gegenständen ordnen. Es ist mit vorhandenen Archiven und Bibliotheken öffentlicher und privater Art in Verbindung getreten, sei es um einschlagendes Material von diesen zu erhalten, sei es um festzustellen, wo und über welche Fragen Material vorhanden ist. Die Wege zur wissenschaftlichen Verwertung dieses nicht in den Institutsräumen untergebrachten Materials werden den Studierenden und Forschern durch das Institut geebnet.

Alle auf dem Gebiete des Verkehrswesens erscheinenden Zeitschriften werden gehalten, zur Benutzung offengelegt und auf-

Google

bewahrt, nach Möglichkeit auch solche des Auslandes. Zeitungsausschnitte über Verkehrsfragen ergänzen dieses Material. Auf die Schaffung einer möglichst reichhaltigen Verkehrsbibliothek, die mit den Neuerscheinungen gleichen Schritt halten muß, wird hingestrebt.

Eine wesentliche Aufgabe ist die Anlage einer Verkehrsstatistik.

Die zweite Hauptaufgabe ist, darauf hinzuwirken, daß an der Universität Köln die verkehrswissenschaftlichen Vorlesungen ausgebaut sowie ein Kolloquium und ein Seminar für das Verkehrsfach geschaffen werden. Sämtliche Gebiete des Verkehrswesens sollen ihre Behandlung finden, das Eisenbahnwesen, die Schiffahrt, Post- und Nachrichtenwesen, Spedition wie alle Arten des Landtransports, der Kraft- und Luftverkehr, sowohl das nationale wie das internationale Verkehrswesen, sowohl von der nationalökonomischen, der juristischen als auch insbesondere von der betriebswirtschaftlichen Seite aus.

Durch Vorlesungen, Kolloquium und Seminar soll den Studierenden Anregung und Anleitung zur wissenschaftlichen Behandlung von Verkehrsfragen gegeben werden. Die Veröffentlichung wertvoller Diplom- und Doktorarbeiten aus dem Gebiete des Verkehrswesens soll mit finanzieller Hilfe des Instituts, soweit die Finanzen dies erlauben, erfolgen. Preisaufgaben sollen den Eifer der Studierenden noch besonders anspornen.

Das Institut gibt zwei regelmäßige Publikationen heraus: die „Verkehrswissenschaftlichen Blätter", eine reinwissenschaftliche Vierteljahrszeitschrift, die in größeren oder kleineren Aufsätzen wichtige Fragen aus allen Verkehrsgebieten wissenschaftlich behandeln soll, der „Verkehr", eine alle acht Tage erscheinende, den Bedürfnissen des praktischen Wirtschaftslebens angepaßte Zeitschrift.

Neben den im Vorlesungsplane der Universität vorgesehenen Verkehrsvorlesungen werden in jedem Semester vom Institut Vortragskurse größeren oder kleineren Umfanges über Verkehrsfragen eingerichtet. Die einzelnen Kurse stehen zueinander im Zusammenhang. Um die Uebernahme der Vorträge sollen sowohl die Universitätsdozenten als auch geeignete Praktiker des Verkehrswesens gebeten werden.

Als notwendige Ergänzung der theoretischen Vorlesungen und Vorträge soll das Institut, das ist die dritte Hauptaufgabe, den Studierenden Einblick in bedeutende Unternehmungen der verschiedenen Verkehrszweige vermitteln, zu denen Besichtigungen von Industrie- und Handelsbetrieben, unter besonderer Berücksichtigung der mit diesen Betrieben zusammenhängenden verkehrstechnischen und verkehrswissenschaftlichen Fragen, hinzutreten. Es soll darauf hingewirkt werden, daß der Einblick in Verkehrsunternehmungen, soweit angängig und zweck-

Digitized by Google

mäßig, auch für eine längere Beschäftigungsdauer gewährt werden kann. Sobald die allgemeinen politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse es gestatten, werden die Besichtigungen durch Studierende auf ein weiteres Gebiet, möglicherweise auch auf das Ausland ausgedehnt.

Als letzte, darum aber nicht minder wichtige Aufgabe hat sich das Institut die Erteilung von Auskünften über wichtige und schwierige Verkehrsfragen gesetzt. Inwieweit das Institut diese Tätigkeit im einzelnen durchführen wird, muß die Praxis ergeben. Es ist nicht beabsichtigt, durch Einrichtung einer Auskunftsstelle den Speditionsunternehmungen Konkurrenz zu machen. Das Institut soll seine Auskunftstätigkeit von höherer Warte aus auf Grund seiner durch besondere Verbindungen erlangten Kenntnisse im allgemeinen nationalen und wirtschaftlichen Interesse ausüben.

Der Ausbau des Vorlesungswesens der Universität und der wissenschaftlichen Arbeiten des Instituts wird es mit sich bringen, daß sich der Wunsch nach äußerer Anerkennung der Studien und Arbeiten auf dem Verkehrsgebiete äußert, sei es durch ein Diplomexamen oder das Doktorat der Staatswissenschaften mit dem Hauptfach Verkehr. Die zuständigen Stellen der Staatsregierung wie der Universität sollen um Erfüllung dieser Wünsche gebeten werden.

Digitized by Google

II. KUNST

Digitized by Google

KÖLNER KIRCHEN

VON DR. LUDWIG MATHAR

Das heilige Köln, Colonia aurea, Stadt der Kirchen, der Klöster am königlich wallenden Strom, ein Losungswort, ein Märchenzauber. Auf uraltem Hügel, Mittler zwischen Himmel und Erde, aufjauchzend über des Häusermeeres geduckter Niedrigkeit, der Dom!

Und um die Gottesburg, deren Zinnen in ziehenden Wolken stehen, da antworten sich die Glocken der minderen Brüder von Turm zu Turm, da weht es wie ein ewiger Jubel über die geweihte Stadt, die zugleich Deutschlands älteste und heiligste ist.

Treulich wacht Groß St. Martin zur Seite, der Hüter des Stroms, St. Kunibert steht stolz und stattlich zur Linken, ein Zwerg neben dem Wunder, das drüben so unwiderstehlich zum Himmel schießt. St. Ursula in Sicht und Nähe, auf blutgetränktem Märtyrerboden, St. Andreas, von der Großstadt umwogt und umdrängt, an heimlichen Schätzen überreich, die Minoritenkirche, still und schlicht, umbrandet von der Großstadt unablässigem Wogen, die Jesuitenkirche in ihrer vornehmen, reichen Eigenart, St. Maria in der Kupfergasse, einfache Schale, prächtiger Kern, die Kirche der Ursulinen, fast südlicher Barock, St. Columba, die Pfarrkirche, weihevoll und schattenkühl, mitten in Glut und Hast des Straßengetriebes, St. Alban, bescheiden, aber eigenartig im Schatten des Rathauses, breit und wuchtig auf dem Königshügel der Franken, St. Maria im Kapitol, Zint Märjen, der Liebling des Volkes, der Stolz der Jahrhunderte, Lyskirchen, ein Schmuckkästlein, in Schiffergassen verborgen. Im Herzen der Stadt St. Cäcilien, die stille, schlichte Klosterkirche, St. Peter, der Altstadt volkstümlichstes Heiligtum, St. Georg, des gewaltigen Anno trotzige Gründung. An den Grenzen der mittelalterlichen Stadt St. Aposteln, ein Türmewunder, St. Gereon, die „goldene Kirche der Märtyrer", St. Pantaleon, ein weit umfriedetes, kunstfrohes Klosterreich, St. Maria in der Schnurgasse, eine feingefügte, erlesene Köstlichkeit, St. Johann Baptist, das traute Kirchlein des Weberviertels, die Elendskirche, fernab vom Straßenlärm, ein Kleinod des Rokoko, St. Severin, wehrhaft und kühn, in des stattlichen Tores Bereich.

Verschwunden wohl, aber nicht vergessen sind auch die anderen alle, die wir verloren haben, St. Brigida und St. Laurenz, Klein St. Martin und St. Jakob, St. Christoph, St. Clara, St. Gertrud, St. Apern, St. Katharina, St. Margaretha und St. Maria im Pesch, St. Maria ad gradus und die Karthause, St. Lupus, St. Achatius und das alte St. Mauritius, die Klosterkirchen der Dominikaner, der Fraterherren, der Kreuzbrüder und der Karmeliter, der Observanten und Kapuziner, die Kirche zu den Machabäern und wie sie alle, alle heißen mögen.

Ja, Kölner Kirchen, dieser Schmuck und Reichtum ohnegleichen,

Digitized by Google

sie haben einen so eigenen, frohen Klang; sie sind das Gold, das von den Schlacken des Volkstums geläutert ist.

Sie sind mehr denn tausendjährige Geschichte, sie sind's selber, das bischofsfromme, geschlechterstolze, zunftstarke Köln, sie machen die Stadt recht eigentlich zu dem, als was sie in den Chroniken und im Volksmunde gepriesen wird:

Coellen eyn croyn boven allen steden schoyn!

Rührende Liebe, tieffrommer Sinn spricht aus den Legenden, die das Volk sich von dem Jüngling zu Naim, dem ersten Bischofe und dem Wunderstabe des hl. Petrus erzählt. Aus heidnischen, barbarischen Zeiten strahlt das Martertum des ritterlichen Gereon, der königlichen Ursula bis in unsere Zeit.

Mitten im Herzen der Römerstadt, auf dem Forum, an der Stelle von St. Cäcilien, hat doch wohl der „Alte Dom" des heiligen Maternus gestanden.

Auf dem Frankenhügel der Pippiniden gründete Plektrudis, die Fürstin, Kirche und Stift. Auf dem Römerhügel erbaute dann Hildebold, Karls des Großen Liebling, den dreischiffigen Petersdom, mit Ost- und Westchor und zwei Querschiffen, mit Apsistürmen und wuchtigem Vierungsturm. Wandgemälde und zahlreiche bunte Glasfenster haben ihn geziert, bis das stolze Wunder der Gotik an seine Stelle trat.

Die Normannenstürme brausten dahin. Das schlimme Jahr 881 verging. Die Ottonen wurden Schirmer und Erneuerer. Bruno, des großen Otto Bruder, Bischof und Herzog zugleich, erbaute St. Pantaleon, fügte den ersten Edelstein der neuen, romanischen Kirchen, der zur einzig schönen Krone werden sollte. Es folgten St. Aposteln, St. Andreas und der Neubau von St. Maria im Kapitol, das novum monasterium.

Frühromanische Kunst!

Heute ist sie verwischt und verbaut. Damals aber erhob sie sich mächtig und doch reich: Ein schwerer Westturm, ein massiges Geviert, von vieleckigen Seitentürmchen gefällig flankiert, mit farbigen Steinen gemustert, auf freiem Klosterhof in Pantaleon; vor des Kreuzgangs anmutigem Säulengang, noch nicht zwerghaft verkümmert wie heute, im Häusergewirre eingeklemmt, in St. Maria im Kapitol. Da trotzt Pilgrims Westturm, ein wuchtiger, finsterer, fünfstöckiger Riese, gewaltig gen Himmel auf. Wuchtig lastet bei diesen strengen, schlichten Bauten das ungeheure Dach des Hauptschiffes, niedriger fügen sich die beiden Nebenschiffe; ein westliches und ein östliches Querschiff verleihen oft dem basilikalen Gefüge Halt und Reiz. Durch enge, niedrige Fenster flutete einst verhalten in das mystische Dämmer des Innern das nordische Licht. Und trat man dann von Westen herein in die mit bunten Bildern der Heilslehre geschmückte dreischiffige Halle, so baute sich bisweilen wie in Karls Pfalzkapelle, in Essens Münsterkirche und in St. Maria im Kapitol als feiner Abschluß des Mittelschiffes das Doppelgeschoß der Vorhallenempore zierlich in

Digitized by Google

Arkaden durchbrochen auf. Schlichte Haupt- und Nebenapsiden schlossen den Chorraum anmutig ab. Eine gewaltige Altarmensa ohne jeden figürlichen Schmuck, schwere kupferne Leuchter, ein ungefüger Taufstein (St. Columba) mit fratzenhaften Tierköpfen — — das war der frühromanischen Basilika schlichte und doch würdige Kunst.

Es kam eine neue Zeit, eine neue Kunst.

Mächtiger und mächtiger ward die Gewalt Kölner Erzbischöfe, der Kanzler des Reiches, der Lehrer und Freunde der deutschen Könige, bis sie in dem Genius Anno ihren stolzen Wipfel erklomm.

Und es wuchs der Reichtum der Stadt, die einem Heinrich V. zu trotzen wagte, die gegen Ende des Jahrhunderts vom Bayen- bis zum Kunibertsturm ihren neuntorigen Mauerring, das Wunderwerk des Mittelalters, begann. Bis nach England und dem Norden, ja bis in den sagenhaften Orient ging von dieser Zeit an Kölns Handel. Mächtig war die Weinbruderschaft, die Fraternitas mercatorum, es schlossen sich zusammen die Tucher, es entstand der Verband der Geschlechter, der Richerzeche, königliche Kaufleute, die Overstolz, die Hirzelin, die Aducht und Quatermarkt.

Gott selber schien sie zu begnaden, die aufblühende Stadt.

Auf dem Gottesacker von St. Ursula offenbarten sich 1106 die Gebeine der Heldenjungfrau und ihrer Eilftausend; durch die Gunst Barbarossas und Rainhald von Dassels, des Erzbischofs und Kanzlers, zogen die Reliquien der drei Magier durch das Tor, das spätere Dreikönigenpförtchen.

Drei Kronen, eilf Flammen, herrliches Sinnbild der heiligen Stadt!

Auf diesem Nährboden erwuchs in unglaublicher Schnelle zu märchenhafter Blüte Kölns wunderbar reiche und prächtige romanische Kirchenherrlichkeit.

St. Georgs ungeheuren Turmzyklopen stellt die Wende des 12. J. vor die Mauern der Stadt, vor die hohe Pforte. Harmonisch verklingt im Innern der für Köln ungewöhnliche Wechsel von Säule und Pfeiler; eine Kirche im kleinen ist dieser Krypta weihevoller Raum.

Reizend durchbrechen im Langhause von St. Ursula feine Emporen das Mittelschiff und überraschen nach des älteren Westhauses düsterer, dumpfer Niedrigkeit.

Und was in St. Marien zuerst großartig erdacht ward, die drei Kreuzesarme des Chorhauses weit und kühn zu runden, in Sankt Aposteln und Groß St. Martin ward es üppig reich und doch wieder eigenpersönlich vollendet.

Auf Pippins Königshügel, im malerisch grünen Lichhof, über der engen Plektrudisgasse schwingt sich St. Mariens Dreikonchenanlage königlich empor.

Weit laden über der Krypta die drei Halbkreise der Untergeschosse aus, von Blendarkaden maßvoll gegliedert, ein sicherer wuchtiger Unterbau, auf dem sich die drei Obergeschosse, deut-

Digitized by Google

licher modelliert, freier schon, aufbauen, bis sich der reizende Plattenfries, der Säulengang der Zwerggallerie, von nun an charakteristische Kölner Ornamentglieder, vielleicht von lombardischen Meistern gelehrt, in lichter Höhe schlingt, von dem spitzen Nischengiebel, in dem archaisch streng die Gottesmutter mit ihrem Kinde, die Patronin, thront, als kühner Abschluß in den blauen Himmel geleitet.

Vom Neumarkt muß man St. Apostelns herrlichen Ostchor sehen.

Das ist die Krone aller romanischen Kunst, das ist das prächtigste Spiel der Kräfte, die schönste Harmonie der Linien, die je Menschengeist ersonnen.

Horizontale und Vertikale, Dreieck und Halbkreis, sie sind hier zur vielgestaltigsten, reichsten aller Pyramiden aufgebaut.

Wieder die drei schweren, kaum gegliederten Konchen des Unterbaus, des schärfer im Wechsel der Fenster und Blendarkaden geteilten Obergeschosses, als dreifacher Abschluß Plattenfries, Zwerggallerie mit doppelter und vierfacher Säulenkuppelung, schwer und wuchtig das Dachgesims, eine fest umklammernde, wohl abschließende Horizontale.

Da aber schießen die achtseitigen Türmchen, auftrotzende Vertikalen, jäh empor im Apsisgenick, in den Faltendächern reizvoll noch einmal aufgetürmt, aber durch den Doppelring der Geschoßgesimse gebändigt. Und es wogen die Kegeldächer der Apsiden auf, es strahlen steil und hoch die vier Nischengiebel.

Nun aber wird Ruhe und Harmonie die zuckende Leidenschaft des Sturmes. Leicht und doch fest liegt das Octogon der Vierung auf, es wiederholen auch hier Plattenfries und Zwerggallerie entschieden die Horizontale. Es ist keine Gefahr mehr, daß das reiche Gebilde unharmonisch auseinanderfließt.

Darum steigt so kühn und frei, so zierlich und luftig, als Krone des ganzen vielförmigen Aufbaus die Laterne empor.

Doch über das Langhaus weg hebt sich Pilgrims frühromanischer Westturm in ungebändigtem Trotz.

Groß St. Martins herrlicher Vierungsturm ist ungehemmte Leidenschaft. Zu wuchtig, zu riesenhaft für den Unterbau der Dreikonchen ist dieser Zyklopenturm, von Plattenfries, Zwerggallerie und Zackenfries wie mit eisernen Banden umklammert. Aber an den Ecken schießen wie grelle Lohe, wie schmetternder Trompetenstoß die achteckigen Seitentürmchen fast bis zur Turmspitze empor, das ältere Langhaus, doch auch fast überhoch, in die Tiefe zurückwerfend.

St. Gereons Chorhaus stellt neben die schwere Wucht, die edle Harmonie des Apsisrunds fest und mächtig, prächtige Wächter, reich und klar gegliedert, die zwei Osttürme. Das zierlich durchbrochene Giebelfeld verbindet Ruhe und Aufstieg, Schwung und Schwere.

Im Innern löst sich dann in diesen prächtigen Bauten (Sankt Apostelns, Chor, Groß St. Martin, St. Gereons, Dekagon) die unge-

Digitized by Google

füge Mauerwand, Arkaden gliedern sie, Bi- und Triforien durchbrechen sie, feine, schlanke Säulchen des Chores zerteilen sie. In unerhörter Kühnheit schwingt sich die Vierungskuppel, die gewaltige Wölbung, licht empor, Kugel und Vieleck genial verbindend.

Im Dekagon von St. Gereon schaut man an schwindelnd hohen Dreiviertelssäulen in das kunstvolle Rippenwerk des Gewölbes, wie geblendet ins Licht. Und von allen Seiten bricht sie herein, die sieghafte Helle, durch die hohen Gewölbefenster, die mächtigen Fächerfenster, durch die Kammern der Emporen und Kapellennischen, die Gotik ist nah!

Treten wir nun ein in das Innere dieser Prachtbauten!

Einst waren sie im Wechselspiel der farbigen Bauglieder reich und geschmackvoll ausgemalt. Barbarisch haben Barock, Purismus und Restauration damit verfahren. Wenige Reste sind in Köln, dem Zentrum der rheinischen Wandmalerei, erhaltengeblieben. Und doch war hier einstens keine Kirche ohne diesen, auf das gedämpfte Binnenlicht fein abgestimmten malerischen Schmuck.

Die Taufkapelle von Gereon zeigt in ihren ritterlichen Heiligen den echt Kölnischen Fluß der Linien, eine lässige, weiche, feine Eleganz. Es liegt fast femininer Schwung in dieser Ritterlichkeit, verklingende Harmonie in diesen zarten, blassen Farben.

In der Kreuzigung der Taufkapelle von St. Kunibert rast der Sturm. Wie zerfetzt fegen die gepeitschten zackigen Zipfel der Gewänder; aus dem flehenden Auge Mariä und Johannis spricht grauenhafte, abgrundtiefe Angst.

Vergeistigung, Verklärung der Farbe ist das romanische Glasgemälde.

Wer je in die Herrlichkeit der Glasmosaiken von St. Kunibert das grelle oder gedämpfte Sonnenlicht brechen sah, hingerissen in das märchenhafte Funkeln tausender edler Gesteine schaute, der wird dieses Züngeln und Lodern, schwefelgelb und flammenrot, dieses satte, tiefe Leuchten von Rot und Blau, dieses klare, frohe Grün niemals vergessen. Das Heilandsleben, die Clemens- und Kunibertslegende, feine, scharfgefaßte Medaillons, umwoben von dem farbigsten Wechsel der Ornamentbänder, hohe, linienschöne Einzelgestalten, der Täufer in grellem Gelb, St. Ursula schlank, zart und farbenfroh, süßeste Lieblichkeit, die hl. Cordula ebenmäßig und schlank, in zurückhaltenden Farbentönen, St. Katharina, adelige Jungfräulichkeit, ein prächtiger Dreiklang von Rot, Blau und Gelb, St. Cäcilia, rührend in ihrer lichtweißen Unschuld — das ist prachtvoll leuchtende, wohlabgetönte, edel gezeichnete altkölnische Glaserkunst.

Nur weniges ist uns von romanischer Bildkunst erhalten.

Dieser barbarisch vernachlässigte Kruzifixus St. Georg ist herrlichster Ersatz für ein Tympanon von St. Cäcilien, eine Holztür von St. Marien.

Digitized by Google

In langherabwallendem, festgeknotetem Lendentuche erbarmungsloseste Leiblichkeit. Aber dann in dem grausig verhärmten Antlitz, das so schreckhaft in den schlichtgescheitelten Strähnen steht, den müde gesunkenen Lidern, dem scharfgepreßten Munde, den tiefgefurchten Falten ein Schmerz, der wie Feuer in unserer zuckenden Seele wühlt.

Domine dilexi decorem domus tuae! So lag die Pippinidin Plektrudis, wie eine Orans die Hände zum Gebet faltend, umwallt von streng stilisierten Gewandfalten, in der Beschaulichkeit des Todes auf ihrem Sarkophage, mitten unter der Vierung, im Angesichte des von ihr erbauten Marienstiftes, Mittelpunkt, ja Seele des Gotteshauses.

Vergessen, verstaubt ist sie nun in der Tiefe der Krypta begraben.

Ueber eine der schönsten Brücken Kölns aber wallt die Heribertustracht.

Auf den Schultern der Diakone steht strahlend in Gold und edlem Gestein, in Perlen und Filigran einer der schönsten rheinischen Reliquienschreine. Vorn der demütig mildreiche Bischof, hinten schlicht und fein Madonna und Kind, erhaben, breit, wuchtig hingesetzt, in fließender Gewandung, zu Seiten je sechs Apostel, prächtige Charaktergestalten. Auf dem Satteldache, von Akanthuskamm und Glassphäroiden wirkungsvoll bekrönt, Heriberti wunderbarliches Leben in schimmernden Reliefs.

Ja, so sind sie alle, strenge Einheit, tiefe Symbolik, die kölnischen Reliquienschreine der Klosterkünstler von St. Pantaleon, der Albinus- und Maurinus- und endlich, fast märchenschön, Nikolaus von Verduns Dreikönigenschrein!

Die Hohe Gotik hat in Köln nur ein einziges, aber alles überragendes Gotteshaus, den Dom.

Und verstohlen kam sie, gleichsam über Nacht, als die Saat der Isle de France längst schon zart und keusch aufgegangen war. — St. Kunibert, die letzte romanische Kirche Kölns, ward im Oktober 1247 eingeweiht; zu Mariä Himmelfahrt 1248 begannen die Kölner ihren neuen gotischen Dom.

Vorüber war die romanische, die Bischofszeit. Das Bürgertum, das sich anschickte, sich endgültig von der Vormundschaft des Erzbischofs zu befreien, wollte als Zeichen seiner Macht und seines Sieges ein alles überragendes, nie erträumtes Heiligtum, das Höchste, Unerreichte, fünf Schiffe mit Chorumgang und Kapellenkranz.

Gerhard von Riehl, der wohl in Amiens gelernt, wenn nicht Meister gewesen, Meister Arnold, der herbere, schlichtere, und sein Sohn Johannes, der den Reichtum und die Kühnheit der Strebepfeiler bis zum Dachfirst spannte, sie waren die Schöpfer des gewaltigen Chorhauses, das mitten in den blutigsten Bürgerkriegen im Jahre 1322 vollendet und vom Erzbischof Heinrich

gitized by Google

von Virneburg mit dem glänzenden Gefolge der kölnischen Patrizier und rheinischen Dynasten hochfestlich eingeweiht ward.

Herrlich ragt es in unsere kunstarme, lärmende Großstadtwelt.

Da fügt sich zum Unterbau klar und schlicht der Kranz der Kapellen, von einfachen, zweimal getreppten Streben gestützt, von der Sohlbank fest umgürtet; da schwingt sich über ihnen das doppelte Strebewerk reich und zierlich empor und verbirgt in einem Wald von Fialen das stützende Mauerwerk. Noch einmal faßt dann die durchbrochene Galerie alles zusammen, ehe steil und hoch das Spitzdach zum Himmel ragt.

Das Schicksal des Domes, ein Sinnbild der stadtkölnischen und gar der reichsdeutschen Geschichte, ist bekannt, wie er sich formte im Laufe und Wechsel der Jahrhunderte, wie der Plan zum Westbau entworfen ward, wie der Südturm sich gewaltig erhob bis zur Glockenstube, wie mit dem kleinlich gewaltig engherzigen Regiment der Zünfte, der Verschuldung, Entnervung der Stadt für vier Jahrhunderte ein unwürdiges Stocken kam, bis die Romantik des 19. Jahrhunderts, vielleicht allzu folgerechter, starrer Historismus, das vollendete, was Michael Parler in deutschem Wagemut, deutscher Unerbittlichkeit ersann, die ungehemmt von Fensterrose und Königsgalerie der französischen Weise in unerhörter Kühnheit zu den Wolken schießende Turmvertikale.

Im Innern der großen und kleinen Dienste wunderbare Gewölbekraft, ein System, durchdacht bis zum Letzten, Aeußersten, mit all der spielenden Freiheit, die der auf verschiedenen Grundflächen aufgebaute Spitzbogen läßt, im Chorhause eine warme, feine Farbigkeit, eine Feinheit der Gewölbekappen, zum Brechen zart, ein fächerfreies Auseinanderfalten, ein hochgemutes, frei sich schwingendes, wölbendes Raumgefühl ohnegleichen.

Und wie ein Abglanz märchenhafter, himmlischer Herrlichkeit die Glasgemälde der Oberwände und des Kapellenkranzes, die der Virneburger, die Grafen von Jülich und Holland, die Overstolz, Hardefust opferfreudig gestiftet, „das umfangreichste, denkwürdigste und vollendetste Monument der hochgotischen Malerei in Deutschland“ (H. Schmitz).

Aufgelöst scheint des türmenden Chorhauses schwindelnd hohe Wand, von den unendlichen Diensten leicht und unmerklich gehalten, von dem feinen Kappengewölbe hell umschlossen; selbst in der Tiefe der Sieben Kapellen weicht Abschluß und Dunkel zurück.

Und schon will er hinausschweifen, der freudig begeisterte Blick, in das lichte Himmelsblau, überrhein, in die freie, grüne Weite, da spinnt sich dieser wunderbaren Fenster leuchtendes Gewebe vor seine träumende Seele. Alle Patrone der Stadt, St. Gereon und St. Kunibert, St. Severin und St. Mauritius, halten Wacht vor der Welt seiner Träume, und in der Mitte der herrlichen Glasgemälde schaut sein Auge leuchtend auf zu der im gemusterten Grunde, im zartesten Gerüste der Baldachine thronenden minnigen

Digitized by Google

Gottesmutter und ihrem Kinde, das die drei Könige, die Schutzherren der Stadt, mit gebogenen Knien, geneigtem Haupte verehren.

Kein Eigenleben führen an den emporschießenden Diensten die Figuren des Chores, Christus, Maria und die zwölf Apostel. Sie sind in echt gotischer Weise Zwischenglied, Wechsel der unerhörten Vertikalen. Ihre stilisierte Körperlichkeit, die aus großen, weit aufgerissenen Augen schaut, diese so ganz unkörperliche Gewandhülle, die so schematisch diese schlanken, gereckten, verbogenen Körper, sie leben ihn mit, den gewaltigen Säulenschwung. Ihre bunte Farbigkeit jauchzt auf inmitten der mattgelben Töne der Wandung und Wölbung, jubelt in den Baldachinen und ihren frohgemuten Musikanten glückselig in dem unendlich geweiteten Chorraum empor.

Die Plastik des Chorgestühls (um 1320) ist trotz aller Phantastik der Drôlerie lebensprühende, erdenhafte Natürlichkeit, Minneleben und Judenkomik, kein schwungvoller Marienleich, ein derbsinnliches, aber kerngesundes Spielmannslied.

Ein weiter Weg von dem ersten einfachen, wie aus dem Stein gehauenen Chorgestühl von Xanten, der herben Frühgotik Wassenbergs (um 1290), St. Severins und St. Apostelns (um 1300) und sogar von dem feinen Gereoner Gestühl und seinen Wangenfiguren, diesem ritterlichen, hochgemuten Gereon, dieser gertenschlanken und doch anmutigen Helena, bis zu dieser Priestersitze ausgedehnten, rauschenden Pracht.

Ein weiter Weg auch von der rein ornamentalen Plastik der Chorfiguren des auch im Aeußeren auffallend statuenarmen Doms bis zu den Großfiguren des Petrusportals (um 1400), die schon so fest, so körperlich auf ihren Beinen stehen, und den lebenswahren, gelenkeren Einzelpersönlichkeiten der Saarwerdentumba, dennoch höfische, glatte, überlieferte Art.

Die Volksseele aber, die sich in Geißlerfahrten zerfleischte, in Mystik wie Suso brünstig erglühte, sie schreit auch heute noch zu uns Müden, Beladenen aus diesem Gabelkreuz von St. Marien. Sie versenkte sich vor dieser Vera effigies, die einst am Lettner über dem Kreuzaltar wundertätig zur Schau gestellt war, bis zum Selbstvergessen in diesen stöhnenden, wühlenden Schmerz, der die Sehnen zerreißt, das Fleisch verzehrt, den Brustkasten zu sprengen droht, sie bohrte sich hinein in dieses verzerrte Antlitz, dieses brechende Auge, sie schrie mit dem Unmenschliches Leidenden: Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen! (Vergl. auch die Kruzifixe von St. Georg, St. Severin, St. Ursula, Kendenich und vor allem das Ungarkreuz von Andernach.)

Das war auch der Geist der Bettelorden, die in diesem dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert die erstarrte Kirche mit neuer Liebe, neuem Glauben beseelten, das war volkstümliche Gotik unserer Annexkirche des Doms, unserer Minoritenkirche (um 1260).

Digitized by Google

Schlichtes Dreischiff, Predigtkirche, klares, edles, Raumgefühl, basilikal auch außen, rippenzarte, schmucklose Strebepfeiler, nur im Westfenster nach Zisterzienserart später verschwenderischer Prunk.

In diesen mit Bewußtsein einfachen Bauten ist die stadtkölnische Gotik wesensrein; das bewiesen Mariengarten, die Kirche der Karmeliter und Dominikaner, das Kirchlein St. Johann in Cordula (alle um 1260), die in der Sturmflut der französischen Revolution verschwunden sind.

Reicher schon ist der lichte, helle, 1287 geweihte Chor von St. Ursula, der Weise der Dombauhütte verwandt, freudiger, sozusagen weltlicher Schwung.

Priesterhaus war hier der Chor, vom Lettner verschlossen. Charakteristisch für den Wechsel der Liturgie wandte hier der Zelebrant der Gemeinde den Rücken. Er stand vor dem mit kostbarem, goldstrahlendem Antipendium (Kunstgewerbemuseum) geschmückten Altare, vor dem Reliquiensarkophag, der, aus den düsteren Krypten erhoben, über dem mit Figürchen gezierten Retabel, sichtbarlich den wallfahrenden Gläubigen, thronte. So ist es noch in St. Ursula.

Aus der Retabelwand entstand dann der bemalte Flügelaltar, der Anfang der Tafelmalerei.

Noch manches frühgotische Wandgemälde hat sich zwar in Köln erhalten, in St. Cäcilien die St. Cäcilien- und Heilandsgeschichte, schlanker, feiner, froher Schwung, in St. Andreas die Marienlegende des zweiten Viertels des 14. Jahrhunderts, Zartheit der Farben, zitternder Reiz der Linien, keusche, reine Frische, an den Chorschranken des Doms (um 1350) ganz in der Art seiner Glasgemälde in den Nischen des aufgemalten Architekturgehäuses etwas schwächliche Linienkunst, blasser, kränklicher Farbenton, nur in den Drôlerien der Rauten des Chorgestühls urwüchsige Lebendigkeit.

Der ideale Stil der Legenden der Chorschranken und der Glasgemälde klingt noch um 1370 nach auf den Passionsszenen des von Boisserée aus dem Kloster St. Klara in den Dom geretteten Klarenaltars, dem Meister Wilhelm zugeschrieben.

Einige Bilder der Jugendgeschichte Jesu (wie Maria ihr Kindlein wäscht), die H. Schmitz dem Meister Wynrich zuweist, leiten schon über zu Kölns lebenswahrer, rein bürgerlicher, spätgotischer Kunst.

Ja, so zunftbürgerlich wie das Köln seit 1396, behäbig, alltagstreu, sogar oft spießbürgerlich, aber tief fromm und innig ist diese spätgotische Art, die sich die heiligen Personen und Dinge mit Liebe und Treue ins 15. Jahrhundert versetzt.

Denn Kirchen, Hallenkirchen, Gemeindekirchen, Volkskirchen der Spätgotik baut das Köln des Rathausturmes und Gürzenich nicht, die Stadt, die seit 1437 ihren Dom unvollendet läßt, es sei denn, daß sie wie an St. Andreas um 1420 an das alte Lang-

Digitized by Google

haus den hohen Ostchor fügt, der so weit und schön in seinen Maßwerkfenstern die lichte Helle faßt.

Aber das Innere seiner alten Stiftskirchen stattet es in frommem Eifer mit Werken der Plastik und Malerei reich und charakteristisch aus.

Gewaltig an Umfang und Inhalt, an Pracht der Farben, an Schärfe der Charakteristik wird unter dem Einfluß der Niederlande das Tafelbild.

Meister Stephans Dombild, aus der 1426 geweihten Rathauskapelle stammend, zeigt alte ideale und realistische Art. Köln liebt dieses stille Stehen, diese Form des „lebenden Bildes", die zarte Innigkeit dieser holdseligen, jungfräulichen Gottesmutter, den Prunk burgundischer Brokat- und Samtgewänder der drei Könige, diese unschuldige, etwas einförmige Lieblichkeit Ursulas und ihrer Genossinnen, dieses selbstbewußte, etwas gespreizte, zunftgemäße Rittertum Gereons und seiner geharnischten Schar.

Kölner Kirchen, einst waren sie an Werken der berühmten Malerschule überreich. Zwanzig Altäre in St. Aposteln und Sankt Kunibert, welcher erlesene, köstliche Farbenschatz! In St. Brigida als Tabernakelbild die Verherrlichung Mariä, das erste Werk niederländischer Art, jetzt im Museum, in St. Ursula der große Flügelaltar des Marienlebens, der Schatz der Münchener Alten Pinakothek, aus St. Andreas die tiefempfundene Kreuzabnahme desselben Meisters (Kölner Museum), zarte Innigkeit neben tiefer Leuchtkraft der Farben, eine gewisse herbgrämliche Eckigkeit, aus St. Columba der farbenprächtige, eigenwillig charakteristische Bartholomäusaltar, gleichfalls in München, aus der Karthause der Thomasaltar des Dr. Rink, lebendige Selbstwilligkeit, tiefe Glut der Farbengegensätze, schnippische, kokette, überzierliche Weiblichkeit, aus der Antoniterkirche der stadtkölnischste aller dieser prächtigen Altäre, der etwas farbentrockene, aber großartig gezeichnete Sebastiansaltar, aus St. Ursula wohl die Legende der Heiligen des Meisters von St. Severin, der Tiefe in den Raum seiner Gründe bricht, Licht und Schatten des nächtlichen Dunkels wahrscheinlich macht, die Landschaft als etwas Wesentliches behandelt und schildert (alle im Kölner Museum).

Diese Zierden der altkölnischen Malerschule waren auch Meister der Glasmalerei.

Prächtig, farbenbunt, großzügig in der Zeichnung ist das Werk des Sippenmeisters, die Nordfenster im nördlichen Seitenschiff des Domes, über den ritterlichen Patronen der Stadt, wie sie der Reichstag von 1507 nicht stattlicher zeigte, die Anbetung des Kindes durch die Hirten und zwischen Salomo und der Königin von Saba die Anbetung der Könige, herrlich leuchtend in Blau, Rot, Violett und Grün.

Prunkvoll farbig, üppig gewandet sind die Gestalten des Severinsmeisters im Dom; zart, fein aufblitzend in Gold, blassem

Digitized by Google

Rot und Blau, leuchtet sanft das Fenster der Hardenrathkapelle, eine Kreuzigung.

Diese Malkunst würde ohne die reiche Seidenstickerei Kölner Paramente, die leider in manchen Kirchen (St. Kunibert) fast restlos verschwunden sind, nicht vollzählig sein.

Die Rundbilder aus St. Andreas, lebendige Szenen der Hubertuslegende, die Bekehrung durch den Hirsch, sind bis in die feinsten Schattierungen über Goldfäden lasurartig im Stile des Severinsmeisters durchgeführt und geben eine Vorstellung von dieser in Köln so hochentwickelten Kunstübung.

An Plastik ist diese Kölner Spätgotik überreich.

Der Kruzifixus ist nicht mehr am Marterholze schrecklich verzerrt; edel, schlank und zart, schwebt er, wie Dehio so treffend sagt. Er hat ausgelitten.

Die Madonna dieser Zeit, in fast jeder Kirche zu finden, wird schwerkörperlich, gedrungen, gutbürgerlich. Es ist oft handwerkliche, alltägliche Kunst; aber manches feine Gesicht findet sich darunter, um das leise die Wehmut ahnungsvollen Leidens bebt (St. Columba).

Zahlreich sind auch die Pietàs, die Vesperbilder, in den Kölner Kirchen. Steif und hölzern ruht meist der erstarrte Leichnam auf der Mutter Schoß; aus den schwimmenden Tränenaugen klagt ergreifend oft wortloser Schmerz (St. Columba).

Liebreich, etwas spröde Jungfräulichkeit ist die Verkündigungsgruppe von St. Kunibert. Ein kluger, stolzer Sinn wohnt hinter dieser hohen, reinen Stirn Marias, die so adelig vor ihrem Pültchen steht, zu deren Füßen holdselige Engel ihr Magnificat anstimmen; prächtig im Faltenrauschen ist dieser Engel, dieser hochgemute Lockenkopf, hingesunken.

Oder mütterlich schlägt Ursula, eine königliche Gestalt, um die Ihren des Mantels Schutz; bebend schmiegt sich unter die Falten dieser Bürgertöchter holde Zaghaftigkeit (Dom).

So mächtig wie dieser Christophorus von St. Andreas schreitet keiner aus; ja, es fällt ihm schwer und sauer, dem Christusträger, dem Seelenretter, der in fast keiner Kirche fehlen darf, so ganz barocke Lebendigkeit.

Der hl. Michael, er könnte noch wuchtiger, sausender zuschlagen mit seinem Flammenschwerte; aber er ist doch eine untadelige, gliederschöne Rittergestalt, eine prächtige Silhouette im wallenden Mantel, umrauscht von weit gespreiztem Flügelpaare (St. Andreas), feurige kräftige Jugendlichkeit (St. Aposteln), von dem Hochaltar des Klosters Weidenbach stammend.

Das Chorgestühl hat mehr als handwerklichen Wert. Die Wangenfiguren von St. Andreas überraschen durch knorrige Charakteristik, gar nicht ungelenke Lebendigkeit.

Von den Sakramentshäuschen sind viele, auch das meisterliche des Domes verschwunden. Unter anderen bewahrt St. Columba ein feines, in den Apostelfigürchen ausdrucksvolles Denkmal dieser Art.

Digitized by Google

Bis ins kleinste verarbeitet ihre Plastik die Goldschmiedekunst. Winzig, aber höchst ausdrucksvoll steht die hl. Columba unter dem hochgotisch schlichten Baldachin. Diese Monstranz derselben Kirche ist zwar reicher an Figurenwerk, aber unkünstlerisch in ihrem verwilderten, üppigen Strebewerk.

In schnörkeligem Rankenwerk strahlt das Vortragskreuz von St. Columba aus; sein edler Kruzifixus verschwindet schier in all dem Linienspiel.

Das Rauchfaß von St. Alban, das so reizend spätgotische und Renaissanceformen mischt, so zierlich durchbrochen, so edel geformt, zeigt, was die Zunft auch um 1588 noch kann.

So bietet die spätgotische Kölner Kunst bis in die späteste Zeit einen Schatz, an dem sich Auge und Sinn mit reinem Genusse freuen kann.

Die Renaissance hat der Stadt keine selbständige Entwicklung gebracht. Ihre Blüte war ja dahin, in Aufständen zuckte hin und wieder, verschuldet, verarmt, das einst so stolze, reiche Gemeinwesen. Neutralität war in allen Kriegen ihre ängstlich befolgte Politik. Eigennutz und Engherzigkeit herrschte in der Ratskammer und in der Zunftstube.

Da war kein Aufschwung möglich. Handwerker eigneten sich zwar den fremden Formenschatz recht geschickt an; aber es fehlt dem Figurenwerk der Nischen dieser Sakramentshäuschen die künstlerische Beseelung, das Eigenleben voll Tiefe und Kraft, das erst den Künstler macht (Sakramentshäuschen von St. Andreas, 1550, St. Georg 1556 und St. Gereon, durch das schon die Unruhe des Frühbarock weht, 1608).

Von außen muß der Anstoß zu Neuem, Größerem kommen.

Der Barock dringt in vollem Strom in diese Stadt, die, in alter Kultur erschlafft, so aufnahmefreudig für alles Fremde ist.

Draußen rauscht durch die endlich in capite et in mebris reformierte Kirche die Begeisterung einer glühenden, leuchtenden, tief und hoch wogenden Glaubensglut, immer wieder geschürt und dargestellt von den unermüdlichen, klugen und hochkünstlerisch empfindenden „Soldaten der Kirche", den mächtig erstarkten und verbreiteten Jesuiten, in ihrer geschickt das Alte zusammenstellenden und verarbeitenden Kunst, die dennoch voll Prunk und Pracht etwas jesuitenhaft Besonderes schafft.

Von den Niederlanden her kommt mit den von Herzogenbusch geflüchteten, von Brüssel und Antwerpen gerufenen Karmelitessen der belgische Barock, weht mit den Flüchtlingen, die sich im Weichbilde Kölns so wohl und sicher fühlen, der Gluthauch der rauschenden Rubensschen, der feinen van Dyckschen Kunst. Die Jesuiten lassen die Meister selber für ihre Kirche malen, für St. Peter ist wohl Jabachs Bild bestimmt, die Kapuziner bestellen bei Rubens prächtige Bilder, und was äußere Form der großartigen Linie, der leuchtenden Farbe ist, das haben ihm die

Digitized by Google

Kölner Nachahmer, die Hülsmann, Pottgießer und Toussyn glücklich abgeguckt.

Wahrscheinlich aus Helmont in Brabant wandert der Bildschnitzer ein, der einer Kölner Gilde und ihrem Neid zum Trotz Großartiges in Altären, Kanzeln, Reliefs und Beichtstühlen schafft.

Nein, alles andere denn stadtkölnisch ist diese Kunst des leidenschaftlichen, malerischen Barock. Was biedere Kölner Handwerksmeister in redlicher Nachahmung liefern, ist Dutzendware und in der Vergessenheit der Krypten heute wohl verborgen.

Aus Molsheim im Elsaß ist dieser Wamser, der Baumeister der Jesuitenkirche, bestellt, „da selbiger dieser Land nicht erfindlich ist".

Wunderlich gemischt sind diese schweren „romanischen" Seitentürme der prunkenden Fassade mit dem „spätgotischen" Westfenster, dem „Renaissance"giebel, aber dennoch höchst eigenartig und wirkungsvoll, wenn auch nicht aus einem Guß, malerisch gehoben und vertieft, von feinem Gitter charakteristisch abgeschlossen, im Osten nach belgischer Art von wuchtigem Turme gekrönt.

An einem sonnenhellen Mittag muß man das Innere im Weben des Lichts sehen. Da schimmert der wie eine Kirchenfassade getürmte dreigeschossige Hochaltar Kurfürst Ferdinands (1628), diese Apostel und Propheten und zuoberst die Madonna in ihrer strahlenden Glorie, in eitel Weiß und Gold, da leuchtet der Wechselgemälde prunkender Pomp so satt und tief. In all den Nischen und Winkeln spielt es in violettenen Schatten, funkelt und blitzt über Xaveri und Adrians prächtig silbernen Kopfreliquiaren bis herunter zu dem feinem Antependium, das die Jesuitenheiligen im Kreise der Madonna zeigt, glüht auf der prächtigen, ranken- und blumenschweren Kasel des festlich zelebrierenden Priesters, gleitet wie kosend über die gedrechselten Reliquiare, huscht in blitzenden Schatten über die biblischen Landschaften Toussyns, wirbelt in flimmernden Kreisen durch den hohen, hellen Chor, um in dem Gewirre des Netzgewölbes neckisch zu verzittern.

Alles ist Licht, alles ist Schwung, alles Begeisterung und macht in uns erklingen, was sich nach Glanz und Freude sehnt.

Diese Coadjutores temporales, diese Künstler und Laienbrüder, dieser Bolz und Geisselbrunn, waren sich wohl bewußt, welche malerischen Reize ihrer Lichtsehnsucht die spätgotische Weise bot. Darum leiten sie die Spitzbogen ohne Kämpfer in die mächtigen Säulen, darum ranken sie zwischen die Emporen ein so reiches Maßwerk, von den reizendsten Figürchen belebt, darum lassen sie diese Säulenheiligen in dem aufwärtswogenden Rhythmus leben, darum das alles belebende, durchdringende, verklärende Licht auch im Mittelschiff in der Unruhe der Netzgewölbe bebend verklingen.

Spätgotik und Barock, hier ist das Wesensverwandte Einheit geworden.

Digitized by Google

So stört auch der Kanzel überladene Schnörkel-, Knorpel- und Figurenfülle nicht, die man beim Hinzutreten geschmacklos findet, so sind dieser Beichtstühle tiefe, kühlschattige Nischen wirklich Stätten, wo man ruhen und in sich Einkehr halten kann.

Kein schöneres Fassadenbild als das St. Mariens in der Schnurgasse.

Es tritt zwischen den Klosterhäusern bescheiden zurück; es will sich hinter dem feinen Gitter suchen und finden lassen.

Um so rauschender schwingt es sich dann empor. Nischen, Licht und Schatten; Bogen und Voluten, Schwung und Aufklang; Pilaster, kühner Aufstieg; Gesimse, Ruhe und Besinnen, und endlich, rückwärts zur Seite, wieder so ein belgischer Ostturm, diesmal von malerischer kölnischer Glockenstube bekrönt.

Durch ein prächtig verranktes, goldenes Gitter tritt man ins Innere. Maiandacht muß es sein, Abenddämmer, wenn das Licht des hellen Tages ruhen und versterben will.

Da hat der schwarze, tiefglänzende Lack, das gleißende Gold der gedrechselten, nischen- und figurenreichen, mehrgeschossigen Altäre einen so eigenen, warmen Glanz, der fein und still durch die hohe, lichte Trommel der Vierung entschwebt.

Pottgießer hat die Altarbilder gemalt, der beste, selbständigste der Kölner Barockmaler, Theresiens mystische Verzückung, nicht ohne einen dem Kirchlein angepaßten Schwung.

Was wäre der Kölner Barock ohne den Brabanter Helmont!

Hochaltar von St. Columba (1717), Machabäeraltar in St. Andreas (1717) — Kanzel von St. Johann Baptist (1720), Schwung, Prunk, Formen- und Seelenadel!

In St. Columba, nach italienischem Vorbilde noch, ein freier, leichter Schwung, der durch die marmorweißen Säulen über die kühnen Voluten bis in die mächtige goldene Krone geht, von den überschlanken, im Säulengehäuse knieenden Engeln aufgefangen, von den vier wagemutig und doch natürlich schwebenden Kronenträgern großartig noch vor dem Ende aufgenommen, dem überschmalen Schiff der Kirche aufs glücklichste angepaßt.

Edelstes Maß der Formen bei größtem Reichtum des Inhalts ist der Machabäeraltar, 1808 aus dem aufgehobenen Nonnenkloster des Ursula-Ackers übertragen.

Du edle, jugendschöne Mutter, wie stehst du, von Himmelsglorie umwölkt, schwungvoll gewandet, so lebendig, so frohlockend in dem säulenprächtigen Gehäuse! Kosend liegt die Rechte auf dem Benjamin, dem süßen, unschuldigen Liebling, den das Martyrium verklärte. Ja, es ist vollbracht! Denn stolz weisen die beiden älteren Knaben dir ihre Siegespalmen; die beiden schlanken, stolzen Jünglinge zu Seiten des Gehäuses, sie recken sich wie Krieger, die ihren Schild, ihre Ehre gerettet haben. Zu Füßen des mächtigen Schreins am Eingang der erkämpften Herrlichkeit, da halten sie, treu im Martyrium, mit ragender Lanze Wacht, die Aeltesten, geharnischt, behelmt, siegesstolz ob des Kampfes, den

Digitized by Google

sie männlich erfochten haben. Der überladene Aufsatz (Vater Benedikt und Gottvater, Spes und Fides) kann es nicht erdrücken, das fein abgestimmte Maß, das durch diese glückselige Schar der Sieben zu der thronenden Mutter auf und niederwogt.

Ueberladen wuchtet auch der Schalldeckel der Kanzel von Sankt Johann Baptist, posaunenblasende Engel in wogenden Wolken, zwölf Flammen, Tugendfrüchte des hl. Geistes. Der edel geformte Korb aber zeigt eine Feinheit der Ausführung, die so recht zu dem schmiedeeisernen Treppengitter paßt, dieser blumiggerankten, webfeinen Zierlichkeit. Diese Reliefs des Heilandlebens, diese Propheten, Kirchenväter, diese Patronin Antonina, deren gotischer Schrein eine ebensolche Köstlichkeit ist, sie verraten hochkünstlerische Meisterschaft.

Dieselbe Künstlerhand hat das Schnitzmesser auf den Reliefs von St. Maria in der Kupfergasse geführt, am besten wohl in der Anbetung der Hirten, die an den Landsmann Hugo von der Goes erinnern könnten.

Elendskirchlein, du bist der schönste, stimmungsvollste Ausklang der Kölner Kirchenherrlichkeit!

In eines Friedhofs grüner Wehmutsstille wie eine süße Elegie hingezaubert. Rote Backsteinglut, die leuchtet und lebt, wenn auch der Tod mit Mitra und Stab in der Portalnische zu triumphieren scheint. Schlankes klassizistisches Aufwärtsstreben über Wehmut und Tod, lustiges Verklingen des zierlichen Dachreiterchens wie ein letztes Rokokolied.

Auch durch das Innere rauscht des Lebens voller, starker Strom. Der Hochaltar, grüngrauer, rötlicher Marmor, eine Pietà, von Putten umspielt, der Kanzelkorb lebendig geschweift, die Seitenaltäre lebhafter Linienschwung, rotbraune, strahlende Farbigkitit, selbst das Chorgestühl, so zopfig es schon schnörkelt, von luestigen Rosengirlanden umkost.

Leben, das über den Tod den frohen, leichten Sieg gewinnt, welch ein bezeichnendes Sinnbild an der letzten der alten Kölner Kirchen!

Revolution und Säkularisation, sie sind dahingebraust, ein von Gott gesandter Sturm, der viele der Blätter erbarmungslos fegte.

Aber er hielt stand, der Kölner Kirche mächtiger Stamm; es splitterte nicht mehr das vielgezweigte Geäste und, gottlob, es grünte und blühte wieder.

Die Romantik vollendete den Dom. Die Neuzeit schuf der Vorstadtkirchen lebendigen Ring.

Das Alte aber, Seele und Urbild alles Neuen, fromm und fein zu betreuen, unversehrt und rein zu erhalten, ist unser und der kommenden Geschlechter schönes, heiliges Werk.

*

Digitized by Google

DIE KUNSTSAMMLUNGEN DER STADT

VON PROF. DR. K. SCHAEFER

Unter den großen deutschen Kunstmuseen nehmen die Kölner Sammlungen eine besondere Stellung ein. Ihr reicher und auch umfassender Besitz ist insofern ganz ausgesprochen einheitlicher Art, als die allergrößte Mehrzahl der vorhandenen Gemälde, Skulpturen, Kleinkunstwerke und Handwerkserzeugnisse dem Kölner Boden entstammen: Die wertvollere Hälfte der Galerie bilden die Tafeln der Kölner Malerschule von 1350 bis 1550 und ihrer nächsten Verwandten aus den vlämischen Niederlanden und den deutschen Nachbargebieten. Das „römische Kabinett" besteht mit ganz wenigen Ausnahmen von Zufallstücken und Geschenken aus Kölnischen Ausgrabungsfunden, und selbst in dem jüngsten der Museen, in den kunstgewerblichen Sammlungen, überwiegt das Rheinische und besonders das Kölnische in nicht zu verkennender Weise.

Gegenüber jenen Kunstsammlungen, die ihr Dasein fürstlichem Prunkbedürfnis oder systematischem kunstgeschichtlichem Aufbau verdanken, bedeutet das nach der einen Seite einen Mangel. Es fehlt der Kölner Galerie ein wenig an Meisterwerken von jener internationalen Wertung, wie sie in Dresden oder München, Kassel oder Braunschweig, Wien oder Berlin zu finden sind, die großen Namen der Italiener, Holländer, Franzosen, Spanier. Es mangelt der römischen Sammlung an Skulpturen von hohem Rang. Aber dafür sind die gesamten Bestände trotz der Ankäufe und Geschenke, die seit 60 Jahren diesen Grundcharakter einigermaßen verändert haben, noch heute in einer Weise mit dem Boden der Stadt verwachsen, wie nur ganz wenige deutsche Städte es von ihrem Museumsbesitz rühmen können. Sie bilden die lebendigen Belege der glänzenden kunstgeschichtlichen Vergangenheit Kölns, das aus der unerschöpflichen Fülle seiner mittelalterlichen Kirchenkunst trotz aller Verluste diese stolze Auslese bewahrt hat.

Nicht etwa ein besonders früh entwickelter Sinn für die Pflege ihrer Kunstdenkmäler bei der Stadtverwaltung, sondern der unermüdliche Sammeleifer eines einzigen Mannes ist die Ursache der Erhaltung dieser Schätze. Es war der letzte Rektor der 1798 aufgehobenen alten Kölner Universität, der Kanonikus und Professor Ferdinand Franz Wallraf, der 1824 seiner Vaterstadt diese Sammlung hinterließ. Als zwei Jahre nach seinem Tode das Inventar seines schier unübersehbaren Erbes aufgestellt war, ergab sich, daß es in der Tat Sammlungen von ganz gewaltigem Umfang und Werte waren, die der Stadt anheimfielen: 251 Handschriften, 488 Urkunden, 1055 Inkunabeln und alte Drucke, 13248 Bücher, 107 Karten, 9925 Mineralien und Fossilien; an Kunstgegenständen 1616 Gemälde, 3875 Handzeichnungen, 38254 Kupferstiche, 3165 Holzschnitte; an Altertümern 38 Marmorskulpturen

Digitized by Google

aus der Antike, 104 vaterländische d. h. in Köln gefundene römische Stein-Altertümer, 323 geschnittene Steine, 1297 Antikaglien, 5958 Münzen, 96 Rüstungen und Waffen. — Daß Wallrafs staunenswertes Sammlergenie diese Mengen freilich nicht immer kritisch gewählten Gutes an Kunstwerken und Altertümern in 45jähriger Arbeit zusammengebracht hat, obwohl — um nur die beiden wichtigsten zu nennen — zu gleicher Zeit durch das Vermächtnis des Barons v. Hübsch eine reiche Ausbeute aus Kölner Boden 1806 nach Darmstadt abwanderte, und 1826 die Brüder Boisserée ihre Kölner und Niederländer Gemälde aus Kölner Kirchen und Klöstern nach München verkauften, mag einen Begriff davon geben, wie reich die Metropole der alten Kunst am Rhein trotz der Jahrhunderte des Niedergangs und der Armut noch immer war. Und auch nach Wallrafs Tode erwies sich der Boden Kölns noch immer ergiebig genug, damit die Gemäldesammlung um bedeutende Meisterwerke der Kölner Schule vermehrt, das römische Kabinett durch Ausgrabungsfunde von Mosaiken, Grabmonumenten und kostbaren Kleinkunstwerken bereichert werden konnte.

Hätte ein klarer Plan für den Ausbau des Wallraf'schen Erbes bestanden, dann müßte es leicht möglich gewesen sein, die Galerie zu einer umfassenden Uebersicht deutscher Malerei und Bildhauerkunst auszubauen, und damit wäre sie in ihrer Art die bedeutendste und von unvergleichlichem Werte für die Erziehung im weitesten Sinne geworden. Auf dem zur Zeit Schlegels und der Brüder Boisserée begründeten und noch heute die greifbarste Grundlage des Kunstverständnisses in Köln bildenden Ueberschwang romantischer Begeisterung, hätte sich sehr wohl der Uebergang zu gefestigtem Verständnis für deutsche Kunst aufgebaut. Daß man statt dessen z. B. eine Landschaft von Claude Lorrain, ein Tintorettobildnis, das Rosenwunder von Murillo erworben hat, und daß die Museumskommission in den 80er Jahren einmal ausdrücklich beschloß, daß die Zahl der alten Kölner Gemälde in der Galerie so groß sei, daß weitere künftig nicht mehr erworben werden sollten, entsprang einem heute schwer verständlichen Streben jener Zeit nach einer allumfassenden Gemäldesammlung, auch wohl der besonderen Wertschätzung des Fremden, Nichtschätzung des Eigenen. Schwerer hat sich der Mangel eines klargesteckten Zieles in der Sammlung der Plastik geltend gemacht: Bis in die neueste Zeit spürt man an keiner Stelle die Absicht, an die Seite der Entwicklungsgeschichte der Kölner Malerei nun auch die Werke zu stellen, aus denen sich die rheinische Bildhauerkunst der Zeit genießen ließe. Wallraf selbst hatte dafür keinen Sinn; er war so ganz befangen in der Bewunderung der Antike, daß er die von einem reisenden italienischen Händler mit Aufbietung aller Kräfte 1818 angekauften 17 Marmorbüsten für herrliche antike Originale hielt. Und die Sammlung der Gipsabgüsse, die er mit großer Liebe pflegte, war auch für Aldenhoven noch die einzig denkbare Skulpturensammlung des Museums. —

Es hat langer Wege bedurft, bis die Gegenwart zu ihrer — man sollte meinen — natürlichen und selbstverständlichen Einstellung zur eigenen deutschen Kunst der Vergangenheit gekommen ist.

Am 12. März 1824 war Wallraf gestorben. Seine Freunde Fuchs und besonders de Noel brachten einen ersten Katalog, ein Inventar seines riesigen Nachlasses zustande. Die Aufstellung und Pflege der Schätze in geeigneten Räumen machte der Stadt jahrelange Sorgen, bis der hochherzige Entschluß des Rentners J. H. Richartz im August 1854 diesen ein Ende machte dadurch, daß er die Gelder zur Errichtung des heutigen Museumsbaues über dem alten Kreuzgang des Minoritenklosters stiftete. Am 1. Juli 1861 fand die festliche Eröffnung des ersten, von Bürgern einer Stadt ins Leben gerufenen Kunstinstituts Preußens statt. Der Maler Ramboux, seit 1844 als Konservator tätig, besorgte die Anordnung der Kunstschätze in den weiten und hohen Hallen des Neubaus, die zugleich der lebenden Kunst Ausstellungsräume und einer kleinen Malschule Unterkunft boten. Sein Nachfolger war seit 1866 Nießen, und erst 1890 trat mit Carl Aldenhoven ein wissenschaftlich geschulter Mann die Leitung des Museums an. Die Neuordnung der Gemälde nach Zeit- und Schulzusammenhang, die Beseitigung der minderwertigen, die Meisterwerke schädigenden Masse, der erste sachliche Katalog, der Ausbau der Galerie über dem Kreuzgang und des Kupferstichkabinetts im Dachgeschoß rühren von ihm. Und der durch keine Enttäuschung zu hemmende Feuereifer, mit dem er die ihm anvertraute Kunst ins Volk zu tragen wußte, ist heute noch unvergessen. 1907 übernahm A. Hagelstange mit jugendlichem Schaffensdrang die Gemäldesammlung und brachte, ergriffen von dem gärenden jungen Leben im Kreise des Sonderbundes, durch kühn vorausschauende Ankäufe das Museum in wenigen Jahren in den Besitz einer modernen Gemäldesammlung von unvergänglicher Bedeutsamkeit: Courbet, Renoir, van Gogh, Gauguin, Picasso, die einzigartige Leiblsammlung, Liebermann, und endlich kurz vor seinem 1915 erfolgten Tode die jüngsten Kokoschka, Dérain, Vlaming, Marc und Pechstein — das waren die wichtigsten Ankäufe und Geschenke aus Hagelstanges Amtszeit. So wurde das Gesicht der Galerie mit einem Male mit stärkstem Nachdruck auf die Gegenwart gerichtet, nicht ohne daß starke Kämpfe in der öffentlichen Meinung diese Neuerung begleiteten. War Wallrafs Vermächtnis aus der Ehrfurcht vor den alten Meistern und aus antiquarisch-historischem Geiste erwachsen, so war ihm nun ein an Umfang und an Gegenwartswert fast ebenbürtiges, von einer großen Zahl hochherziger Kunstfreunde in gemeinsamer Arbeit mit Hagelstange in erstaunlich kurzer Zeit geschaffenes Glied angefügt, das nach Wachstum und Auswirkung drängt und sich notwendiger Weise von dem stilleren historischen Teil der Kunstsammlungen trennen wird.

Gewaltig angewachsen war inzwischen auch das „römische Kabinett". Die unerhört lebhafte Bautätigkeit, die seit 1870 im

gitized by Google

Ring der Kölner Altstadt und vor ihren Toren anhob und bis 1914 ungehemmt andauerte, ließ aus dem aufgewühlten Baugrund Grabmäler, Mosaikreste, Architekturteile, und ganz besonders die Kleingeräte aus Glas, Ton und Bronze in Menge zu Tage kommen, die seitdem die Gläsersammlung des Museums z. B. zur bedeutendsten ihrer Art gemacht haben. Die frühchristliche geschliffene Glasschale mit den Zirkusspielen, der Marmorkopf des Drusus mögen als wichtigste Beispiele den Erfolg der Sammeltätigkeit Poppelreuters kennzeichnen, der dieser Abteilung von 1907 bis zu seinem Tode 1919 vorstand. Das Studium der Topographie des alten römischen Köln, das außer Trier die bedeutendsten und meisten Kulturreste aus der Römerzeit diesseits der Alpen bewahrt hat, und die wissenschaftliche Verarbeitung der immer noch sich mehrenden Bodenfunde wird die Aufgabe dieser Museumsabteilung auch künftig sein, und sie wird dazu die volle Kraft eines archäologisch geschulten Fachmannes brauchen.

Daß es trotz des beständigen Anwachsens der Sammlungen durch Vermächtnisse und Geschenke kunstsinniger Bürger und durch Ankäufe möglich war, den wertvollsten Museumsbesitz in geräumiger wohlgeordneter Weise aufzustellen, hat zur Voraussetzung, daß große Bestände magaziniert und abgestoßen wurden. Das geschah einmal mit dem unter Hagelstange durchgeführten Grundsatz, daß künstlerisch weniger wertvolle Gemälde, alte sowohl als solche des 19. Jahrhunderts leihweise an die öffentlichen Gebäude zum Schmuck der Wände in Schulen, Amtszimmern u. s. w. abgegeben wurden, — es sind deren rund 1200 — und daß anderseits bei der Gründung besonderer Fachmuseen an diese abgegeben wurde, was das Wallraferbe Geeignetes enthielt. So die Waffen des alten Kölner Zeughauses und viele Ansichten und historische Blätter an das historische Museum in den Torburgen, und so die Erzeugnisse des Handwerks und der Kleinkunst an das Kunstgewerbe-Museum. Dieses am 12. Juli 1888 eröffnet, hat besonders unter O. v. Falckes 12jähriger Leitung schnell sich zu einem der bedeutendsten Institute seiner Art entwickelt. Das Gebäude am Hansaring aus der Stiftung des Geh. Kommerzienrats Otto Andreae errichtet nach dem Typus der Wiener und Berliner Kunstgewerbe-Museen und 1900 vollendet, arbeitet in engster Fühlung mit dem Kunst-Gewerbe-Verein, dessen Aufgabe es ist, Mittel für die Vermehrung der Sammlungen und für die übrige Tätigkeit des Museums zu beschaffen. Denn zu den bedeutsamsten Förderungen, die Handwerk und Industrie von der künstlerischen Seite her erfahren können, gehören die monatlich wechselnden Fachausstellungen aus dem oder jenem Sondergebiete alter oder neuer angewandter Kunst, die von jeher im Lichthof des Museums stattfinden.

Kölnischen oder rheinischen Ursprungs sind auch hier die Mehrzahl der Sammlungsstücke: Mittelalterliche Kleinkunst in Elfen-

gitized by Google

bein, Goldschmiede- und Emailwerk, Skulpturen in Stein und Holz, Kirchengerät, besonders bedeutend eine Sammlung gotischer Glasgemälde, Bildstickereien und Kölner Borten, dazu bürgerlicher Hausrat. In der Zeit der Renaissance überwiegt die unübertreffliche Sammlung von rheinischen Steinzeugkrügen aus Köln, Siegburg und Raeren. Das Kölner Mobilar der intarsiafreudigen Werkstätten um 1600, Zinn und Glas, Fayencen und ausgezeichnete Porzellane, einige Proben vollständiger Zimmerausstattungen aus Renaissance, Barock und Empir, und eine anschauliche Gruppe von Möbeln und Töpferarbeiten rheinischer Bauernkunst. Als eine wertvolle Fachgruppe ist die Schenkung der Sammlung Zais zu nennen, die Westerwälder Steinzeug enthält, und ein kostbares Geschenk der letzten Jahre die außerordentlich reiche, an Kleinkunstwerken, Gemälden, Skulpturen und kunstvollem Handwerk aller Art überreiche Sammlung Clemens.

Der ornamentreiche und wenig bewegliche Bau, der den Stil seiner Entstehungszeit allzu deutlich zur Schau trägt, hätte sich längst weiten müssen, um dem ausgezeichneten Besitz seine wohlverdiente wirksame Aufstellung zu ermöglichen, wenn eine Erweiterung angängig wäre. Durch das Geschenk des Domkapitulars Dr. Schnütgen, der seiner Vaterstadt seine reiche Sammlung namentlich von mittelalterlichem Kirchengerät und von kirchlicher Groß- und Kleinkunst aller Art überließ, und durch die Schenkung Prof. Ad. Fischers, der seine reichen ostasiatischen Sammlungen der Stadt stiftete, wurden zwei umfangreiche Anbauten nötig, die den verfügbaren Baugrund ganz in Anspruch nahmen. Uebrigens darf nicht unerwähnt bleiben, daß die Fischersche Sammlung unter den deutschen Museen, die sich mit der Kunst Ostasiens befassen, einen hohen Rang einnimmt, und in ihrer delikaten Aufstellung museumstechnisch und an Geschmack unübertroffen dasteht. Das Schnütgenmuseum hat neuerdings unter Dr. Wittes Leitung die Nutzanwendung aus seiner besonderen Art gezogen, indem es sich ein Institut für religiöse Kunst angegliedert hat, um durch Beratung und Ausführung die besten verfügbaren künstlerischen Kräfte an die großen und zahlreichen Aufgaben heranzuführen, die von der Kirche vergeben werden — ein Gedanke, der auf dem Wege ist, wertvolle Früchte zu tragen.

*

Digitized by Google

DAS SCHNÜTGENMUSEUM

VON Dr. EGID BEITZ

Die großen Kunstsammler, die im vorigen Jahrhundert aus Köln hervorgegangen sind, waren in gewissem Sinne auch Künstler. Sie bauten an einem Werk, das schließlich als mächtiges, weitbekanntes und bewundertes Gebäude dastand, das dann eines Tages im Auktionslokale wieder auseinandergerissen wurde, oder — und das ist glücklicherweise in Köln auch nicht selten der Fall gewesen — der Besitzer verlieh seinem Werke Dauer, indem er es der Allgemeinheit als Geschenk dahingab. An die Sammler der ersten Art errinnert heute noch hier und da ein bedeutendes Stück der Kunstgeschichte oder ein schnell veraltender Katalog, aber es dauert nicht lange, dann wird ihr Name ganz der Vergessenheit anheim gefallen sein. Das Gedenken aber an die, die auch über die kurze Spanne des Menschenlebens hinaus durch Schenkung an die Allgemeinheit ihr Sammelwerk zu sichern wussten, wird erst dann verlöschen, wenn zugleich das letzte Stück ihrer Schöpfung in Staub zerfallen ist. Zu den Männern Kölns, die sich ein solches Andenken gesichert haben, gehört der Domkapitular und Universitätsprofessor Dr. theol. und phil. Alexander Schnütgen (geboren 22. 2. 1843, gest. 24. 11. 1918), der seine im Verlaufe von 40 Jahren zusammengebrachte Sammlung am 14. April 1906 der Stadt Köln zum Geschenk machte. Die Sammlung wurde am 26. Oktober 1910 in einem besonderen Bau nach dem Entwurf des Kölner Architekten Franz Brantzky der Öffentlichkeit übergeben. Während der andere mit Kölns Kunstsammlungen auf immer verknüpfte Kanonikus Ferdinand Franz Wallraf im Anfang des 19. Jahrhunderts hauptsächlich eine rettende Tätigkeit größten Stiles für den gefährdeten Kunstbesitz seiner Vaterstadt ausüben und für die Erforschung der rheinischen Kunstgeschichte an sich noch wenig tun konnte, hat Schnütgen nicht bloß Kunstwerke für Köln gerettet, sondern auch insbesondere als Herausgeber der Zeitschrift für christliche Kunst für die Kunstforschung sehr große Verdienste. Studienzwecke waren es in erster Linie, die Schnütgens Sammlung aus den kleinsten Anfängen emporwachsen ließen. Darum kamen für ihn auch nicht immer erste Qualitäten in Frage, sondern daneben mußten ihm einfache Dinge, aus denen man eine Typik, eine Formenentwicklung ablesen konnte, von hoher Bedeutung sein. Wie es bei seinem Stande nahe lag und auch in Köln das Gegebenste war, richtete sich Schnütgens Interesse fast nur auf die Schöpfungen der christlichen, vor allem der rheinisch-westfälischen Kunst, wobei in seiner Sammlung allerdings auch bedeutende Vergleichsstücke aus anderen deutschen oder außerdeutschen Gebieten nicht fehlen durften. Dieser auf einen ganz bestimmten Kreis gerichtete Sammeleifer hat der Schöpfung bis in kleine Einzelheiten hinein eine Geschlossenheit gegeben, wie sie kaum eine Sammlung aufzuweisen

hat. Sie ist darum auch zu Studien- und Lehrzwecken, zu Führungen und dergl. für zünftige Wissenschaftler wie für Laien weit über das Maß sonstiger Sammlungen hinaus geeignet.

Das unübersehbare Vielerlei ist Schnütgen, der nach und nach die großen, kleinen und kleinsten Dinge bis in sein hohes Lebensalter zusammentrug, nie drückend gewesen. Sie waren alle gewissermaßen Stücke seiner selbst geworden, und darum mochte er keines von ihnen missen, als er seine Sammlung der Stadt Köln geschenkt hatte und sie in dem von ihr errichteten Bau aufgestellt wurde. Die Fülle wurde alsbald Überfülle, als Schnütgen und der Direktor seines Museums, Dr. Franz Witte, auch nach der Übergabe an die Öffentlichkeit noch rastlos weiter sammelten. Dadurch wurde die erste von Schnütgen noch geleitete Aufstellung bald durchbrochen und eine Neuordnung unbedingtes Erfordernis. An diese konnte jedoch erst nach dem Kriegsende und leider auch erst nach dem Tode des Stifters die Hand gelegt werden. Nach der Neuordnung zeigen nunmehr die unteren Räume des Museums die Entwicklung der christlichen Kunst von ihren Anfängen bis in die Renaissance hinein. Die Sammlung beginnt mit den koptischen Stoffen und byzanthinischen Seidenwebereien und gibt dann vom nächsten Raume ab an glänzenden Beispielen der Plasthik, der Malerei und des Kunstgewerbes eine Entwicklung der rheinisch-westfälischen Kunst. Der stolzeste Besitz des Museums ist sein Bestand an Plastiken, und in Bezug darauf ist es keine Übertreibung, wenn man sagt: wer das Schnütgenmuseum nicht kennt, kennt die rheinisch-westfälische Plastik nicht. Aus der Ausstellung der kunstgewerblichen Gegenstände ergibt sich zugleich auch ein Entwicklungsgang verschiedener technischer Verfahren, z. B. der Schmelztechnik (Zellen- Gruben- und Silberschmelz), der Glasmalerei und der Kölner Bortenweberei. Für die christliche Ikonographie sind die teilweise einzigartigen Stücke, die die Kruzifixauffassungen, die Gestaltung der Madonna, der Pietà und des Christophorus, sowie die Entwicklung der verschiedenen kirchlichen Geräte (Kreuze, Reliquiare, Kelche, Ciborien, Monstranzen u. a.) im Verlaufe des Mittelalters zeigen, von größter Bedeutung.

Unerreicht ist die sehr große Sammlung des Museums an Paramenten. Einige Glanzstücke haben in den unteren Räumen Aufstellung gefunden. Die weiteren Bestände werden demnächst wieder in einem besonderen Saale des oberen Stockwerks ausgestellt werden. Vorübergehend ist dieser Teil des Museums für die Allgemeinheit unzugänglich, da er sich in Neuordnung befindet. Außer den Paramenten werden die oberen Räume der Sammlung demnächst auch die große Stoffsammlung, weitere Plastiken, Gemälde, Hinterglasmalerein, Metallgerät, Lederarbeiten, frühe Drucke und vieles andere enthalten, das dem großen Gebiet kirchlicher Kunst angehört.

Ueber die Skulpturen und das liturgische Gerät des Museums liegen zwei mustergültige Publikationen von Fritz Witte vor (Verlag

für Kunstwissenschaft, Berlin). Ein Führer mit 80 Abbildungen durch die unteren Räume des Museums nach der Neuaufstellung wurde von Egid Beitz verfaßt. Im Übrigen erfolgen die Publikationen des Museums durch die von Schnütgen begründete und nunmehr von Witte herausgegebene Zeitschrift für christliche Kunst (Schwann, Düsseldorf). Die Auswertung des Museums und seiner Schätze ist bei dem bei Kunsthistorikern und Laien in den letzten Jahren immer reger gewordenen Interesse für christliche Kunst eine sehr ausgiebige. Abgesehen von der publizistischen Tätigkeit und von Vorträgen außerhalb des Museums, durch die die Ergebnisse der Forschung auf dem Gebiete der christlichen Kunst in die weitesten Kreise hinausgetragen und nutzbar gemacht werden, sind im Museum selbst im letzten halben Jahre vom Direktor und seinen Mitarbeitern, Dr. Beitz und Dr. Hölker, weit über 100 Führungen abgehalten worden, gewiß ein Beweis dafür, daß das Schnütgenmuseum als Stätte der Bildung im Kölner Kulturleben eine wichtige Rolle spielt.

Digitized by Google

DAS INSTITUT FÜR RELIGIÖSE KUNST IN KÖLN

VON DR. FRITZ WITTE

Direktor des Schnütgen-Museums und des Institutes für religiöse Kunst

Es hieße gewiß etwas Uberflüssiges sagen, wollte man Bericht geben über die einstige einzigartige Bedeutung Kölns für die religiöse Kunst. Zur Zeit der Fortführung des Dombaues hatte es einmal den Anschein, als sollte die Stadt die alte Ehrenstellung auf diesem Gebiete sich zurückerobern. Doch man verfiel dem Eklektizismus oder Historismus, schaute über die Formen der alten Stile nicht hinaus und glaubte, sie kopieren zu können und zu dürfen. So kam die Unfruchtbarkeit über die Werkstätten, der Mangel an vorwärtsstrebendem Leben. Aber ein über alles Lob erhabenes manuelles Können ist vermittelt worden durch die Liebe zu den Alten. Das auszunutzen und beweglich zu machen durch Indienststellung für eine aus eigenem Ich mit eigener Kunstsprache redende neuzeitliche religiöse Kunst stellt sich das Institut für religiöse Kunst die Aufgabe.

Wir dürfen uns nicht damit begnügen, den Bildapparat und die Formen und Formeln des Mittelalters nachzureden, unsere Künstler müssen mit eigener Seele an das Thematische herangehen, als Menschen des 20. Jahrhunderts die Religionswahrheiten empfinden und ausdeuten. Die Vorlesungen des Institutes werden sich deshalb mit einer Einführung der Künstler in das theologische Riesengebiet zu befassen haben, mit einer Ausdeutung desselben in der Richtung bildmäßiger Gestaltung. Die Bibel, die unerschöpfliche, das religiöse Leben dramatisch zusammenfassende Liturgie, die volkstümlichen Kirchenlieder mit ihrer plastischen Darstellung der Heilswahrheiten, die aszetischen Schriften alter wie neuer Zeit, welche die Einstellung des Menschenlebens auf Gott und göttliche Dinge bei hervorragenden Geistes- und Gebetsmenschen enthalten, die köstlichen, uns heute wieder so verständlichen Legenden, alle diese Dinge müssen den Künstlern wieder einmal nähergebracht werden als Fruchtboden für ihr Schaffen.

Damit kann es nicht genug sein: Auch auf die Besteller und Mäzene der religiösen Kunst, sowie auf die breite Masse des Volkes will das Institut einwirken durch Vorträge, Führungen und Ausstellungen, damit man in diesen Kreisen wieder lerne, das Schlechte vom Guten zu unterscheiden, damit das Qualitätsempfinden wieder erwache, und dem Fabrikbetrieb ein weiteres Umsichgreifen unterbunden wird. Unsere schaffenden Künstler stoßen gerade in den sogenannten gebildeten Kreisen auf Unverstand und Ablehnung; nirgendwo ist der billige Naturalismus und das Abschreiben des Gewesenen mehr geübt, als gerade dort. Naturalismus billigster Sorte verbirgt sich letzten Endes

Digitized by Google

unter der Süßlichheit wie auch der sogen. „Stilechtheit“ in der religiösen Kunst. Fühlende Künstler, die in ihrem Inneren die Wahrheiten und Schönheiten der Religion durchkosten und in ihrem nie abzumessenden Wert für Zeit und Ewigkeit erkennen, müssen wieder an das Volk heran in Kirche und Haus. Damit stellt sich das Institut keineswegs ein auf das, was man Expressionismus im anrüchigen Sinne zu nennen sich gewöhnt hat. Es predigt das „Los vom Kopieren und der Schwächlichkeit“ und will in der Sprache der Ehrlichkeit, in der Sprache von heute reden. Um eine mögliche Intensität solchen Strebens und Tuns erzielen zu können, übt das Institut auch praktische Arbeit in der Richtung, daß es zunächst auf die Erstellung einwandfreier Entwürfe drängt und weiterhin durch freischaffende Künstler Musterausführungen herstellen läßt, die geeignet sind, von der Möglichkeit und guten Wirkung neuer Kunstformen Zeugnis zu geben. Neue Kunst kann man nicht machen, nur gewinnen durch Einstellung auf die hohen Gesetze echter Kunst und durch Einfühlung in die religiösen Lebens-Bedingungen und Erscheinungen von heute. Ein gewisses Ausgereiftsein der Formen bleibt Erfordernis für das Kunstwerk, das seinen Weg in eine Kirche nehmen soll, restlose Reife der theologisch-religiösen Verfassung. Inmitten der Zersplitterung profaner Kultur liegt wie eine ruhende Insel die religiöse. Es ist ein gewaltiger Komplex von geistig gerichteten Menschen, die dort ihre Zuflucht suchen, die einheitlich, in der katholischen Kirche sogar in dogmatisch fest gebundener Marschroute zum Übersinnlichen und Ewigem streben. Sollte aus den Reihen solcher Menschen keine Gemeinschaftskunst der Religion wenigstens erstehen können trotz Zerfahrenheit und Individualismus in profaner Kultur?

Die wirtschaftliche Not der Künstler ist eine fast allgemeine. Ihr zu steuern ist eine weitere Aufgabe des Institutes. Die dem echten Künstler meistens unbehagliche Last der Verhandlungen mit dem Besteller übernimmt es, gibt den darbenden Künstlern Vorschüsse und hilft ihnen bei der Materialbeschaffung und der Erlangung einwandfreier Entwürfe. Eine eminent praktische Arbeitsleistung ist also das Ziel der Neueinrichtung. Erstes und letztes Ziel aber ist und muß bleiben die Erziehung und Ertüchtigung eines künstlerisch vollkommenen leistungsfähigen Nachwuchses. Das kann nur dadurch ermöglicht werden, daß nach und nach führende religiöse Künstler an das Institut herangezogen werden, damit in ihrer Werkstatt die jungen Aufgaben zu lösen lernen, die aus dem Leben gegriffen, für das Leben bestimmt sind. Also „Angewandte Kunst“ im besten Sinne des Wortes.

Zu Versuchs- und Lehrzwecken werden dem Institut Werkstätten angegliedert werden, die allen freischaffenden Künstlern mit ihren Einrichtungen zur Verfügung stehen. Je mehr es der Anstalt gelingt, System und Arbeitsleistung der mittelalterlichen

Digitized by Google

Gilden zu erreichen, desto höher werden ihre Leistungen sein. Ist der Ort der Gründung nicht mit allen Voraussetzungen in höchster Erfüllung ausgestattet? In Verbindung mit dem Schnütgen-Museum für religiöse Kunst, inmitten der wundersamen Umgebung und Stimmung altkölnischer Kunst?

Druckerzeichen Johann Koelhoffs
(vgl. Aufsatz über Buchdruck und Buchhandel)

Digitized by Google

DIE PRIVATGALERIEN

VON DR. ALFRED SALMONY

Zu den Trägern des großstädtischen Kunstlebens gehören auch die Privatgalerien. Durch wechselnde Ausstellungen müssen sie das Publikum erziehen und versuchen, ein Zentrum zu schaffen, in dem sich vor allem die neuen Werte sammeln können. Ueberwindung der unvermeidlichen Widerstände ist meist nur dann möglich, wenn hinter allem der zielbewußte Wille einer energischen Persönlichkeit steht. Daß in Köln in den letzten Jahren vor dem Kriege in dieser Hinsicht Außerordentliches geleistet wurde, ist im Wesentlichen das Verdienst des damaligen Museumsdirektors Alfred Hagelstange. Ihm verdankt man die unvergeßliche und entscheidende Sonderbund-Ausstellung von 1912 in Köln, einen der wenigen Marksteine in der deutschen Kunstentwicklung der letzten Jahrzehnte.

Für eine stetige Befruchtung des Kunstlebens sorgt seit 1839 der Kölnische Kunstverein, mit dem seit 1857 ein Museumsverein eng verbunden ist. In den ersten Jahrzehnten seines Bestehens vervielfältigte dieser Kunstverein für seine Mitglieder alljährlich Vereinsblätter und verloste Bilder, bei deren Auswahl freilich an der lebendigen Kunst der damaligen Zeit vorübergegangen wurde; man huldigte einem vergnüglichen Akademismus. Düsseldorf war eben eine böse Nachbarschaft, aber man war immerhin jener hohlen Gegenstandsmalerei weit überlegen, die, von München ausgehend, den Sinn für bildende Kunst lange Zeit zu ersticken drohte. Erst jüngst ist an Stelle der Blätter das Buch getreten, sodaß hier die Verarmung der Zeit einmal Gutes gestiftet hat.

Die Luftreinigung durch den französischen und deutschen Impressionismus hat der Kunstverein kaum gefördert. So kommt es, daß in Köln noch heute gegen Verirrungen gekämpft werden muß, die man in Berlin bereits in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in die Anstreicherläden und in die höfischen Veranstaltungen verbannen konnte. Freilich vollzog sich der Gesundungsprozeß auch in Berlin gegen die maßgebende Kritik, aber diese stammte dort meist aus der Feder von Leuten, die wenigstens etwas mit bildender Kunst zu tun hatten und kein magistrales Patent für sämtliche Kunstarten besaßen. Gegen diese Kritik, die noch um 1900 die als klassisch anerkannten Impressionisten als Berliner Revolutionäre bekämpfte, mußte sich Hagelstange durchsetzen. Die von ihm beeinflußten Ausstellungen des Kunstvereins haben damals dem Museum und vor allem den Privatsammlungen den bescheidenen Grundstock moderner Malerei eingetragen, über den Köln heute verfügt.

Bis zum Jahre 1913 war der Kunstverein im Wallraf-Richartz-Museum untergebracht. Nur dadurch war es dem Direktor dieses

Digitized by Google

Museums möglich, wenigstens manchmal der erwachenden Zeitkunst, dem europäischen Expressionismus in Köln ein Einfallstor zu verschaffen. Im Jahre 1913 zog der Kunstverein in ein großes Geschäftshaus und wurde dann durch Paul Cassirer (Berlin) geleitet, veranstaltete Vorträge angesehener Gelehrter, wagte sich aber nach Hagelstanges Tod nur noch selten energisch vor. Ausstellungen aus Privatbesitz, lehrreiche Längsschnitte durch die Kunst zeigten immer wieder, welch guter Boden die mit altem Besitz reichgesegnete Stadt im Grunde sein könnte. Nach der Revolution versuchte die Gesellschaft der Künste durch Propaganda der Moderne Leben in den lauen Betrieb zu bringen; vergeblich. Erst nach dem Etagenwechsel 1920 schien sich die Qualität der Ausstellungen zu bessern. Eine Schau Thorn-Prikker erweckte Hoffnungen, Hofer war ernst zu nehmen, sogar Paul Klee und Max Ernst wagte man zu zeigen. Was das gerade in Köln bedeutet, kann nur nach dem übel lautenden Widerhall der kunstreaktionären Presse beurteilt werden; um so höher ist der Mut des Kunstvereins einzuschätzen, der selbst in einer Stadt, die fast sieben Jahre des berufenen Führers entbehren mußte, Ausstellungen wirklicher Gegenwart an den angestammten Platz der Fossilien zu setzen wagte.

Aber die Widerstände waren zu groß, die Schwierigkeiten des Transportverkehrs mit dem unbesetzten Deutschland hinderten den guten Willen, und so beschloß im Sommer 1921 der Kunstverein seine Tätigkeit in den Etagen des Schäben-Hauses mit dem übelsten Zugeständnis an jene primitive Geschmackstufe, die dünnen Farbaufstrich mit dick aufgetragener Sentimentalität als deutsche Malerei in die Welt setzen will. Der Kunstverein zieht nunmehr in ein eigenes Haus am Friesenplatz. Seiner harrt dort die Aufgabe, zielbewußt Kunst zu zeigen, nicht Richtungen zu dienen, aber den Sinn für Werte zu erhalten, an jenen Besitz von Kunstkultur zu erinnern, der auch den extremsten Flügel der Jungen mit einer großen Vergangenheit verknüpft, wenn nur eines nicht fehlt — Talent.

Während also der Kölnische Kunstverein räumlich und ideell gegenwärtig noch schwankt, besitzt Köln in der seit 1920 eröffneten Galerie Goyert (leider auch Haus Neuwacht genannt) ein Institut, das in vielem als vorbildlich gelten kann. Jedenfalls verfügt diese Galerie über große Vorteile vor ähnlichen Einrichtungen anderer Städte, denn der Kölner Architekt Hansen hat ihr mustergültige Räume gegeben. Der Ausstellungssaal besitzt ein Oberlicht, das trotz einer reichen Konstruktion das Viereck nicht zerreißt und die ruhigen Wände mit einem vorzüglichen, gleichmäßigen Licht übergießt. Nebenräume geben intime Wirkung für Graphik und Aquarell. Der große Saal bietet, ohne weiträumig zu wirken, die Möglichkeit der Aufstellung von Plastiken. Das Neue und Sympathische in diesem Kunsthause ist aber die Einheitlichkeit und Schönheit der architektonischen

Formung, die in Vortrags- und Privaträumen nicht nachläßt. Die Großzügigkeit der ganzen Anlage böte ungeahnte Möglichkeiten, wenn nämlich der ganze Bau frischem, modernem Geist dienstbar gemacht, und der Besucher nicht mehr durch die Auslagen einiger Buchvitrinen erschreckt würde. Man mag zur anthroposophischen Bewegung Rudolf Steiners stehen, wie man will, aus Räumen, die der Kunst der Gegenwart dienen sollen, sind auch Werbebroschüren zu verbannen.

Bei den zahlreichen Schwierigkeiten der Bildbeschaffung, mit denen die Galerie Goyert zu kämpfen hat, dürfen Mißgriffe in den Ausstellungen nicht wundernehmen. Vollwertig waren bis zum Sommer 1921 nur die Sammlungen Pechstein und Rohlfs. Diese gelangen aber so vollkommen, hingen so vorzüglich in den schönen Räumen, daß man die Nieten verschmerzt. Das Werk Pechsteins ist heute nicht mehr von dem revolutionären Schwung getragen, der vor mehr als einem Jahrzehnt den Kampf um diesen Maler anfachte. Aber es ist gut, das Schaffen des einst Gefeierten von den Problemen des Tages abgerückt zu betrachten. Bei Rohlfs hatte man höchst glücklich ausgewählt. Der alte Meister verdiente die schöne Huldigung der Galerie. Goyert zeigte schließlich den heimischen F. M. Jansen, um den es lange still geblieben war. Man hatte wieder Gelegenheit, die Hauptunterschiede zwischen deutscher und französischer Malerei festzustellen. Der Deutsche malt Gesinnung, ehrliche, anständige, aber die Malerei kommt zu kurz. Für diese scheint trotzdem das Gefühl am ehesten am Rhein lebendig zu sein, hier läßt sich beides verbinden; man vergesse nicht, daß im Rheinland August Macke und Seehaus lebten.

Der Doppelrichtung des Rheinlandes, seiner neuen Lebensenergie und seinen handelspolitischen Fäden nach Norden und Westen verdankt ein überaus glücklicher und zukunftsreicher Gedanke seine Entstehung, die Errichtung einer Kunstausfuhrzentrale in Köln. Man beachte, daß bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts gute deutsche Malerei ein internationaler Wert war wie etwa die französische. Erst die Ausstellungspolitik der Wilhelminischen Zeit mit ihrer ausschließlichen Förderung der unfähigsten Akademiker hat den Kredit der deutschen Malerei im Ausland, vor allem in Amerika, untergraben. Diese Märkte könnten nur langsam und durch eine vorsichtige Kunstpolitik wiedererobert werden. Der Erfolg, den die Ausstellung des Kölner Dadaisten Max Ernst im Sommer 1921 in Paris hatte, sollte den Weg zeigen. Die besten Bilder unserer jungen Maler könnten von Köln aus richtig weitergeleitet, vieles wieder gutmachen. Aber den unausgeführten Plan bedroht die Unfähigkeit aufgepusteter Akademiker, für die auch in unseren großen Privatgalerien kein Platz sein sollte.

Kunstverein und Galerie Goyert verfügen schon durch ihren Umfang über Möglichkeiten, die kaum ein anderes Zentrum des

Westens besitzt. Eine Stadt wie Köln muß imstande sein, zwei große Kunstinstitute zu tragen. Beide werden aber ihre Aufgabe erst dann erfüllen können, wenn unter Leitung eines Mannes vom Schlage Hagelstanges das versickerte und versumpfte Kunstleben der Stadt zusammengefaßt wird, wenn sich die Erkenntnis durchgerungen hat, daß schöne und umfangreiche Ausstellungsräume nur mit wirklichen Werten gefüllt werden dürfen, und daß es für den Kunstbesitz Kölns besser ist, dem siegreichen Vormarsch der Jugend eine Etappe als den Anhängern und Nachahmern der Vergangenheit eine Zuflucht zu bieten.

Digitized by Google

Wallraf-Richartz-Museum / Saal der altköln. Malerschule

Digitized by Google

Schnütgen-Museum

Digitized by Google

DAS MUSEUM FÜR OSTASIATISCHE KUNST

VON FRAU PROF. ADOLF FISCHER

Direktor des Museums für Ostasiatische Kunst der Stadt Köln

Kunst" ist das Programm dieses Museums, ostasiatische „Kunst". Ein solches Programm stellte Professor Adolf Fischer als erster in Europa auf und gab damit der ostasiatischen Kunst die Stellung, die ihr gebührt. Hatte diese Kunst doch bis dahin auf unserem Erdteil keine Gelegenheit gehabt, sich in ihrer vollen Ganzheit und Erhabenheit uns zu offenbaren.

Wohl hatten ethnographische Museen ostasiatische Gegenstände in ihren Interessenkreis gezogen; aber man erfaßte solche nur als ethnographische oder religiöse Dokumente. Man bewunderte das Fremde, das Seltsame, die Kuriosität. Nach und nach fingen die Kunstgewerbe-Museen an, das ostasiatische Kunstgewerbe als solches einzuschätzen und kunstgewerbliche Sammlungen aufzustellen, besonders Porzellan, Metall, Farbenholzschnitte. Die Museen aber, die sich ausschließlich mit Kunst, mit großer Kunst befaßten, blieben der ostasiatischen Kunst fremd. Sobald ein Kunstwerk nicht europäisch war, setzte das ästhetische, das Kunstgefühl aus, und an seine Stelle trat das sachliche Interesse.

Obgleich man für den Bereich Europas längst die Notwendigkeit erkannt hatte, die besten Kunstwerke aus der Fülle der nur ethnographisch, religiös oder geschichtlich interessanten Gegenstände herauszuheben und zu Kunstmuseen zu vereinigen, für Ostasien hatte solches Verständnis nicht eingesetzt. Dem Schöpfer des Museums für ostasiatische Kunst blieb solche Einsicht vorbehalten. Nur um ihrer ästhetischen, um ihrer Qualitätswerte willen sind die Gegenstände im Museum für Ostasiatische Kunst ausgestellt. Das Museum dient in erster Linie den Musen.

Freilich, wer in diese Kunst untertauchen, sich von ihr gefangennehmen lassen will, muß sich frei machen können von der uns anerzogenen Ansicht, daß die Antike die alleinseligmachende Kunst sei, muß einsehen lernen, daß auch andere Auffassungen Berechtigung haben.

Nicht die Natur ist es, die der Ostasiate wiederzugeben sich bemüht, wie der Grieche, sondern einzig und allein der geistige Inhalt dieser Natur, die ihm die Formen nur als Vorwand leiht. Die Holzstatue eines Priesters (Abb. 1), gebunden in der Form, mit zusammengezogenen Augenbrauen, gekrampften Händen, will nicht das anatomisch und physiognomisch genaue Abbild dieses Priesters wiedergeben, sondern eine Idee, den Seelenzustand, die Konzentration, inbrünstiges Meditieren. Die Tuschmalerei eines Pferdes (Abb. 2) soll nicht den schönen Bau dieses Tieres sinnlich erfassen, wie die Natur ihn uns zeigt, sondern sein Wesen, sein Sehen, sein Suchen, sein Schnuppern.

Digitized by Google

Schon im Jahre 1903 war in Adolf Fischer die Idee zu einem Museum für Ostasiatische Kunst gereift, die von dieser Zeit an sein ganzes Denken und Tun beherrschte. Damals nannte er sein, der Menge kaum faßliches, selbst einsichtigen Kreisen allzu fern stehendes Projekt „Zukunftsmusik". Heute aber steht sein Museum als eine Selbstverständlichkeit da. Niemand macht der ostasiatischen Kunst ihre Stelle neben der unsrigen streitig.

Eine Welle hellster Begeisterung für Asiens alte Kunst und Kultur ist über Europa gekommen. Wir haben die unendlichen geistigen Werte erkannt und begriffen, die Asien auch in der Kunst uns reichen will, und setzen sie als Pfropfreis unseren kranken und müden Anschauungen auf.

Der Stadt Köln gebührt der Ruhm, die erste in Europa zu sein, die der ostasiatischen Kunst ein eigenes Museum erbaute.

Im Jahre 1909 stiftete Professor Adolf Fischer seine zielbewußt angelegten Kunstsammlungen, das Resultat langjähriger Expeditionen und Studienreisen durch das Innere Chinas, Koreas und Japans, der Stadt Köln unter der Bedingung, daß Köln nach seinen Ideen und Plänen für diese Sammlungen ein Museum erbaue und erhalte, dem er sich auf Lebenszeit als Direktor zur Verfügung stellte.

Am 25. Oktober 1913 fand die feierliche Eröffnung des Museums statt, das den Besitz Kölns an echter Kunst bedeutend vermehrt. In- und Ausland brachten ihm regstes Interesse entgegen.

Das Museum für Ostasiatische Kunst ist als durchaus selbständiges Museum neben dem Kunstgewerbe-Museum erbaut. Da die Fronten des neuen Museums an der verkehrslosen Bremer Straße und dem Gereonswall liegen, wurde der Zugang für den Besucher durch das benachbarte Museum gewählt.

Schon von außen kennzeichnet sich das Haus, im gewollten Gegensatz zum Kunstgewerbe-Museum, als moderner Bau mit monumentaler Hausteinfassade in ruhigen, einfachen Linien. Die an der Hand der Kunstwerke erdachten Pläne für die Raumgestaltung des Museums fügte der Architekt Franz Brantzky, Köln zu einem vornehmen Ganzen, zu einem Schatzhause, das den Kunstwerken ein würdiges Heim bietet. Die vornehme Inneneinrichtung ist das Ergebnis jahrelanger museumstechnischer Studien. Bewußt unterordnet sich allenthalben der Rahmen den Kunstwerken, so daß diese zu voller Wirkung kommen.

Sowohl beim Bau wie bei der Inneneinrichtung wurde von der Anlehnung an ostasiatische Baustile abgesehen. Solche eignen sich weder für Museumszwecke noch für unser Klima und werden sich auf unserm Boden baukünstlerisch stets als Unwahrheiten herausstellen.

Die Aufstellung der Kunstwerke hat in der Weise stattgefunden, daß der Beschauer (hier in Köln zum erstenmal) einen Ueberblick gewinnt über das gesamte Kunstschaffen der Ostasiaten, über die große Kunst, d. h. Malerei und Plastik, und das auf

Digitized by Google

dieser Grundlage erwachsene Kunstgewerbe. Das gesamte zur Schau gestellte Material wurde von Adolf Fischer wie Steine zu einem Bau zusammengetragen und bildet nun ein harmonisches Ganzes, ein Kunstwerk in sich. Nicht eine Massensammlung ostasiatischer Objekte wurde angetrebt, sondern eine Sammlung einzelner Kunstwerke, die typisch für ihre Gattungen und Epochen sind. Die Anordnung beruht in erster Linie auf rein künstlerischen Grundsätzen, lehnt sich jedoch streng an die Wissenschaft an, der sie gerecht zu werden trachtet.

Die Sammlungen erstrecken sich über 32 Räume.

Dem ältesten der drei Kulturländer Ostasiens, China, wurde im Museum der Vortritt eingeräumt. In Raum 1 beginnt die Darstellung der chinesischen Plastik mit den frühesten Zeugen dieser Kunst, steinernen Flachreliefs aus der Han-Zeit (206 vor bis 220 nach Chr.) bis zur vollrunden Plastik, ebenso der Tonplastik, diesen hochinteressanten Grabbeigaben von bedeutender künstlerischer Gestaltung, die teils glasiert, teils bemalt sind.

Wie das Christentum in Europa, so war es der Buddhismus in Ostasien, der die religiöse Kunst geschaffen. Meisterwerke von größter Tiefe und Reinheit entstanden unter seinem Zwang, erfühlt und erdacht von Mönchen, später von Künstlerdynastien, die noch heute sich bis in die frühesten Jahrhunderte zurückverfolgen lassen. China, Korea und Japan waren gleich innig dem Buddhismus ergeben. Die religiöse Kunst dieser drei Länder ist deshalb im Museum gemeinsam, und zwar in Raum 2 und 3 ausgestellt. Steinplastik, Holzplastik und Malerei waren es in erster Linie, die der Buddhismus zur Verherrlichung seiner Götter brauchte. Die Sammlung japanischer Holzplastik, die Meisterwerke vom 8. bis ins 18. Jahrhundert enthält, ist der Stolz des Museums und wetteifert mit religiösen Malereien, die wie in den Tempeln, so auch hier innige Gemeinschaft halten.

Der Kunst des Lamaismus, dieses in Tibet entstandenen Nebenzweiges des Buddhismus, dient ein eigener Raum.

Drei japanische Originalwohnräume leiten von der religiösen Kunst zur profanen Kunst über. Hier beginnt die Darstellung mit Meisterwerken der chinesischen Malerei aus dem 12. bis zum 18. Jahrhundert.

Ernst und feierlich gestimmt ist der Raum für chinesische Bronzen, der neben Typen aus allen Epochen das älteste Kunstwerk des Museums, ein Sakralgefäß aus der Shang-Dynastie (1766—1122 v. Chr.) enthält, wuchtig und monumental in seiner strengen Form, die keinen Vergleich mit griechischen oder römischen Bronzen der besten Zeit zu scheuen braucht. Von hohem künstlerischen und wissenschaftlichen Interesse ist die Sammlung chinesischer Metallspiegel.

Es folgen die übrigen Gebiete der angewandten chinesischen Kunst, Jade-Kunstwerke der vorbuddhistischen und späterer Zeit, Werke der vornehmen Lackkunst, Cloisonné, Glas, dann

Digitized by Google

die Keramik in ihrer gesamten Entwicklung, von den grünglasierten, mit perlmutterartig schimmernder Patina bedeckten Töpfereien der Han-Zeit (206 vor bis 220 nach Chr.), über die edlen Gefäße mit geflossenen, leuchtenden Glasuren der Sung- (960—1280), Yuan- (1280—1368) und Mingzeit (1368—1644) und dem Porzellan, bemalt oder mit einfarbigen Glasuren in den verschiedensten Tönungen bis zu den noch künstlerisch wertvollen, feinen Erzeugnissen des 18. Jahrhunderts. Welche Anregung für Art und Form hat diese Kunst Jahrhunderte hindurch Europa gegeben! Z. B. Delft, Meißen, Sèvres! Ein gründliches Studium der europäischen Keramik, die von der chinesischen tief in den Schatten gestellt wird, kann auf das der chinesischen nicht verzichten.

Korea war der Mittler, der Chinas Kunst Japan überbrachte. Deshalb ist auch im Museum die koreanische Kunst als Uebergang von der chinesischen zur japanischen Kunst ausgestellt. Das Originellste, was diese von China abhängige Kunst erschaffen, sind Gräberfunde, Töpfereien, eigenartig und mannigfaltig in der Form, mit weißen, zartgrauen und grünlichen Glasuren und Reliefs oder Tonintarsien unter den Glasuren. Reich und vielseitig ist die Sammlung solcher Töpfereien, im Ursprungslande selbst erworben, als die Korea beherrschenden Japaner soeben angefangen, die bis dahin unberührten Gräber koreanischer Fürsten zu öffnen.

Die Profankunst Japans, des jüngsten der drei ostasiatischen Kulturländer, folgt. Die Malerei in ihrer gesamten Entwicklung füllt viele Säle, einschließlich der dekorativen Malerei mit ihren rein sinnlich zu erfassenden Schöpfungen, die nicht einen Raumeindruck wiedergeben wollen, sondern die künstlerische Aufteilung der Fläche anstreben, unterstützt von dem Reiz der Farbe und der Klarheit und Einfachheit der Linie. Die größten Maler Japans liehen gern ihren Pinsel solcher Kunst, die sie auf Wandschirme, Setzschirme, Holz- und Papiertüren Wunderwerke zaubern ließ.

Im Zusammenhang mit Malereien ist die japanische angewandte Kunst aufgestellt, so im Verein mit feinen Tuschmalereien, die die dem Teekult ergebenen Aestheten am höchsten werteten, die Teekeramik, eine gewählte Sammlung von Töpfereien schlichtester und vornehmster Art. Sie vermeidet jede laute Wirkung und will nicht nur geschaut, sondern auch getastet, gefühlt sein. Nicht dem täglichen Gebrauch dienten diese Teeschalen, Teepulverurnen, Räucherwerkdöschen, Wassergefäße u. a., sondern der feierlichen Teezeremonie. Die Profantöpferei ist in weiteren Räumen gezeigt, chronologisch geordnet nach Provinzen und Werkstätten.

Die Sammlung japanischer No-Masken möchte man fast der Großplastik einreihen, so packend und erschütternd ist die Wirkung dieser dem klassischen No-Spiel, den opernartigen Theateraufführungen dienenden Masken, so kraftvoll ist ihr Aus-

druck! Sie stammen fast durchgehend von der Hand berühmter Maskenschnitzer.

Der Raum der Lackkunst, der in Japan beliebtesten Kunst, die fast alle Gebrauchsgegenstände in ihren Bereich zog und sie feinsinnig erdachte, formte und schmückte, gibt einen Ueberblick über die verschiedensten Arten und Techniken und überzeugt den Beschauer, daß die noch immer bei uns bewunderten und begehrten Ausfuhr-Lacksachen mit echter japanischer Kunst, wie die hier gezeigte, nichts zu tun haben. Epochemachende, berühmte Maler widmeten ihr Genie dieser Kunst und schufen Kunstwerke von eigenartigem Reiz und einer Vollkommenheit, denen Europa nichts an die Seite zu setzen hat. Im alten Japan beschenkten Fürsten ihre Getreuen und Feldherren mit kostbaren Gebrauchsgegenständen aus Lack, die sich durch die Jahrhunderte von Kind auf Kindeskind vererbten.

Medizinbüchschen aus Lack und die dazu gehörenden Netzuke, diese entzückenden Erzeugnisse einer bis in die Einzelheiten durchgearbeiteten Kleinplastik, sind mit Malereien der volkstümlichen Schule, mit denen sie zeitlich zusammenfallen, ausgestellt.

Raum 27 ist der Waffenkunst Japans gewidmet, den Dokumenten des von Heldengeist erfüllten Rittertums, Rüstungen, Helmen, Sätteln und Schwertern, auf deren künstlerische Ausgestaltung größter Wert gelegt wurde. Die Kunst der Schwertzieraten ist in ihrer vollständigen Entwicklung dargestellt, von den einfachen wuchtigen eisernen Plattner-Stichblättern bis zu den elegantesten Arbeiten aus wirkungsvollen, farbigen Metallmischungen mit malerisch angeordneten Gold-, Silber und anderen Metalleinlagen, die wie feinste Goldschmiedearbeit wirken, oder mit genial hingeworfenen, die Linien des an- und abschwellenden Pinsels des Malers nachahmenden Ziselierungen. Alle Schulen und Meister sind mit Originalwerken vertreten und in leicht faßlicher Uebersicht ausgestellt.

In gleicher Lückenlosigkeit zeigt sich der Farbenholzschnitt, als Fortsetzung der volkstümlichen Malerei, der in Europa schon seit langem einer begeisterten Verehrerschar sich erfreute, im Gegensatz zu Japan, das ihn gering schätzte und dem erst die jüngste Zeit die Augen für diese Schönheiten öffnete. Den Vortritt vor den japanischen haben sehr seltene, schöne chinesische Farbenholzschnitte, die etwa hundert Jahre älter sind als der Vielfarbendruck in Japan, und die die Behauptung zweifelhaft machen, daß Japan autochthon den Vielfarbendruck erfunden habe. Originaldruckplatten aus Holz führen anschaulich in die Technik des Druckverfahrens ein.

Erzeugnisse der Textilkunst, deren Produkte schon das griechisch-römische Reich begehrte und die Europa immer wieder als Kostbarkeit und Anregung anerkannte, sind in Raum 30 vereinigt, reiche Seidenwebereien, Gold- und Silberbrokate in

mannigfaltiger Technik, von dekorativer Pracht und farbenleuchtender Schönheit, von Tempelvorhängen, Priestermänteln, No-Kostümen, Hof- und Theatertrachten stammend oder ganze Gewänder.

Ein Raum des Untergeschosses dient der Baukeramik. Da schaut von den Wänden eine reiche Sammlung von Dachziegeln in phantastischster Form mit strahlenden gelben, grünen und blauen Glasuren, die eine Vorahnung gibt von der farbenprächtigen Wirkung chinesischer Tempel und Paläste. Damit der Besucher sich ein lebendiges Bild mache von der Verwendung solcher bunten Ziegel, sind in demselben Raum Abbildungen aus einem Tafelwerk über chinesische Architektur aufgehängt.

Der letzte Raum enthält Nachbildungen klassischer Werke, die unveräußerlicher Staatsbesitz Japans sind, z. B. Kopien der berühmten ältesten Tempelfresken von Horiuji, von Meisterhand gefertigt, dann überlebensgroße Holzstatuen, im gleichen Material wie die Originale von ausgezeichneten Bildhauern gestaltet. Absichtlich sind diese Nachbildungen von den Originalwerken der übrigen Säle getrennt worden.

Eine Bibliothek, deren Grundstock Adolf Fischers Handbibliothek bildet und die systematisch als Fachbibliothek für ostasiatische Kunst ausgebaut wurde, wird demnächst dem Publikum zur Benutzung übergeben werden.

Mit der Eröffnung des Museums erschien ein von Professor Adolf Fischer bearbeiteter „Führer". Im Verein mit einer umfassenden Bezettelung der Kunstwerke, die sich natürlich auf das Wesentlichste beschränken muß, gibt er in kurzgefaßter, übersichtlicher Form Aufschluß über das Wichtigste, kurze Uebersichten über die verschiedenen Kunstepochen, Erklärungen von Motiven und Techniken.

Veröffentlichungen größeren Stils sind in Bearbeitung. Als erste wird die über die chinesische Plastik, dann eine solche über die japanische Plastik des Museums erscheinen.

Am 13. April 1914 starb Professor Adolf Fischer. Die Stadt Köln stellte, in Raum 2, die Porträtbüste des Stifters und ersten Direktors des Museums auf und errichtete ihm ein Ehrengrab auf dem neuen Friedhof Melaten. Laut Vertrag ist die Direktion auf seine Gattin und Mitarbeiterin, Frau Prof. Adolf Fischer, übergegangen.

Digitized by Google

DIE KUNSTGEWERBE- UND HANDWERKER-SCHULE KÖLN

VON PROFESSOR M. ELSÄSSER
Direktor der Kunstgewerbe- und Handwerkerschule

Köln genießt von alters her den Ruf einer Pflegestätte aller schönen Künste, und die vielen herrlichen Kirchenbauten aus romanischer und gotischer Zeit, und nicht weniger die Werke der alten Kölner Malerschule haben den Ruhm der alten Handelsstadt Köln eben so weit oder noch weiter getragen, als ihr Handel und Verkehr. Man darf danach wohl mit Recht und fast mit Selbstverständlichkeit schließen, daß auch heute noch Köln in den Fragen der bildenden Kunst und des Kunstgewerbes eine führende Stellung einnimmt, und sich in der eifrigen Pflege von Kunst und Kunsthandwerk des Erbes aus alter Zeit bewußt und würdig zeigt.

In der Tat sind sich heute die führenden Männer der Stadt dieser Verantwortung in hohem Maße bewußt und gerade in der jüngsten Zeit sind Bestrebungen im Gange, die geeignet sein werden, Köln auch in der heutigen Kunstpflege einen würdigen Platz zu sichern.

Aber nicht immer war es so. Die Zeiten des künstlerischen Niederganges, die in ganz Deutschland so unendlich viel Kultur zerstört, so viele wertvolle Fäden abgerissen haben, ließen uns am Ende des letzten Jahrhunderts in einer trostlosen künstlerischen Ziellosigkeit stehen, aus der wir nun seit den letzten Jahrzehnten mit großer Mühe, vielen Opfern und mit viel Lehrgeld herauszukommen suchen. — Diese Zeiten des Ungeschmackes und der künstlerischen Teilnahmslosigkeit haben auch in Köln verheerend gewirkt. Und es ist eine ganz besondere Tragik, daß gerade die Stätten alter Kultur, in denen die schönsten Beispiele hoher und reifer Kunstgesinnung und -betätigung zur Nacheiferung ermuntern sollten, besonders lange in einem Zustand künstlerischer Apathie befangen blieben.

Daraus ist es zu erklären, daß auch die Bestrebungen zur Gründung einer Kunstschule, die schon seit der Mitte des letzten Jahrhunderts wachgeworden waren und immer wieder vergebliche Anläufe nahmen, ihr Ziel zu erreichen, so lange ohne greifbaren Erfolg blieben. Immer wieder scheiterte ihre Entstehung an der Gleichgültigkeit und mangelhaften Opferfreudigkeit der Bürgerschaft, die die Verantwortlichkeit für öffentliche Kunstpflege auf diesem Gebiet nicht nur nicht fühlte, sondern geradezu ablehnte.

Und so kam die Gründung der heute bestehenden Kunstgewerbe- und Handwerkerschule erst um 1880 zustande, als unter des über Köln hinaus rühmlich bekannten Geheimrat Rombergs Leitung das zunächst gemeinsame Institut der Maschinenbau-

Digitized by Google

schule, der Baugewerkschule und der Kunstgewerbeschule in Gang gebracht wurde.

Vom heutigen Standtpunkt aus mag die Dreigliederung dieses Instituts an sich schon auffallen und ein bedenkliches Licht auf die Auffassung von Kunsthandwerk werfen, das gemeinsam mit dem Maschinenbau getrieben wurde; und doch lag darin ein gesunder Gedanke: soll doch Handwerk und Kunsthandwerk alles gestalten, was Menschenhand ersinnt und schafft. Und wenn uns heute diese Vereinigung absurd und unmöglich erscheint, so zeigt dies nur, wie weit der Begriff des Kunstgewerbes von seiner ursprünglichen Bedeutung abgeirrt ist, und wie das Bedürfnis nach Kunstäußerung von einer selbstverständlichen Lebensfrage fast zu einer Luxusfrage verdreht worden ist.

Aber heute schon bedauert man, daß die Kunstgewerbe- und Handwerkerschule nicht mit der Baugewerkschule zu einer großen Bildungsanstalt für Bau- und Kunsthandwerk vereinigt werden kann. Und es wäre zu wünschen, daß wir noch eine Zeit erleben möchten, wo auch die Gestaltung der Maschine als eine zugleich technische und künstlerische Aufgabe erfaßt wird, künstlerisch nicht im Sinne von Ornament und Schmuck, sondern von Harmonie, Proportion, Zweckerfüllung und Zweckerscheinung, Materialgerechtigkeit etc. etc.

Aber die Zeiten waren künstlerisch schon zu verderbt, als daß die Vereinigung der drei Institute zweckentsprechend durchführbar gewesen wäre, und so erscheint seit Anfang des 20. Jahrhunderts die Kunstgewerbeschule als selbständige Schule in dem alten Alexianerkloster. Dieser äußerlich ungemein reizvolle Bau, der eins der anziehendsten Straßenbilder Kölns beherrscht, zeigt in seiner inneren Gestaltung, in seinen unmöglichen Sälen, Zimmerchen und Zellen, wie wenig ernst man es selbst damals noch mit dieser Schule meinte, in einer Zeit, da anderwärts schon die blühendsten Kunstgewerbeschulen entstanden. Und so war es kein Wunder, daß schon 1911 ein Neubau beschlossen wurde, der die Schule mit dem Kunstgewerbemuseum verbinden sollte. Leider verzögerte sich der Beginn des Baues solange, bis schließlich der große Weltkrieg seine Ausführung völlig unmöglich machte. Und so fristet die Schule auch heute noch ihr Dasein in dem alten Alexianerkloster, obwohl die Stadt in richtiger Erkenntnis der Lage gleich nach Friedensschluß den alten Baugedanken wieder aufgenommen hat und bereit ist, mit den heute zur Verfügung stehenden Mitteln einen, wenn auch bescheidenen, schmucklos sachlichen, so doch immerhin den heutigen Erfordernissen entsprechenden Neubau zu errichten.

Nachdem die Trennung der verschiedenen Schulen erfolgt war, bekam die Kunstgewerbe- und Handwerkerschule, die als städtische Schule nur lose unter der Aufsicht des preußischen Handelsministeriums steht, einen eigenen Direktor. Professor Halmhuber leitete die Schule von Herbst 1906 bis Sommer 1909; um die Wende

Digitized by Google

des Jahrhunderts einer der jugendfrischen Vorkämpfer moderner Kunstgesinnung, war er wohl geeignet, der Jugend neue Wege der Gestaltung, der Materialverwendung und Zweckerfüllung, des Schmucks und Ornamentes zu weisen. Lag so das Schwergewicht seiner Bedeutung hauptsächlich in seiner Tätigkeit als Lehrer und Künstler, so ergänzte ihn nach seiner Berufung nach Hannover sein Nachfolger Professor Thormählen, der vor allem organisatorisch und pädagogisch tätig, der Schule bis Dezember 1919 seine wertvollen und unermüdlichen Kräfte widmete. Unter seiner Leitung bekam die Schule ihr heutiges Gesicht: eine stattliche Reihe tüchtiger Lehrkräfte pflegt in verschiedenen Fachklassen die kunstgewerblichen Gebiete der Bildhauerei und Keramik, der Dekoration und monumentalen Malerei, der Kleinkunst, der Textilfächer, des Buchgewerbes, der Architektur, mit all den begleitenden Fächern, unter denen der Zeichenunterricht bis jetzt immer noch die größte Rolle spielt. Was der Schule bisher besonders fehlt, ist die Einrichtung und der Betrieb kunsthandwerklicher Werkstätten. Sowohl das bisherige Gebäude als die Zusammensetzung des Lehrkörpers ermöglichen die dringend notwendige praktische Betätigung auf handwerklichem und kunsthandwerklichem Gebiet als die Grundlage allen künstlerischen Schaffens bis jetzt nur in bescheidenstem Umfange und auf wenigen Gebieten.

Diese enge Fühlung mit der Praxis und die Verbindung der Schule mit dem Handwerk sollte nun die Berufung des neuen Direktors im Herbst 1920 bringen. Die Wahl fiel mit Bewußtsein auf einen in der Praxis stehenden Architekten, der die Bedürfnisse der heutigen Zeit aus eigener Erfahrung kennt und der die Möglichkeit hat, die notwendig organische Verbindung zwischen den verschiedenen Zweigen des Kunstgewerbes herzustellen und in seiner Tätigkeit gewissermaßen selbst zu verkörpern. Durch einen Werkstättenneubau soll es ermöglicht werden, das moderne Programm einer praktischen kunstgewerblichen Werkschule in bescheidenem Umfange, aber mit lebendiger Wirkung in die Wirklichkeit umzusetzen. Der Neubau, von den Stadtverordneten in den Vorentwürfen bereits genehmigt, soll Ende dieses oder Anfang nächsten Jahres begonnen werden.

Nachdem so die Verwirklichung der neuen Organisation in der allernächsten Zeit in Aussicht steht, ist es an dieser Stelle wohl berechtigt, an Stelle einer näheren Schilderung der bestehenden Einrichtung der Schule das neue Programm zu setzen, zu dessen Durchführung schon die wichtigsten Schritte getan sind.

Die neue Werkschule für angewandte Kunst und Kunsthandwerk soll eine Bildungsstätte für alle die Handwerker und Kunsthandwerker sein, die, sei es im Bauhandwerk, sei es in der Industrie, oder für sich selbständig zu gestalten berufen sind. Sie wird, wie schon der Name der Anstalt deutlich sagt, sich nicht bloß auf die Pflege des heute so genannten Kunstgewerbes be-

y Googl

schränken, sondern wird versuchen, auch den einfachen Handwerksberufen, soweit sie in den Bereich der Gestaltungskunst gehören, ihre Kräfte zu leihen und gewissermaßen Musterwerkstätten für die Handwerksberufe zu bilden, in denen sowohl nach der handwerklich technischen und praktischen, als auch nach der kulturell-künstlerischen Seite in gesundem, modernen Sinn gearbeitet wird.

Es ist eine Handwerkertagesschule geplant, in welcher Tischler, Schlosser, Dekorateure, Dekorationsmaler, Mosaik- und Glasmaler, Keramiker, Stukkateure, Metallarbeiter, Goldschmiede, Buchdrucker, Buchbinder, Textilhandwerker etc. an praktischer Arbeit gebildet werden sollen.

Eine Handwerkerabendschule für die gleichen Berufe sorgt für die Ergänzung der fachlichen Bildung in Fachzeichnen, Materialienkunde, Gesetzeskunde, Kalkulation, Zeichnen und Modellieren und ist sowohl für die Schüler der Tagesschule als für Handwerksgesellen und Lehrlinge zugänglich.

Hand in Hand mit den Werkstätten der Handwerkertagesschule sollen die Fachklassen der Kunstgewerbeschule arbeiten. Während die Handwerker in den Werkstätten an praktischer Arbeit nach guten Entwürfen der Schule für ihr Handwerk erzogen und dem Handwerk erhalten werden sollen, geben die Fachklassen der Kunstgewerbeschule künstlerisch begabten Handwerkern und Kunsthandwerkern, sowie Absolventen von höheren Schulen Gelegenheit, sich im Kontakt mit den praktischen Arbeiten der Werkstätten künstlerisch zu bilden. Für diese Schule ist neben der künstlerischen Begabung eine vorhergehende Lehrzeit oder Volontärzeit in einem kunstgewerblichen Beruf Voraussetzung für die Aufnahme. Nur in Ausnahmefällen kann diese praktische Vorbildung auf der Schule nachgeholt werden.

Es sind Fachklassen geplant für Flächenkunst: Ornamentale und figürliche dekorative Malerei, Glasmalerei, Mosaik, für Textil und Handarbeit aller Art, für Gebrauchs- und Werbegraphik, für Plastik: ornamentale und figürliche dekorative Plastik in Stein und Holz, Bronze, Stuck, Keramik, für Kleinkunst, Goldschmieden, Emaillieren, Ciselieren, Gravieren etc.

Für Schüler die eine besondere vielseitige Begabung zeigen, oder solche, die sich für bestimmte Fachklassen noch nicht entscheiden können, werden freie Versuchsklassen eingerichtet, in denen auf allen kunstgewerblichen Gebieten entwerfend und ausführend gearbeitet werden kann.

Daneben tritt der ergänzende Unterricht in Zeichnen und Darstellen, Malen, Modellieren, Aktzeichnen, Anatomie, Tier- und Pflanzenstudien, Schriftzeichnen, Projektionszeichnen, Schattenlehre und Perspektive, Formenlehre, Farbenlehre, Stilkunde, Kunstgeschichte, Raumlehre etc.

Endlich soll auch in bescheidenem Umfange Architekten die Möglichkeit gegeben sein, sich auf den kunstgewerblichen Ge-

bieten weiterzubilden und sich insbesondere mit den Fragen der Innenarchitektur und Möbelkunst, sowie der dekorativen Malerei und Plastik zu befassen. Zugleich soll die Schule die Zusammenfassung aller Künste in der Baukunst und ihrer Wechselwirkung zeigen und den Schülern praktisch vorführen.

Neben den fortlaufenden Kursen der Handwerkertagesschule finden nach wie vor die achtwöchigen Meisterkurse der Gewerbeförderungsanstalt statt, in denen vor allem auswärtigen Handwerkern Gelegenheit zur Weiterbildung und Vorbereitung auf die Meisterprüfung gegeben wird. Es finden Kurse statt für Tischler und Schlosser, Buchbinder, Maler, Sattler und Polsterer, Herren- und Damenschneider, Schuhmacher und Schornsteinfeger.

Der geplante Neubau, der nach den Entwürfen und unter der künstlerischen Leitung von Direktor Prof. Elsaeßer demnächst vom städt. Hochbauamt ausgeführt werden soll, wird auf dem städtischen Grundstück der Gewerbeförderungsanstalt unter Mitbenutzung der vorhandenen Anstalt erstehen und in einem vierflügeligen Bau die erforderlichen Werkstätten, Lehrsäle etc. aufnehmen.

An Lehrstellen sind vorgesehen: Der Direktor, 12 hauptamtliche Lehrkräfte, 17 Lehrmeister und Werkstattleiter und eine Reihe von Hilfslehrern und Assistenten.

So soll durch ein Zusammenarbeiten von Handwerkern und Künstlern, von Lehrer und Schüler, Meister, Geselle und Lehrling, durch eine gegenseitige Ergänzung praktischen und theorethischen Unterrichts im Lehrsaal, Zeichensaal und Werkstätte der Versuch gemacht werden, wieder eine einheitliche Handwerkskunst anzubahnen und das Kunstgewerbe auf den gesunden Boden der handwerklichen Betätigung und einer frischen Gestaltung aus Material und Technik zu stellen.

*

Digitized by Google

DAS KONSERVATORIUM DER MUSIK

VON PROFESSOR ERNST WOLFF

Bonn hat seine Universität, Aachen sein Polytechnikum, Düsseldorf seine Kunstakademie; die Stadt Köln hat den Beruf, die musikalische Führerin des Rheinlandes zu sein," so schrieb Franz Wüllner 1885 an die Stadtverwaltung von Köln, bald nachdem er dort sein Amt als städtischer Kapellmeister angetreten hatte. Nicht immer hatte Köln diesen Vorrang unter den Musikstädten des Rheinlandes behauptet. Denn bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts bildete Düsseldorf, wo von 1833 bis 1849 nacheinander Felix Mendelssohn, Julius Rietz und Ferdinand Hiller das musikalische Szepter in Händen hatten, unstreitig den Mittelpunkt des rheinischen Musiklebens. Wenn sich mit Hillers 1849 erfolgter Uebersiedlung nach Köln allmählich ein Umschwung vollzog, und die rheinische Metropole auch in der Musik eine unbestrittene Herrscherstellung erwarb, die ihr bis in die Gegenwart geblieben ist, so verdankt sie dies nicht zuletzt der Gründung und dem raschen Emporblühen des Konservatoriums der Musik, das heute auf eine einundsiebzigjährige Entwicklung zurückblicken kann. Mögen die erlesenen Konzertveranstaltungen und das reiche Theaterleben der Stadt mehr nach außen wirken und glänzendere Augenblickserfolge erzielen — einen tieferen und nachhaltigeren Einfluß auf die künstlerische Kultur übt die emsige Arbeit ihrer musikalischen Hochschule aus; denn ihr gehört das werdende Musikergeschlecht, und ihre Wirksamkeit reicht in eine ferne Zukunft.

Aus unscheinbaren Keimen wuchs der heute so stattliche Baum empor. Im Jahre 1843 war Heinrich Dorn aus Königsberg als städtischer Kapellmeister nach Köln berufen worden. Er war zunächst auch zur Leitung der Oper verpflichtet und bezog ein Gesamteinkommen von 1400 Talern, wovon 600 Taler städtisches Gehalt waren und 400 Taler nötigenfalls durch Beiträge von Kunstfreunden gedeckt werden sollten. Dieser Fall trat ein, als der Theaterdirektor seinen Etat einschränkte, und dadurch auch Dorn seine Stellung am Theater verlor. Um nun den Zeichnern jener 400 Taler eine Gegenleistung zu bieten und seine frei werdende Zeit und Arbeitskraft zu Nutzen der Stadt zu verwerten, erbot sich Dorn freiwillig, eine musikalische Lehranstalt zu begründen und unentgeltlich zu leiten. Der Plan wurde angenommen, und unter dem Vorsitz eines Gemeinderatsmitgliedes trat ein Kollegium von Musikfreunden zusammen, das mit Hilfe freiwilliger Beiträge von Bürgern der Stadt die Rheinische Musikschule unter Dorns Leitung im April 1845 ins Leben rief. Aber die Anstalt gedieh nicht; ihr immer schon geringer Schülerbestand war im Jahre 1849, als Dorn einem Ruf als Hofkapellmeister nach Berlin folgte, auf drei zusammengeschrumpft.

Die Gründe für diesen Mißerfolg sind wohl darin zu suchen, daß die Schule nur Angehörige der Rheinprovinz aufnahm, kein Schulgeld erhob und ausschließlich für das Lehrfach ausbildete.

Als Ferdinand Hiller, der fruchtbare Komponist, der glänzende Klavierspieler und geistreiche Schriftsteller, 1849 sein Amt als Dorns Nachfolger antrat, erkannte er sofort mit klarem Blick, woran die „Rheinische Musikschule" gekrankt hatte, und entwarf den Plan zu einer Kunstanstalt mit umfassenderer Einrichtung und dem ausgesprochenen Zwecke, „jungen Leuten beiderlei Geschlechts, die sich der Tonkunst als Künstler widmen wollen, eine möglichst tüchtige und allgemeine Ausbildung zu verschaffen". Hillers Plan wurde einem am 10. Dezember 1849 unter Vorsitz des kommissarischen Oberbürgermeisters Graeff zusammengetretenen Komitee vorgelegt und fand allseitige Zustimmung. Und auch der Erfolg gab ihm recht, wie aus folgenden Zahlen erhellt: die Schule begann im April 1850 mit 17 Schülern, wovon 10 Freischüler waren, und nahm 2070 M. an Schulgeldern ein; als Hiller 1884 aus dem Dienst schied, hatte sie 152 Schüler, darunter 14 Freischüler, und erbrachte ein Schulgeld von 35640 M. Die neugegründete Anstalt behielt zunächst den Namen der alten „Rheinischen Musikschule" bei, wurde aber 1858 in „Konservatorium der Musik" umgetauft, vielleicht in der Absicht, ihre geistige Verwandtschaft mit dem 1843 von Mendelssohn ins Leben gerufenen Leipziger Konservatorium zu betonen. Leider aber ist in der Folgezeit das vornehm klingende Fremdwort durch manche Heimstätten des übelsten Dilettantismus in Verruf gekommen und kennzeichnet nicht mehr Wesen und Bedeutung der rheinischen Hochschule für Musik. Bei der Gründung und dauernden Förderung der Anstalt zeigten sich Opferwilligkeit und Kunstsinn der Kölner Bürgerschaft in hellstem Licht, und durch zahlreiche Geschenke und Stiftungen konnte sich das Konservatorium immer glänzender entfalten. Die Stadt gewährte ihm seit 1859 einen Jahresbeitrag von 1500 M. und erhöhte ihn 1884 auf 5000 M. Vom Staate wurde schon in den Jahren 1851—54 eine Unterstützung erbeten, aber erst 1873 in der Höhe von 6000 M. gewährt. Die bescheidene Unterkunft, die die Schule während der ersten 23 Jahre in Miethäusern am Marienplatz und in der Glockengasse gefunden hatte, vertauschte sie 1873 mit einem stattlichen eigenen Heim in der Wolfstraße. Und mit dem äußeren Umfang nahm auch die künstlerische Bedeutung der Anstalt zu. Hillers anregende Persönlichkeit, sein Ruf als schaffender und ausübender Künstler, seine weitreichenden Beziehungen zu der Kunstwelt des In- und Auslandes zogen viele bedeutende Talente nach Köln; auch verstand er es, einen immer wachsenden Stab ausgezeichneter Lehrkräfte um sich zu scharen. Er sah dabei nicht nur auf gediegene musikalische Bildung und gereiftes technisches Können, sondern legte besonderen Wert auf allgemeine geistige Kultur. Aus der langen Reihe der trefflichen Künstler, die unter Hiller am Konservatorium

wirkten, seien nur die folgenden genannt: Karl Reinecke, der spätere Gewandhauskapellmeister und Konservatoriumsdirektor in Leipzig, Isidor Seiß, der feinsinnige Klaviermeister, der 44 Jahre bis zu seinem Tode (1905) der Anstalt treu blieb, Albert Dietrich, später Hofkapellmeister in Oldenburg, Waldemar Bargiel, Friedrich Gernsheim und Ernst Rudorff, alle drei Lehrer für Klavier und Theorie, später Senatsmitglieder der Berliner Kunstakademie, James Kwast, der ausgezeichnete Klavierpädagoge, Dr. Otto Klauwell, der hochgeschätzte Musikschriftsteller, der 42 Jahre als Lehrer für Klavier, Theorie und Musikgeschichte, seit 1905 auch als stellvertretender Direktor dem Konservatorium seine vielseitige Kraft widmete, die vortrefflichen Geiger Franz Hartmann, Otto von Königslöw, Georg Japha und Gustav Holländer, der nachmalige Direktor des Sternschen Konservatoriums in Berlin, Mathilde Marchesi, die später zu Weltruf gelangte Gesanglehrerin, der seinerzeit als Evangelist in der Matthäuspassion vielbewunderte Karl Schneider, Gustav Jensen, der geschätzte Komponist, Samuel de Lange, der bekannte Tonsetzer und Organist, später Direktor des Stuttgarter Konservatoriums und Josef Schwartz, der seit 41 Jahren als Violinlehrer an der Anstalt wirkt und auch als langjähriger, ausgezeichneter Dirigent des Kölner Männergesangvereins verdientes Ansehen genießt.

Daß das Konservatorium unter Hillers Führung mit solchen Lehrkräften von Jahr zu Jahr an Bedeutung gewann, ist nicht zu verwundern. Als glücklicher Umstand kam hinzu, daß dem Vorstand der Anstalt Männer aus den ersten Kreisen der Kölner Bürgerschaft angehörten, die nicht nur ein warmes Herz, sondern auch eine offene Hand für die künstlerischen Ziele der aufblühenden Musikschule bewiesen und auch weitere Kreise für Stiftung von Freistellen, Unterstützung unbemittelter Talente und andere Beihilfen zu gewinnen wußten. Ihre kunstfördernde Wirksamkeit wurde denn auch dadurch belohnt, daß zahlreiche Schüler in der Oeffentlichkeit für den vortrefflichen Geist der Anstalt Zeugnis ablegten und bald zu Ansehen und Ruhm gelangten. Von den der Aera Hiller angehörenden Zöglingen des Konservatoriums seien hier nur erwännt: Engelbert Humperdinck, der kürzlich verstorbene Schöpfer von „Hänsel und Gretel", der nacheinander die Stipendien der Mozart-, der Mendelssohn- und der Meyerbeer-Stiftung errang, ferner die Mendelssohn-Stipendiaten Ernst H. Seyffardt und Anna Haasters und der Mozart-Stipendiat August von Othegraven, der nun schon lange als geschätzter Lehrer am Kölner Konservatorium wirkende feinsinnige Tonsetzer. Auch Charlotte Huhn, die weitberühmte dramatische Sängerin, und die mit dem rheinischen Musikleben engverwachsenen Dirigenten Julius Buths, auch ein Meyerbeer-Stipendiat, und die Brüder August und Hugo Grüters verdanken ihre Ausbildung dem Kölner Konservatorium unter Hiller.

gitized by Google

In der Vollkraft des Mannesalters hatte Hiller sein Amt angetreten und verwaltete es 34 Jahre hindurch in unverwüstlicher Gesundheit und Arbeitsfrische. Aber im Winter 1883/84 begann er zu kränkeln, trat im Frühjahr 1884 aus seinen Stellungen zurück und starb als Dreiundsiebzigjähriger am 11. Mai 1885. Doch die edle Saat, die er gesät, sollte nicht mit seinem Hinscheiden vergehen, sondern immer reichere Früchte tragen. Wohl erschien es schwer, einen solchen Mann zu ersetzen, aber es gelang, ihm einen Nachfolger zu finden, der nicht nur seines Vorgängers würdig war, sondern dessen Werk den Anforderungen einer neuen Zeit anzupassen und zu vollenden vermochte. Man hatte zunächst an Brahms gedacht, aber dieser wollte in seinem Alter keine feste Stellung mehr annehmen und wäre nach so langen Jahren der Ungebundenheit des freischaffenden Künstlers und Junggesellen schwerlich der rechte Mann für eine solche Stellung gewesen. Aber Brahms erwarb sich das Verdienst, dem Vorstand des Konservatoriums als geeignetste Kraft für den verwaisten Posten seinen Jugendfreund Franz Wüllner, den damaligen Hofkapellmeister und Konservatoriumsdirektor in Dresden, zu empfehlen, und bald konnte ein zu persönlichen Verhandlungen mit Wüllner nach Dresden gesandtes Vorstandsmitglied des Konservatoriums nach Köln telegraphieren: „Habemus papam." Im September 1884 siedelte der nunmehrige Leiter der musikalischen Geschicke Kölns in seine neue Heimat über, wo er 18 Jahre als guter Genius des musikalischen Rheinlandes waltete und Köln zu einer Musikstadt ersten Ranges erhob. Wüllner war nicht nur ein feinsinniger und äußerst vielseitiger Tonkünstler, sondern auch ein Mann von tiefer Geistes- und Herzensbildung und dazu eine imponierende Herrschernatur von vorbildlicher Pflichttreue und unerschöpflicher Arbeitskraft. Als Musikpädagoge überragte er alle mitlebenden Tonkünstler und hatte auf diesem Gebiete als Reorganisator der Musikschulen in München und Dresden bereits Großes geleistet. So zog denn auch das Kölner Konservatorium, das er mit Recht als den Mittelpunkt seiner Tätigkeit ansah, aus seiner Wirksamkeit den größten Nutzen. Sofort begann er ein großangelegtes und bis ins kleinste durchdachtes Reformwerk, um die Anstalt auf die Höhe der Zeit zu bringen und dauernd lebensfähig zu erhalten. Er erweiterte den Lehrplan durch allmähliche Einrichtung eines vollständigen Schülerorchesters, einer Opernschule, eines Seminars zur Ausbildung von Lehrern, zunächst nur für das Klavierfach, und ganz besonders durch eine systematisch durchgeführte Chorschule. Auf Grund seiner klassischen „Chorübungen", die sich die Welt erobert haben, erzielte er bald so glänzende Ergebnisse, daß die zwei Chorabende, die er alljährlich mit seiner obersten Chorklasse gab, zu den Höhepunkten des Musiklebens in Köln zählten. So machte er das Wort wahr, das Brahms vor Wüllners Anstellung zu dem verdienten langjährigen Präsidenten des Konservatoriums,

Geheimrat Schnitzler, gesprochen hatte: „Wenn Sie Wüllner nach Köln bekommen sollten, dann werden Sie erst mal kennen lernen, was Chorgesang bedeutet." Der große Chormeister wußte wohl, daß sicheres Vomblattsingen das untrüglichste Kennzeichen musikalischer Begabung und Bildung ist, und bestand mit Strenge darauf, daß sämtliche Schüler an der Chorschule in der ganzen methodischen Stufenfolge teilnahmen. Aber er brauchte keinen Zwang anzuwenden; denn die von Meister Wüllner selbst geleiteten Uebungen der obersten Chorklasse gehörten zu den fesselndsten Unterrichtsstunden der Anstalt, und jeder Schüler betrachtete es als eine Ehre, in diese auserlesene Sängerschar aufgenommen zu werden.

Auch über alle andern Zweige des Unterrichtes wachte Wüllner mit scharfem Blick und sicherer Hand. Pünktlich wie eine Uhr, mit einem staunenswerten Gedächtnis und durchdringender Menschenkenntnis begabt, dabei im Herzen gütig und wohlwollend, war er ganz der Mann, einen so verwickelten Organismus wie das Konservatorium und das leicht erregbare Völkchen der werdenden und gewordenen Künstler zu leiten. Er hatte denn auch den Lohn und die Genugtuung, daß die Anstalt sich unter seiner Leitung glänzend entwickelte und mit den ersten musikalischen Hochschulen Europas wetteifern konnte. Die Schülerzahl, die bei seinem Amtsantritt 152 betragen hatte, war in seinem Todesjahr 1902 auf 518 gewachsen. Natürlich mußte er auf stetige Ergänzung und Verjüngung des Lehrkörpers bedacht sein und bewies darin eine ebenso glückliche Hand wie sein Vorgänger. Nur wenige Namen können aus der stattlichen Zahl der von ihm verpflichteten Lehrer hier genannt werden: als Klavierlehrer Otto Neitzel, Max Pauer, Ernst Heuser und Max van de Sandt, für Orgel und Theorie Arnold Mendelssohn und F. W. Franke, für Theorie Franz Bölsche, für Gesang Benno Stolzenberg, Richard Schulz-Dornburg, Ernst Wolff und Rudolf Thiele, für Violine Karl Körner und Willy Heß. Auch die namhaften Komponisten Heinrich Zöllner und Engelbert Humperdinck waren einige Zeit unter Wüllner in verschiedenen Lehrfächern an der Anstalt tätig. Von den vielen Schülern dieses Zeitraums seien nur einige in der Oeffentlichkeit bekannt gewordene Namen genannt: die Dirigenten Wilhelm Mengelberg und Dr. Georg Dohrn, die Klavierspielerin Elly Ney, die Opernsänger Willy Birrenkoven, Wilhelm Fenten, Julius und Robert vom Scheidt, die Sängerinnen Cäcilie Rüsche, Therese Behr und Tilly Hinken. Auch Dr. Ludwig Wüllner, der vielseitige Künstler, war kürzere Zeit Schüler und darauf ein Jahr Lehrer am Konservatorium, ehe er 1889 als Hofschauspieler nach Meiningen ging.

Mit besonderem Glanze wurde im Mai 1900 das fünfzigjährige Bestehen der Anstalt durch vier Festkonzerte gefeiert, deren Plan Wüllner in kürzester Zeit mit bewunderungswürdiger Ge-

Museum für ostasiatische Kunst (Raum 2)

Digitized by Google

1. Holzstatue eines Priesters
2. Setzschirm mit Tuschmalerei

(zum Aufsatz über das Museum für ostasiatische Kunst)

Digitized by Google

schicklichkeit entworfen hatte, und die in makelloser Ausführung durch einen herrlichen Chor, ein schlagfertiges Orchester und viele aus ganz Deutschland herbeigeeilte frühere Schüler einen hohen Begriff von den Leistungen und Lehrerfolgen des Konservatoriums gaben. Am 28. Januar konnte der greise Meister noch in ungeminderter Geistesfrische unter allseitiger Teilnahme der musikalischen Welt seinen siebzigsten Geburtstag feiern, aber schon am 7. September desselben Jahres erlag er einer schleichenden Krankheit. Durch seinen Tod erlitt das Konservatorium einen unersetzlichen Verlust. Denn wenn er der Anstalt auch eine wunderbare, gefestigte Organisation gegeben hatte — es fehlte nun der belebende Hauch seines reichen und vielseitigen Geistes, und jeder Nachfolger mußte nach einer so bedeutenden Persönlichkeit klein erscheinen. Zudem lagen die Verhältnisse in Köln besonders schwierig. Die Personalunion des städtischen Kapellmeisters mit dem Leiter der Gürzenichkonzerte und dem Konservatoriumsdirektor, an der die Stadtverwaltung durchaus festhalten wollte, obwohl Umfang und Schwierigkeiten dieser drei Aemter mit der Zeit immer mehr gewachsen waren, ging über die Kräfte eines Einzelnen, und wäre es der Tüchtigste gewesen; nur ein Wüllner hatte das Uebermenschliche leisten können. Auch bedachte man nicht, daß die Leitung des Konservatoriums die meiste und bedeutsamste Arbeit erfordere, und daß bei der Wahl des neuen Mannes die Eignung für diesen Zweig seiner Tätigkeit den Ausschlag hätte geben sollen; vielmehr wünschte man einen anerkannten Pultvirtuosen nach Köln zu ziehen, und entschloß sich daher zur Anstellung des Meiningenschen Generalmusikdirektors Fritz Steinbach, der sich auf vielen Konzertreisen den Ruf eines glänzenden Dirigenten erworben hatte. Am 1. März 1903 trat er seine neue Tätigkeit am Konservatorium an und führte sie 11 Jahre hindurch fort. Es wäre ungerecht, leugnen zu wollen, daß Steinbach mit regem Eifer bemüht war, den Anforderungen seines Amtes auch am Konservatorium gerecht zu werden. Aber er war seiner ganzen Naturanlage nach kein Pädagoge, und die geduldige Kleinarbeit, die der tägliche Dienst am Konservatorium oft forderte, lag ihm durchaus nicht. Seine musikalische Richtung war zumeist auf Bach, Beethoven und Brahms eingestellt, für die Romantiker Mendelssohn und Schumann zeigte er wenig Verständnis, und von neueren Tonsetzern bevorzugte er Reger mit Einseitigkeit. Zu bedauern war, daß die unter Wüllner geübte mustergültige Chorpflege immer mehr zurücktrat, und das Konservatorium dadurch ein Haupterziehungsmittel einbüßte. Ein fühlbarer Uebelstand war es ferner, daß Steinbach sehr häufig auswärtige Konzerte dirigierte, dadurch manchmal wochenlang dem Konservatorium fernblieb und sich dann auch in solchen Obliegenheiten vertreten lassen mußte, die ausschließlich Sache des Direktors hätten sein sollen. Dagegen ist anzuerkennen, daß während seiner Amtszeit die Dirigentenklasse sich eines sehr

regen Zuspruchs zu erfreuen hatte, und daß er durch treffliche dramatische Schüleraufführungen in dem glänzenden Rahmen des Kölner Opernhauses, deren mühselige Vorbereitung allerdings oft den übrigen Unterricht beeinträchtigte, der Anstalt nach außen hin Ansehen und Ruhm erwarb. Als verbindliches Lehrfach führte Steinbach die vielumstrittene rhythmische Gymnastik nach Jaques-Dalcroze ein, die gegenwärtig, nachdem ihr Erfinder in Deutschland von der Bildfläche verschwunden ist, viel von ihrer Aktualität eingebüßt hat. Ferner wurde das Seminar für Ausbildung von Musiklehrern auch auf den Unterricht in Gesang und Violine ausgedehnt und eine besondere Klavierausbildungsklasse unter Leitung des ausgezeichneten Pianisten Karl Friedberg eingerichtet. Indes ließ man diese Einrichtung wieder fallen, nachdem Steinbach und Friedberg die Anstalt verlassen hatten, und begnügte sich mit den übrigen vortrefflichen Lehrkräften des Klavierfaches, die zu Steinbachs Zeit noch durch die Damen Hedwig Meyer, Elly Ney, Lonny Epstein, die Herren Lazzaro Uzielli, Peter Dahm, Dr. Walter Georgii u. a. ergänzt wurden. Wie man sieht, verpflichtete Steinbach, im Gegensatz zu Wüllner, auch Damen als Lehrkräfte für die Anstalt, so Wally Schauseil und Lina Beck als Gesanglehrerinnen. Von weiteren unter Steinbach erfolgten Anstellungen seien hier noch die des Violinlehrers Bram Eldering und der Gesanglehrer Richard Weinhöppel und Eduard Walter genannt. Die Gesamtzahl der Lehrer aller Haupt- und Nebenfächer betrug bei Steinbachs Abgang im Juli 1914 58, die der Schüler aller Abteilungen 824. Von den vielen erfolgreichen Schülern aus Steinbachs Zeit seien hier nur einige genannt: der bedeutende Geiger Adolf Busch, sein Bruder Fritz Busch, der jetzige Generalmusikdirektor in Stuttgart, die Klaviervirtuosen Paul Möckel, Alfred Höhn und Erwin Schulhof, die Tenoristen Hubert Leuer und Aagard Oestvig, die Opersängerinnen Charlotte Dahmen und Iracema Brügelmann.

Die stetig wachsende Schülerzahl der Anstalt ließ einen Neubau des Konservatoriums wünschenswert erscheinen; bereits war ein Bauplatz in dem Vorort Ehrenfeld von der Stadt bewilligt und eine ansehnliche Summe für diesen Zweck von Kölner Musikfreunden gezeichnet. Da brach der Weltkrieg aus, dessen Beginn zeitlich mit der Abdankung Steinbachs fast zusammentraf, und damit zerfiel dieser Plan, und auch für das Konservatorium begann ein schwerer Kampf ums Dasein. Viele Lehrer und die Mehrzahl der Büroangestellten wurden zum Heeresdienst einberufen, und der größte Teil der männlichen Schüler zog ins Feld, sodaß die Schülerzahl im Schuljahr 1914/15 auf 576 zurückging und die oberste Chorklasse nur als Frauenchor weitergeführt werden konnte. Immer wachsende Verkehrsstörungen erschwerten auch den zahlreichen auswärtigen Schülerinnen den Besuch der Anstalt, und zuletzt bedrohte die Hungerblockade Gesundheit,

Digitized by Google

Lebensmut und Arbeitsfreudigkeit bei Alt und Jung. Als das Völkerringen begann, fehlte dem Konservatorium nun auch noch der Fährmann, der das gefährdete Schiff durch die Brandung des Weltkrieges steuern sollte, und eifrig hielt der Vorstand Umschau nach einem tatkräftigen Manne, der den nun doppelt schweren Direktorposten auszufüllen befähigt wäre. Er fand ihn in dem jugendlichen Meisterdirigenten Hermann Abendroth, dem aus seinen Direktionsstellungen in Lübeck und Essen bereits eine reiche Erfahrung zu Gebote stand. Er war erst 33 Jahre alt, als er sein Amt antrat, erwies sich aber bald als „serius ante annos" und als eine von Einseitigkeit freie Musikernatur von organisatorischer Begabung und weitem Blick. Bestrebt, sich in seine neue, verwickelte Tätigkeit zunächst gründlich einzuleben, verzichtete er auf alle fragwürdigen „Reformpläne" und ließ den Lehrplan und den Betrieb des Konservatoriums im wesentlichen unangetastet. Auch der Lehrerbestand ist während seiner mehr als sechsjährigen Amtsführung im ganzen derselbe geblieben. Die Schülerzahl hob sich im Schuljahre 1915/16 wieder auf 617 und betrug im Juli 1921 gar 1085, ein Beweis, daß das Ansehen und die Anziehungskraft der Anstalt auch durch den Krieg keine Einbuße erlitten hat. Ob die zurzeit schwierigen finanziellen Verhältnisse des Konservatoriums, das aus der Initiative des kunstfreundlichen Bürgertums hervorgegangen und bis heute ein Privatunternehmen geblieben ist, eine Uebernahme in städtische oder staatliche Verwaltung unabweisbar machen werden, ist eine schwebende Frage, die den inneren Wert und die künstlerische Bedeutung der Anstalt nicht berührt. Sie hat sich „im Drang der schlimmen Jahr'" als ein künstlerisches Bollwerk des Deutschtums im Westen bewährt und seit über 70 Jahren bis auf den heutigen Tag das gesamte musikalische Leben des Rheinlandes reich befruchtet. Daß sie dem Glanz der Virtuosität vielleicht etwas mehr Raum gewährt als eine „akademischere" Anstalt wie etwa die staatliche Hochschule zu Berlin, hängt mit ihrem rheinischen Charakter zusammen und hat sie nicht gehindert, allzeit tiefe musikalische Bildung zu vermitteln und treffliche, ja hochbedeutende Komponisten heranzubilden. Alljährlich verlassen glänzende Vertreter der ausübenden Tonkunst die Anstalt und tragen den Ruhm ihrer musikalischen alma mater in die weite Welt. Aus echter, selbstloser Kunstliebe ihrer Begründer hervorgegangen und von bedeutenden Männern wie Hiller und Wüllner auf feste Füße gestellt, hat sie dem Wandel der Zeiten und sogar den Stürmen des Weltkrieges getrotzt, und so ist zu hoffen, daß sie unter der Führung ihres gegenwärtigen, noch in der Fülle der Kraft stehenden Leiters, zu dem geistigen Wiederaufbau des deutschen Vaterlandes das ihrige beitragen werde.

*

Digitized by Google

DAS MUSIKHISTORISCHE MUSEUM VON WILHELM HEYER

VON G. KINSKY

In der reichen Zahl der Kölner Museen gibt es zwei Schaustätten, die — unbeschadet des künstlerischen und wissenschaftlichen Wertes aller übrigen — durch ihre „persönliche Note" eine scharf ausgeprägte Sonderstellung einnehmen: das „Museum für ostasiatische Kunst" und das „Musikhistorische Museum". Beide pflegen Kunstgebiete, die abseits der breiten Heerstraße musealer Sammeltätigkeit liegen und daher eine besondere Bedeutung beanspruchen. Ist jenes der bildenden Kunst und dem Kunstgewerbe des fernen Ostens gewidmet, dessen jahrtausendealte hochentwickelte Kultur Meisterwerke hervorgebracht hat, die den klassischen Werken des Abendlandes in nichts nachstehen, so stellt sich dieses in den Dienst der volkstümlichsten Kunst Europas, der Musik und ihrer Geschichte.

Das Musikhistorische Museum ist die Schöpfung eines Bürgers, des 1849 in Köln geborenen Großkaufmanns Wilhelm Heyer. Die aufrichtige Liebe zur Musik, die in ihm von Jugend an wurzelte, war für ihn die Triebfeder, lange Jahre im Mittelpunkte des musikalischen Lebens seiner Vaterstadt zu wirken, und dieselbe Liebe zur Tonkunst war es, die seinen von jeher regen Sammeleifer auf ein Gebiet lenkte, das seinen Neigungen am stärksten und nachhaltigsten entsprach. So reifte in ihm 1905 der Plan zur Gründung eines musikhistorischen Museums, und mit der glücklichen Tatkraft, die er auch bei allen seinen weitverzweigten geschäftlichen Unternehmungen aufbot und die ihn trotz mancher Mißhelligkeiten das einmal gesteckte Ziel sicher erreichen ließ, ging er an die Ausführung seines Lieblingsgedankens. Schon nach wenigen Jahren emsigen Sammelns war es ihm geglückt, ein Museum zusammenzubringen, das heute hinsichtlich der Mannigfaltigkeit der in ihm vertretenen Abteilungen an der Spitze aller ähnlichen Institute steht und in seinem Hauptbestandteil, der Sammlung alter Musikinstrumente, den größten staatlichen Instrumentenmuseen Europas und Amerikas in Berlin, Brüssel, Paris, London, New York, Washington u. a. ebenbürtig zur Seite gestellt werden kann.

„Das von mir gegründete Musikhistorische Museum", sagt Heyer im Geleitwort zu dem 1910 erschienenen ersten Katalogbande, „verfolgt den Zweck, den Werdegang der Instrumentalmusik in der Zusammenstellung ihrer Ausdrucksmittel zu veranschaulichen. Es will die längst verstummten Zeugen entschwundener Kunst- und Kulturepochen aufbewahren, um einen lebendigen Einblick in das musikalische Schaffen und Treiben vergangener Zeiten zu gewähren und gleichzeitig die enge Verwandschaft darzulegen, die zwischen der Entwicklungsgeschichte der musikalischen Instrumente und der allgemeinen Geschichte der Musik besteht. — Mein Bemühen war

aber nicht nur auf ein bloßes Sammeln und Anhäufen gerichtet, sondern es kam mir hauptsächlich auch auf die Möglichkeit eines praktischen Gebrauchs der Instrumente an, da sich ja ein anschauliches Bild ihrer klanglichen Eigenart nur gewinnen läßt, wenn sie sich in spielbarem Zustande befinden. In einer mit dem Museum verbundenen eigenen Werkstatt wird daher außer an der Instandhaltung der unversehrten Stücke auch an der Wiederherstellung solcher Instrumente unablässig gearbeitet, die durch Alter oder unverständige Behandlung schadhaft oder unbrauchbar geworden sind. — Ferner glaubte ich bei der Gründung des Museums außer den Instrumenten noch andere Gebiete berücksichtigen zu müssen, die dem Musikforscher und dem ernsthaften Musikfreund schätzbares Material für ihre Studien zu bieten vermögen .... — Die Erfahrung, daß auch die schönste Sammlung nur ungenügend zur Geltung kommt, sobald sie in ungeeigneten Räumen untergebracht ist, veranlaßte mich ein eigens für diesen Zweck gebautes dreistöckiges Museumsgebäude zu errichten, dessen größter Saal im Erdgeschoß auch Raum für kleinere musikalische Veranstaltungen gewährt ....“ Der bekannte Kölner Architekt Carl Moritz ist der Erbauer dieses stattlichen Gebäudes (1906), das im nördlichen Teile der Stadt an der Worringer Straße in unmittelbarer Nähe des sich am Rhein hinziehenden Kaiser-Friedrich-Ufers gelegen ist.

Der umfangreiche Instrumentenbestand des Heyer-Museums ist aus der Vereinigung mehrerer bedeutender Sammlungen hervorgegangen, die Heyer seiner eigenen, schon 1902 begonnenen Sammlung angliedern konnte. Es war dies die dritte Kollektion von Paul de Wit in Leipzig (1905), dessen erste beide Sammlungen der preußische Staat 1888 und 1891 angekauft hatte, die Klaviersammlung des Pianofortefabrikanten Rudolf Ibach in Barmen (1906) und das an seltenen italienischen Instrumenten reiche Museum des Barons Alessandro Kraus in Florenz (1908). Die dadurch erzielte Gesamtzahl der alten Musikinstrumente des Heyer-Museums beträgt einschließlich der Apparate, Bogen und sonstigen Bestandteile nahezu 2600 — eine Zahl, die sich auf folgende Gruppen verteilt: Tasteninstrumente etwa 375, Zupfinstrumente 325, Streichinstrumente nebst Bogen 400, Blasinstrumente 800, Schlag- und Lärminstrumente 125, mechanische Instrumente 40, Kleininstrumente, Apparate u. ähnl. 150, exotische Instrumente 375 Stück. Alle diese Gruppen enthalten nicht wenige seltene und kostbar ausgestattete Stücke, zum Teil sogar Unika und viele Instrumente, die den Werkstätten berühmter deutscher, italienischer und französischer Meister entstammen. Die Entwicklung fast aller Instrumententypen — auch der unbedeutendsten — läßt sich hier meist vom 16. Jahrhundert ab bis an die Schwelle der Gegenwart in ihren Hauptstufen, ihren Ahnen und Abkömmlingen verfolgen. — Durch besondere Reichhaltigkeit zeichnet sich die Sammlung der Tasteninstrumente aus. Sie enthält u. a. 33 Clavichords, 34 Spinette, 33 Clavicymbel oder Kielflügel, 121 Hammerklaviere und -flügel,

30 Positive und größere Orgeln u. s. w.; ungefähr 60 Instrumente hiervon gehören dem 16. und 17. Jahrhundert an: eine Vollzähligkeit, wie sie kaum in einem zweiten Museum anzutreffen ist. Mehr oder minder gilt dies auch von allen übrigen Gruppen, den Lauten, Gitarren und Streichinstrumenten (Pochetten oder Tanzmeistergeigen, Viole da gamba usw.), vielen seltenen Holzblasinstrumenten (Blockflöten, Schalmeien, Pommern und ihren mannigfachen Abarten), den Nürnberger Trompeten und Posaunen, den schönen ostasiatischen Instrumenten usw. Nur einige wenige Hauptstücke seien aus der Fülle herausgegriffen, z. B. je ein Cembalo und ein Clavichord von Domenico da Pesaro (Venedig 1533 und 1543), ein Clavicymbel und Doppel-Virginal von Andreas Ruckers d. Aelt. (Antwerpen 1633 und 1644), fünf Klaviere — ein Spinett (1693), drei Cembali und ein unversehrter Hammerflügel (1726) — von Bartolommeo Cristofori in Florenz, dem genialen Erfinder des Pianoforte, als unmittelbarer Vorläufer der Violine eine große „Lira da braccio" von Ventura Linarolo (Venedig 1577), drei italienische „Lire da gamba" aus der Zeit um 1600, ein „Violino piccolo" von Stradivari, drei Lauten von Tieffenbrucker (Venedig, 16. Jahrhundert), venezianische Prachtgitarren des 17. Jahrhunderts, Lauten und Violen der hervorragenden deutschen Meister Joachim Tielke in Hamburg (1641—1719) und des mit Joh. Sebastian Bach befreundeten Joh. Christian Hoffmann in Leipzig (1683—1750), einige Zinken und zwei Krummhörner aus dem 16. Jahrhundert, ein Tiroler „Rackett" aus Elfenbein (um 1590), zwei reichgeschnitzte „Olifants" (Rolandshörner), eine Reihe schöner „Flötenuhren" aus der Louis XVI- und Empire-Zeit u. v. a., deren Aufzählung — Namen sind Schall und Rauch — nur ermüden würde. Nicht mehr erhaltene Streichinstrumente des Mittelalters und der Renaissance sowie verschollene Arten alter Holzblasinstrumente sind außerdem durch ausgezeichnete Nachbildungen ersetzt.

Neben seinen Schätzen an alten Instrumenten besitzt das Museum eine ebenso wertvolle und umfassende Sammlung von Musiker-Handschriften aus alter und neuer Zeit. Sie enthält an 1700 Notenautographen von über 700 Tonkünstlern des 17.—20. Jahrhunderts; ihre Reihe beginnt mit einigen Motetten der Nonne Faustina Borghi (geb. 1569) und schließt mit einem 1915 entstandenen Orchesterwerk Ferruccio Busonis ab. Die großen Klassiker und Romantiker — Bach, Haydn, Mozart, Beethoven, Schubert, Schumann, Chopin, Liszt, Wagner, Brahms usw. — sind darin mit erlesenen eigenhändigen Manuskripten vertreten; auch der gesamte kompositorische Nachlaß Paganinis gehört hierzu. Fast unübersehbar (ihre Zahl beträgt über zwanzigtausend!) ist die Menge der Briefe und anderen Schriftstücke von Musikern, unter denen kaum ein Name von Bedeutung — von Palestrina angefangen bis zu Reger und Richard Strauß — fehlt: ein „embarras de richesse" im vollsten Sinne des Wortes! — Eine Sammlung von alten praktischen und theoretischen Musikdrucken bildet die dritte Hauptabteilung des Mu-

ıtized by Google

seums. Auch hier wieder eine Fülle von Seltenheiten, wie Originalausgaben von Palestrina und Orlando di Lasso, eine große Sammlung von italienischen Madrigaldrucken aus dem Cinquecento, alten Lautentabulaturen und sonstigen Instrumentalwerken in frühen Ausgaben, zahlreichen musikliterarischen Quellenwerken aus dem 15.—18. Jahrhundert nebst einer sorgsam ausgebauten Fachbibliothek über alle Sammelgebiete des Museums. Als vierte und letzte Hauptgruppe schließt sich die in mehreren großen Wandschränken untergebrachte Sammlung von Musiker-Bildnissen an, die etwa 3700 graphische Blätter vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart nebst einer ikonographischen Abteilung mit Darstellungen alter Musikinstrumente aufweist.

Am 20. September 1913 — genau ein halbes Jahr nach dem Hinscheiden seines Begründers, der die Krönung seines Lebenswerkes leider nicht mehr erleben sollte — wurde das Heyer-Museum der Oeffentlichkeit zugänglich gemacht. Während des Krieges mußte es aus naheliegenden Gründen geschlossen bleiben; es ist seit Oktober 1919 wieder eröffnet und seitdem an jedem Sonntag Vormittag dem allgemeinen Besuch regelmäßig zugänglich. Als Beweis des Zuspruchs, den das Museum auch in auswärtigen Kreisen findet, sei erwähnt, daß schon häufig Tonkünstler- und andere Bildungsvereine, Musiklehrerseminare und Oberklassen von Konservatorien aus ganz Rheinland und Westfalen — oft von weit her — eigens die Reise nach Köln unternahmen, um die geschichtlichen Denkmäler ihrer Kunst an Hand der Heyer'schen Sammlungen kennen zu lernen. Neuerdings ist das Museum auch in enge Beziehungen zur philosophischen Fakultät der Kölner Universität getreten, wodurch den jungen Musikwissenschaftlern die Benutzung eines Bildungsstoffes in Theorie und Praxis ermöglicht wird, wie ihn, von Berlin abgesehen, keine deutsche Hochschule zu bieten vermag. Seiner ganzen Anlage nach ist das Museum aber keineswegs nur für den engen Kreis der Fachleute bestimmt, sondern es gewährt jedem kunstfreudigen Laien, der ein offenes Auge für die in ihm verborgenen kulturhistorischen Werte hat, eine reiche Fülle von Anregung und Belehrung. „Wer es aufmerksam und mit gespannten Sinnen durchschreitet", sagt Paul Bekker, „wird eine feine Musik in sich erklingen hören. Er wird erkennen, daß zeitenferne Generationen in den hier aufbewahrten Mittlern ihrer Seelensprache Selbstporträts geschaffen haben, die wir heute noch zum Reden bringen und uns damit unmittelbar hineinzaubern können in die sonst so unwirkliche Vergangenheit. Er wird für Wissen und Phantasie reiche Ausbeute heimtragen und dem kunstfrohen und gebefreudigen Manne danken, der uns dieses Geschenk gemacht hat."

*

Digitized by Google

DIE ÖFFENTLICHE MUSIKPFLEGE

VON REDAKTEUR ANTON STEHLE

Das öffentliche Musikwesen, hervorgegangen teils aus der Kunst selbst, teils aus den Erweiterungen des gesellschaftlichen Lebens, hat dieser Entwicklung entsprechend eine musikalische und eine kulturhistorische Bedeutung. Zumindest in seinen Anfängen hängt es wie allenthalben so auch in Köln mit der Geselligkeit — in Haus und Familie, in der Kirche, im Theater- und Ballsaale — aufs innigste zusammen. Als sich dann die Musik ihrer „gesellschaftbildenden Kraft" in dem Maße entäußerte, als der Konzertsaal die Hauptstätte des öffentlichen Musiktreibens wurde, gelangte sie durch die Organisation des Konzertwesens zu rein künstlerischer Vertretung. Ueberall sonst erscheint die Musik nur in Verbindung mit anderen Künsten, als Teil eines Ganzen oder äußeren Zwecken dienend — im Konzertsaal ist sie Alleinherrscherin, selbständig, frei, eigenberechtigt. So wird das Konzertwesen, als Hauptorgan der öffentlichen Musikpflege über den engeren Bezirk des spezifisch musikalischen Interesses hinausstrebend, zu einem nicht mehr zu übersehenden Kulturfaktor, seine Geschichte zu einem lehrreichen Beitrag für die Erkenntnis des Zusammenhanges der Musik mit dem Kulturleben.

Den Mittelpunkt der Musikpflege im alten Köln, vornehmlich der geistlichen, bildete im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts die von einem Kapellmeister geleitete Dom-Kapelle*). Ihr Bestehen verdankt sie einer Stiftung aus dem Beginn des 17. Jahrhunderts. Um die Domkapelle gruppierten sich die Orchester und Singchöre der übrigen Kirchen und Klöster. Im Verein mit den „Liebhabern" (Dilettanten) bildeten sie den Stamm für die zahlreichen Konzerte und sonstigen Aufführungen geistlichen und weltlichen Charakters. Unter den Mitgliedern der Domkapelle befanden sich stets ausgezeichnete Künstler, vielfach auch Sänger, die später zu Ruf gelangten. Außer der Domkirche hatten noch fünf weitere Kirchen

---

*) Der Musikhistoriker, der sich durch vergilbte Folianten der noch vorhandenen alten Kölner Zeitungen hindurcharbeitet, hat Grund, über die spärlichen und lückenhaften Quellen des älteren Kölner Musikwesens zu klagen. Eine regelmäßige Berichterstattung liegt erst seit 1850 vor, in welchem Jahre Prof. Louis Bischoff seine musikkritische Tätigkeit mit der Herausgabe der „Rheinischen Musikzeitung" begann. In zusammenfassender Darstellung hat Prof. Hermann Kipper in einzelnen Feuilletons der Kölnischen Volkszeitung unter dem Titel „Musik und Theater im alten Köln" (1883 und 1889) und in dem Schriftchen „Zur Geschichte der Gürzenichkonzerte" die Entwicklung des Kölner Musiklebens behandelt. Wertvolle musikhistorische Beiträge enthalten die beiden Festschriften „Hundert Jahre musikalische Gesellschaft" von Karl Wolff und „Das Kölner städtische Orchester" von Emil Wehsener. Für die älteste Kölner Musikchronik kommen in Betracht zerstreute Aufsätze und geschichtliche Darstellungen von Ennen, Merlo, Korth, Wallraf, Weyden, Mering, Reichert und Herm. Becker.

musikalische Institute mit Stiftungen für ständige musikalische Veranstaltungen.

Aelter als die Domkapelle war die Musik in der Heilandskapelle in St. Maria im Kapitol. Es bestand dort eine Musikschule, ein konviktualisches Konservatorium, das schon im 16. Jahrhundert, als die Tonkunst noch einen Lehrstuhl an der Universität hatte, einen hohen Ruf genoß. Auch das Musikinstitut bei den Jesuiten, mit dem Marzellen-Gymnasium verbunden, das die Ausbildungsstätte der für die übrigen Kirchenchöre der Stadt bestimmten Sänger und Instrumentalisten war, aber um die Jahrhundertwende einging, war von großer Bedeutung. Die weltliche Musik hatte um diese Zeit ihre hauptsächlichste Pflegestätte in der musikalischen Akademie, die, 1743 gegründet, das älteste nachweisbare Kölner Konzertinstitut war. Sie gab mit den Mitgliedern des Domorchesters im sogenannten Akademie-Saale in der Schildergasse im Winter 10—12 Abonnementskonzerte, in denen auch die durchreisenden Virtuosen aufzutreten pflegten. Auch sonst fanden in verschiedenen Konzertlokalen allwöchentlich Musikaufführungen statt, so im Saale der Schusterzunft (Sternengasse) die sogenannten „Kaufmannskonzerte", deren Orchester aus den besten Musikern der Stadt bestand. Jos. Klein erzählt in seiner „Rheinreise", daß der kurkölnische Hoftenorist van Beethoven sein achtjähriges Söhnchen Ludwig am 26. Martii 1778 in diesem Saale als Wunderkind auftreten ließ. Diese „Kaufmannskonzerte" waren die letzten Winterkonzerte vor dem Einzug der Franzosen in Köln.

Während der Fremdherrschaft (1794—1814) erstarb das vordem so reich blühende Musikleben der Stadt fast völlig. Eine unwiederbringliche Einbuße erlitt es durch den Verlust der reichen Einkünfte und vielen musikalischen Stiftungen. Den einzigen Verdienst der Musiker bildeten jetzt die vielen Feste und Aufzüge zu Ehren Napoleons und der „glorreichen Republik". Vor gänzlichem Verfall wußte aber die dem Kölner angeborene Liebe zur Kunst die Musik zu retten. Langsam und mühevoll wurden die zerstreuten Bausteine gesammelt und mit ihnen der in Trümmer geschlagene Musiktempel wieder aufgebaut. Musiker und Dilettanten gründeten 1797 einen Verein, dessen musikalische Leitung Madame Drewer, vormals Sängerin in der kurfürstlichen Hofkapelle in Bonn, übernahm und mit ihm neben Sinfonien von Haydn und Mozart auch Haydns „Schöpfung" und „Die Jahreszeiten" als neue Werke zur Aufführung brachte. Anstalten zur Pflege der Tonkunst gab es während der Zeit der Franzosenherrschaft nicht mehr; auch die Musikpflege in den Schulen, auf welche besonders im Jesuitenkollegium so großer Wert gelegt worden war, hatte aufgehört. „Bei den Franzosen ersetzte die Trommel alles", liest man bei H. Kipper, „das kaiserliche Lyzeum war ganz militärisch eingerichtet: die Schüler, uniformiert, standen mit dem Trommelschlag auf und gingen nach der Trommel in die Klasse, zu Tisch und ins Bett."

Digitized by Google

Rasch vollzog sich nach der Befreiung vom Joche zwanzigjähriger Fremdherrschaft die musikalische Wiedergeburt: Die Domkapelle, die seit 1805 ihre Aufführungen eingestellt hatte, erstand wieder, ein „Sing-Verein" und ein neues Orchester wurden gegründet, in den höheren Lehranstalten wurde der geregelte Gesangsunterricht wieder aufgenommen, und wenige Jahre später war man so weit, daß nach dem Vorgange von Düsseldorf und Elberfeld zu Pfingsten 1821 in Köln das erste Musikfest abgehalten werden konnte, aus dem sich die später zu so großer Bedeutung gelangten „Niederrheinischen Musikfeste" entwickelten.

Auch das Theater, das vor dem Unglücksjahre in Blüte gestanden und mit hervorragenden Kräften u. a. die „Zauberflöte" erstmals aufgeführt hatte, nahm jetzt seine Vorstellungen wieder auf. In den Mozartschen Opern hatte es seine sicherste Bestandsgewähr.*) Zum Leiter der Domkapelle wurde im Jahre 1826 Karl Leibl aus München berufen, der bald auch die Leitung der „Familienkonzerte" und überhaupt der bedeutenden Musikaufführungen übernahm. Noch in die Zeit der Fremdherrschaft (1812) fällt die Gründung der Musikalischen Gesellschaft, die berufen war, im musikalischen Leben Kölns eine große Rolle zu spielen. Ihre Mitglieder bildeten mit dem (1820 gegründeten) „Sing-Verein" den Stamm für die Konzerte des „Familienvereins", der sich 1827 zur „Konzert-Gesellschaft" umwandelte. Diese Gründung stellte das Kölner Konzertwesen auf die breite und gesicherte Grundlage, auf der es sich nachmals entwickelt hat.

Im Jahre 1840 erhielten die musikalischen Verhältnisse Kölns eine monarchische Verfassung in der Ernennung Konradin Kreutzers, bisher Opernkapellmeister am Kärntnerthortheater in Wien, zum städtischen Musikdirektor. Er blieb es nicht lange. Da dem gemütlichen Schwaben jedes Talent für die Besonderheiten dessen fehlte, was man „Kölner Klüngel" nennt, wurde er bald entthront und Domorganist Franz Weber, Dirigent der 1836 gegründeten „Singakademie", mit der Leitung der Gesellschaftskonzerte betraut. Ein besonderes Verdienst kommt diesem tüchtigen Dirigenten als Leiter des 1842 gegründeten Kölner Männer-Gesang-Vereins zu, dessen Ruf schon bald in die Weite drang, besonders nach seinen von beispiellosen Erfolgen

*) Die erste Operntruppe soll 1753 von Natal Nessa nach Köln gebracht worden sein. Vor dieser Zeit hatte Köln kein eigenes Theatergebäude. Singspiel-Aufführungen (Comödien-Opera), meist durch englische Wandertruppen ausgeführt, wurden in die Zunfthäuser und auch in das Haus „Quatermarkt" gegenüber dem Gürzenich verlegt. Italienische Operngesellschaften lösten sich ab bis 1761, dann verschwindet die Oper auf Jahre. Erst nach der Krönung Josephs II. wurden durch den Direktor Kurtz, der von Frankfurt kam, in einer Holzbude auf dem Heumarkt wieder Opern und Singspiele (u. a. Pergoleses Serva padrona) aufgeführt. Als diese wegen Baufälligkeit 1786 geschlossen werden mußte, wurde in einer anderen Bude auf dem Neumarkt gespielt. Die Theaterleiter dieser Zeit waren Joseph Böhm, selbst Komponist von Singspielen und Balletten, Koberwein und die Witwe Böhm. Als die Franzosen einrückten, war es mit der Oper und dem Theater überhaupt zu Ende.

Digitized by Google

gekrönten Sängerfahrten nach London, Paris und Berlin. Zum städtischen Kapellmeister wurde 1843 der Königsberger Heinrich Dorn gewählt, der Vorgänger Richard Wagners als Theaterkapellmeister in Riga. Er übernahm neben der Leitung der Gesellschaftskonzerte und des städtischen Singvereins auch diejenige der Musikalischen Gesellschaft. Von Friedrich Spielberger, seit 1840 Direktor des (1829 neu erbauten) Theaters, wurde ihm, wie schon Konradin Kreutzer, die Theaterkapellmeisterstelle übertragen, die er aber nur ein Jahr lang behielt.

Auf Empfehlung Meyerbeers wurde Dorn 1849 an die Königliche Oper in Berlin berufen, und Köln erhielt in Ferdinand Hiller, dem bisherigen städtischen Musikdirektor in Düsseldorf, einen Leiter seines Musikwesens, der schon damals zu den führenden Musikern der Zeit gehörte. Seiner hervorragenden Wirksamkeit als Leiter der Gesellschaftskonzerte, der Musikalischen Gesellschaft und des aus der „Rheinischen Musikschule", einer Gründung Heinr. Dorns, hervorgegangenen „Konservatoriums der Musik" verdankt Köln die Begründung und wachsende Bedeutung seines Rufes als rheinische Musikmetropole. Insbesondere die „Gesellschaftskonzerte" nahmen unter Hiller, der systematisch in der Schulung des Orchesters vorging und in seinen Programmen neben Haydn und Mozart besonders nachdrücklich die Mendelssohnsche Musik pflegte, einen so glänzenden Aufschwung, daß sie bald mit den berühmten Leipziger Gewandhauskonzerten rivalisieren konnten. Diesem Aufschwung des Kölner Konzertwesens konnte der alte „Kasino-Saal" nicht mehr genügen. Man entschloß sich deshalb, den altberühmten „Gürzenich" in einen Konzertsaal umzubauen, in dem am 17. November 1857 das erste der fortan unter diesem Namen fortgeführten „Gürzenich-Konzerte" stattfand. Von Jahr zu Jahr gewannen diese infolge echt künstlerischer Durchführung der Programme und ausgezeichneter Chor- und Orchesterleistungen an Bedeutung. Ein besonderer Glanz ging von dem 1858 in Köln abgehaltenen 38. Niederrheinischen Musikfeste aus, nachdem deren Reihe infolge der politischen Wirren unterbrochen worden war und seit 1847 kein Musikfest mehr in Köln stattgefunden hatte. Mit Schluß der Saison 1883/84 legte Hiller nach 34jähriger Wirksamkeit sein Amt als städtischer Musikdirektor nieder, am 10. Mai 1885 starb er.

Sein Nachfolger wurde der Münchener Hofkapellmeister Franz Wüllner, ein in seiner künstlerischen Art von Hiller völlig verschiedener Charakter, als Dirigent der Mann der Beethovenschen Symphonien, die durch ihn eine nicht wieder erreichte Größe der Darstellung fanden. Mit Wüllner trat auch in der Programmhaltung der Gürzenich-Konzerte ein Wandel ein, der der Musikstadt-Geltung Kölns zugute kam. Im Gegensatz zu Hiller, dessen heftige Gegnerschaft zu der von Richard Wagner und Franz Liszt begründeten sog. „neudeutschen" Musik bekannt ist,

Digitized by Google

verschloß sich der mit heiligem Eifer seinem Beethoven und den Klassikern ergebene Wüllner dieser Richtung keineswegs und wurde in der Folgezeit auch ein überzeugter Förderer der Kunst eines Richard Strauß. Wüllner hat als Dirigent und Organisator des Kölner Musiklebens gleich Großes geleistet und sich ein bleibendes Verdienst durch seine mit zäher Energie verfolgten Bemühungen gesichert, dem Orchester der Konzertgesellschaft, das auch den Theaterdienst in der Oper zu versehen hatte, durch Uebernahme in die städtische Verwaltung eine gesicherte soziale Grundlage zu schaffen. Wüllners außerordentliche musikpädagogische Veranlagung kam besonders dem Konservatorium zugute, dem er eine zu hohem Rufe gelangte „Chor-Schule" angliederte, und dem Gürzenichchore, der durch ihn eine vordem nicht gekannte Höhe der Leistungsfähigkeit erreichte. Am 15. April 1902 stand der schon kränkelnde Siebzigjährige zum letzten Male auf dem Podium des Gürzenichs, am 7. September desselben Jahres starb er.

Ein Mann von erprobter Dirigentenbefähigung, aber in seinem Musikempfinden nicht von gleicher Vielseitigkeit, um die durch Wüllners Tod in das Kölner Musikleben gerissene Lücke ganz auszufüllen, trat an seine Stelle: der herzoglich Meiningensche Generalmusikdirektor Fritz Steinbach, der im April 1903 das Amt des städtischen Kapellmeisters und Direktors des Konservatoriums übernahm. Als Dirigent ein Orchesterleiter von nachdrücklich ausgeprägtem, stark hervortretendem Persönlichkeitscharakter, war Steinbach doch nicht nach Art des jetzt üppig aufschießenden Pultvirtuosentums ein Verkünder des eigenen Ich, trat vielmehr von Anfang an als der Vertreter eines Anderen, Höheren auf: Johannes Brahms'. Dessen Sache führte er stolzbescheiden wie seine eigene. In unmittelbarstem Verkehr hatte er sich Brahms' Ideen angeeignet, seine Kunst in sich aufgenommen und betrachtete es nun als seine Lebensaufgabe, sie zu verbreiten. Wo er sich auf seinen vielen Gastdirigentenreisen zeigte — zuweilen begleiteten ihn auch Gürzenichchor und -Orchester zu Musikfesten in der Ferne —, immer erschien er als Brahms' Apostel und Herold. Da er in Brahms den Fortsetzer der Kunst Bachs und Beethovens sah, gehörte auch deren Pflege zu seinem warm umhegten Musikerprogramm. Als Dirigent der „drei großen B" war Steinbach in der Tat von großer Vollendung. Aber er war einseitig: Liszts Kunst blieb von ihm unverstanden, zu Bruckner als dem von einem falschen Schlagwort zum „Antipoden" Brahms' gestempelten Neusinfoniker stellte er sich offen feindlich, Rich. Straußsche Musik, wenn er ihr auch zuweilen zu einem Achtungserfolge verhalf, „lag" ihm nicht. Daß er trotz seines ausgeprägten Formgefühls zu der Symphonie Mendelssohns und Schumanns kein überzeugendes Verhältnis hatte, läßt sich aus dem Musikgeiste der Zeit und aus der ganzen Art seiner künstlerischen Persönlichkeit erklären. Die Gürzenich-Konzerte

igitized by Google

behaupteten unter Steinbach ihren hohen Rang. Das Konservatorium, das unter seinen Vorgängern eine über das Haus und die Stadt hinausreichende erzieherische Bedeutung erlangt hatte, verlor zwar infolge seiner in vielen Gastreisen und anderen Aufgaben sich zersplitternden Tätigkeit und geringen chorpädagogischen Neigung merklich an Farbe und Charakter, gewann aber in der von Steinbach vorbildlich gepflegten Dirigentenklasse an Bedeutung nach innen und außen.

Seelisch bedrückt und schon von dem nervösen Herzleiden befallen, dem er bald nach seiner Uebersiedelung nach München erlag, schied Steinbach im Sommer 1914 aus seinen Aemtern als städtischer Generalmusikdirektor und Leiter des Konservatoriums. Sein Nachfolger in beiden Stellungen wurde ein noch jugendlicher Musiker, dem aber, bestätigt durch den ihm zu dankenden Erfolg des Tonkünstlerfestes des Allgem. Deutschen Musikvereins in Essen (1914), bereits ein bedeutender Dirigentenruf vorausgeeilt war und auf den auch Steinbach selbst schon hingewiesen hatte: Hermann Abendroth. Schüler von L. Thuille und A. Langenhahn-Hirzel, war er nach fünfjähriger Kapellmeistertätigkeit am Lübecker Stadttheater 1911 zum städtischen Musikdirektor in Essen gewählt worden. In Köln erwartete ihn eine Lage des städtischen Konzertwesens, die der inzwischen ausgebrochene Weltkrieg und ein Gastdirigenten-Interim in der Leitung der Gürzenich-Konzerte etwas aus dem normalen Gleichgewichte verschoben hatten. Mit ökonomischer Ausnützung der vorhandenen Kräfte gelang es Abendroth indes bald, die in der Zeitlage begründeten Befürchtungen für den gedeihlichen Weiterbestand der Konzerte zu zerstreuen. Sein organisatorisches Einfühlungsvermögen war an diesem Erfolge in nicht geringerem Grade beteiligt als das künstlerische. Man lernte ihn als einen Musiker von gesundem Empfinden kennen, sah ihn Beethoven seine besondere Sorgfalt zuwenden und wußte so den Geist, in dem der Kölner seine Gürzenich-Konzerte geleitet sehen will, wohl behütet. Als Dirigent eine Erscheinung mit zwingender Orchestergebärde ohne die Auslegesucht und Nuancenjagd des modernen Pultvirtuosentums, dafür mit einer Neigung zur Einfachheit, in der Ernst, Frische und Natürlichkeit eine Mischung von sympathischer Eigenart eingegangen sind, ist Abendroth den Orchesterleitern beizuzählen, die sich nicht abnützen, weil sie auf keine Mode, weder der mitteilenden Geste noch des künstlerischen Bekenntnisses, eingeschworen sind. Mag Bachsche Musik nicht den Kern seines Wesens treffen, sein Naturell sich den Romantikern am nächsten verwandt fühlen, seine besondere Liebe Beethoven, seine verschwiegene Brahms gehören — echte Musikalität und gesundes Stilgefühl geben seinem reproduzierenden Gestaltungsvermögen jene auch in der Vielseitigkeit sich mitteilende Ueberzeugungskraft, die den guten Konzertdirigenten kennzeichnet. Einwände gegen den angeblichen „Konservativismus“

und „Traditionalismus“ seiner Programmgestaltung treffen nicht diese, sondern den engen Rahmen, der den Gürzenich-Konzerten gesteckt ist. In die Gesamtzahl von nur 12 Konzerten Oratorium und großes Chorwerk und die symphonische Musik von Bach und Beethoven bis zu Bruckner und Mahler in guter Auswahl und richtiger Mischung zusammenzudrängen und daneben auch die solistischer Befruchtung entgegenharrende vokale und instrumentale Konzertmusik alter und neuer Zeit gebührend zu berücksichtigen, ist eine Kunst weisester Beschränkung für den Dirigenten. Begründeter wäre gegen manche der Programme Abendroths der Vorwurf stilistischer Ungefeiltheit, käme nicht auch hier in manchen Fällen eine aus gleicher Ursache herzuleitende Zwangslage des Dirigenten in Betracht. Jedenfalls hat Abendroth in redlichem Bemühen das Bestreben gezeigt, die schwersten der Unterlassungssünden seines Vorgängers gutzumachen. Kann es sich dabei auch nur um Spätgeburten von „Novitäten“ handeln, bei denen für den eigenen Ruhm wenig abfällt, so wird doch das an sich Verdienstliche dieses Bemühens nicht gemindert. Die Vorführung der Symphonien Anton Bruckners, von denen in jedem Jahre eine neue erscheint, ist ein solches Verdienst Abendroths, ein gelegentlicher Freundschaftsdienst für Liszt, an dem unverjährtes Unrecht gutzumachen ist, ein anderes, nicht geringeres. Man mag finden, daß die berechtigte Gegenwart, die Berücksichtigung verdient, weil sie durch die Art ihres Auftretens oder die Bedeutsamkeit ihres Inhaltes Anspruch auf Kenntnisnahme des Publikums hat, durch den Münchener Kreis, dem Abendroth entstammt, zu eng begrenzt ist und z. B. die Mahlersche Symphonik ein unbedingtes Recht auf Mehrbeachtung hat, andererseits hat ja aber auch, vom Publikum wenig freundlich aufgenommen, A. Schönbergsche Musik, das Neueste vom Neuen, durch Abendroth Einlaß in die Gürzenich-Konzerte gefunden.

Daß die zwölf Winterkonzerte der Konzertgesellschaft schon allein unter dem Gesichtspunkte der historischen Verpflichtung, die den Maßstab für die musikalische Höhe und Bedeutung einer Stadt in den Aufführungen der großen Meisterwerke reiner Instrumentalmusik erblickt, den musikalischen Bedürfnissen einer Großstadt von der Bedeutung Kölns nicht entsprechen, bedarf keines Beweises. Schon unter Wüllner wurden darum die sogenannten „Philharmonischen Konzerte“, die nur der Unterhaltung dienen sollten, und die „Volkssinfoniekonzerte“ mit vorherrschend sinfonischem Charakter eingeführt. Von Steinbach, der sie selbst dirigierte, warm gefördert, sind diese Volkssinfoniekonzerte unter Abendroth zu wachsender Bedeutung gelangt. Er hat ihre Zahl auf zwölf erhöht, sie in ihrem künstlerischen Niveau den Gürzenich-Konzerten angenähert, ja ihnen durch reichliche Novitätenzufuhr und die Beiziehung der Komponisten als Dirigenten ihrer Werke einen gewissen Aequivalentsreiz gegeben.

by Google

Der von ihm geleitete Aufführungskörper der Volkssinfoniekonzerte ist das städtische Orchester, eines der ersten in Deutschland.

Auch die von Steinbach als Sommerkonzerte eingeführten vier Beethoven-Abende im Opernhause, die von Abendroth zu Beethoven-Brahms-Bruckner-Abenden erweitert wurden, waren dazu bestimmt, dem wachsenden Musikbedürfnisse der Stadt entgegenzukommen. Aber auf die Dauer wird diesem Zwecke doch nur die Gründung eines zweiten städtischen Orchesters Genüge zu tun vermögen, da das bestehende durch seine Inanspruchnahme für den Operndienst im Theater, für die Volkssinfoniekonzerte und noch andere Verpflichtungen überlastet ist. Neugründungen der Nachkriegszeit wie das „Tonkünstler-Orchester", „Volks-Orchester", „Philharmonische Orchester" u. a. sind in der vielgestaltigen Art ihrer Zweckbestimmung kein Ersatz für das fehlende zweite Orchester, von dem allein eine die künstlerischen und die Bedürfnisse der Musiker wie des in neue Bahnen zu leitenden Volksmusikwesens gleichmäßig befriedigende Angleichung an die Forderungen der Zeit zu erhoffen ist. Das „Tonkünstlerorchester" hat sein Hauptbetätigungsfeld in den von der Kölner Konzertdirektion neu eingeführten sog. „Meisterdirigenten-Konzerten" gefunden, in die es seinen Stamm tüchtiger Musiker zur Ergänzung des vom Aachener und Duisburger städtischen Orchester gestellten, von Dirigentenkapazitäten (bisher: Hans Pfitzner, Bruno Walter, Peter Raabe, Oskar Fried, Otto Lohse und Herm. Hans Wetzler) geleiteten Sinfoniekörpers entsendet.

Auch auf dem Gebiete der Kammermusik, die lange Zeit nur in dem aus Lehrern des Konservatoriums (Prof. Bram Eldering, Prof. Carl Körner, H. Zimmermann und Emanuel Feuermann) gebildeten „Gürzenich-Quartett", in der „Kölner Trio-Vereinigung" (Prof. L. Uzielli, Prof. Eldering und Emanuel Feuermann) und in einigen andern sporadisch auftretenden Vereinigungen (Anders-Quartett, Walter-Quartett, „Vereinigung Kölner Kammermusikfreunde" u. a.) ihre Vertreter hatte, haben die Bedürfnisse der Nachkriegszeit zu Neugründungen („Kammermusik Sarata-Kuermann", „Brühler Schloßquartett Kurköln", „Schulze-Prisca-Quartett") geführt.

Die Berührung der katholischen Kirchenmusik mit der weltlichen, die vordem in der „Domkapelle", der Pflegestätte der Orchestermusik, gegeben war und noch zu Zeiten des Domkapellmeisters Leibl und des Domorganisten Franz Weber durch deren Dirigententätigkeit eine gewisse Wechselwirkung übte, besteht seit der unter Domkapellmeister Friedr. Könen 1863 erfolgten Einführung der cäcilianischen Kirchenmusikreform, die den gregorianischen Choral zur Grundlage des liturgischen Gesanges beim katholischen Gottesdienste machte und instrumentale Musik so gut wie ganz ausschloß, nicht mehr. Vortreffliches wird hier auf dem Gebiete des Choralwesens und des polyphonen Gesanges

Digitized by Google

von den einzelnen Kirchenchören geleistet, vorab vom Domchor, den heute Domkapellmeister Dr. Johannes Schulte leitet, der Nachfolger des als Präses des Diözesan-Cäcilienvereins noch heute im Dienste der Musica sacra vorbildlich wirkenden Domkapitulars Prälat Karl Cohen. Auf evangelischer Seite haben die geistlichen Musikaufführungen in der Christuskirche unter Leitung von Prof. F. W. Franke, denen das Rheinische Vokal-Quartett (Henny Wolff, J. Kuhl-Dahlmann, E. Schilbach-Arnold und E. Everts) seine verdienstliche Mitwirkung leiht, und die von dem hervorragenden Orgelmeister Ferdinand Schmidt mit Beiziehung erlesener Gesangssolisten in der Lutherkirche veranstalteten Orgelkonzerte verdiente Beachtung und steigende Wertschätzung bei den Freunden klassischer Kirchenmusik gefunden.

Das Volksmusikwesen hat in neuerer Zeit einen bedeutenden Aufschwung genommen. Von den Volkssinfoniekonzerten war schon die Rede. Auch für die von Dr. Simchowitz geleiteten städtischen Volkskunstabende hält sich Abendroth mit seinem Orchester zur Verfügung. Auf dem Gebiete des Oratorien- und Chorgesanges leistet Mustergültiges der von Dr. Gerh. Tischer und Musikdirektor E. Jos. Müller gegründete, von letzterem aus kleinsten Anfängen auf eine sehr beachtenswerte Höhe der Leistungsfähigkeit erhobene Kölner Volkschor, mit dem von Musikdirektor Gust. Pielken geleiteten, auf dem Gebiete des A-cappella-Gesanges hervorragend tüchtigen „Lehrer- und Lehrerinnen-Gesangverein" der einzige größere gemischte Chor in Köln. Das Kölner Volksorchester hat in Kapellmeister Fritz Zaun, der auch die neuerdings eingeführten Opern- und Singspielaufführungen im Theater des werktätigen Volkes am Friesenplatz leitet, einen tüchtigen und mit Eifer wirkenden Leiter. Für kammermusikalische Veranstaltungen, die von der Studentenschaft der Universität, der neugegründeten Christlichen Theatergemeinde, den christlichen und freien Gewerkschaften ihren Mitgliedern geboten werden, ist das von Prof. Willy Lamping geleitete, musikhistorisch von Privatdozent Dr. E. Bücken und Dr. Willi Kahl beratene Brühler Schloßquartett Kurköln der begehrte und vorbildlich wirkende Quartettkörper, der als Sonderaufgabe die Darstellung der historischen Entwicklung der Kammermusik pflegt.

Gegenüber dem hastenden, kräftezersplitternden Musiktreiben der Gegenwart, das in der erstickenden Menge der Solistenkonzerte einen tödlichen Krankheitskeim birgt, bildet die angestammte Musikpflege älterer Vereine und Vereinigungen ein willkommenes Element der Stetigkeit. So sind die von Generalmusikdirektor Abendroth und Professor Arno Krögel geleiteten Samstagkonzerte der „Musikalischen Gesellschaft" heute wie ehedem für manchen jungen Künstler das Sprungbrett zu späteren Gürzenichkonzert-Erfolgen, wenn auch in der Auswahl der Solisten nicht mehr die frühere Strenge herrscht. Der aus akademisch gebildeten Musikerkreisen

hervorgegangene „Tonkünstler-Verein", in den mit Uebernahme der Leitung durch Karl Wolff ein frischerer Geist eingezogen ist, stellt sich neuen Werken einheimischer und auswärtiger Komponisten fördernd zur Seite, während die „Gesellschaft der Künste" in ihren modernen Klavierabenden und die „Gesellschaft für neue Musik" das Neue um seiner Modernität willen pflegen und so mit der modernen Produktion die erwünschte enge Fühlung halten. Die von der letztgenannten Gesellschaft neuerdings in Form von Sonntagsmatineen eingeführten „Orgelstunden", die der Orgelvirtuose Hans Bachem mit einem Max Reger-Zyklus eröffnet hat, sind bestimmt, eine längst als solche empfundene Lücke im Kölner Musikleben auszufüllen.

Als willkommene Bereicherung des musikalischen Lebens begrüßte man — ebensowohl wegen ihres dem musikalischen Gegenwartschaffen zugewandten Charakters als im Hinblick auf die Vornehmheit ihrer künstlerischen Haltung — die von Otto Klemperer, erstem Kapellmeister am Opernhause, mit dem städtischen Orchester ausgeführten Opernhaus-Konzerte, deren feine Geschmacksnote sie aus dem Konzertbetriebe des Alltags heraushebt. Die von der Westdeutschen Konzertdirektion (H. Dubois) eingeführten „Meisterkonzerte" sind bestimmt, die Bekanntschaft mit Künstlern von Rang und Ruf auf vokalem und instrumentalem Gebiete zu vermitteln.

Auf dem Gebiete des in Köln seit alters ausgiebig gepflegten Männerchor-Wesens, das, obschon mehr dem engeren Kreise einer poetischen Geselligkeit als selbständiger Geltung im Konzertsaale zugewiesen, als Ganzes doch dem Blick einer Kulturschau nicht entzogen sein darf, ist der von Professor Jos. Schwartz, einem unvergleichlichen Chormeister, geleitete Kölner Männer-Gesang-Verein zu führendem Rufe in Deutschland gelangt und hat auf seinen an Ehren und Erfolgen reichen Sängerfahrten deutsches Kulturgut in Sang und Klang im Auslande zu Achtung und hoher Geltung gebracht.

Ein reich verzweigtes, außerordentlich gesteigertes und in vielerlei Hinsicht auch vervollkommnetes Musikwesen ist die Signatur der Gegenwart. Wird auch die Musik an sich würdiger und sorgsamer gepflegt als in der vorangegangenen Zeit? Die Frage ist hier nicht zu entscheiden. Erfreulich ist es jedenfalls, daß den vielen trüben Erscheinungen im Staats- und Wirtschaftsleben in der intensiver betriebenen Musikpflege ein Ernst der Lebenskultur gegenübertritt, den die willige Empfangsbereitschaft auf seiten der Musikkonsumenten auch dem Zweifelnden sympathisch zu machen geeignet ist.

Die Theaterverhältnisse

hatten sich, seit die Witwe Böhm (vgl. Seite 186) nach dem Abzug der Franzosen es mit deutschen Vorstellungen gewagt hatte, unter verschiedenen Direktionen zum Besseren gewandt. Direktor Sebald Ringelhardt, ein energischer Theaterleiter, der haupt-

Digitized by Google

sächlich Mozartsche Opern pflegte, führte am 14. November 1822 erstmals Webers „Freischütz" auf. Zu seinem Personal gehörte u. a. auch Alb. Lortzing als Schauspieler und Tenorbuffo. In diese Zeit fällt der Abbruch des alten Theaters in der Schmier- (heutigen Komödien-) straße. Das neue Theater wurde am 19. Januar 1829 mit Spohrs „Jessonda" eröffnet. Jul. Mühling, der das Theater von 1832—1837 leitete, hatte das Glück, aus der damaligen Blüteperiode der Opernproduktion seinem Publikum Erstaufführungen der Werke von Marschner, Lortzing, Meyerbeer, Halévy, Auber, Rossini und Bellini bieten zu können. Unter Wilh. Löwe, der unter starker Konkurrenz eines Vaudeville-Theaters zu leiden hatte, sank die Oper, erreichte aber durch Ferd. Röder, der u. a. Rich. Wagners „Tannhäuser" (1853) und „Lohengrin" (1855) erstmals aufführte, wieder einen gewissen Hochstand. Bei der leidenschaftlichen Bekämpfung der Wagnerschen „Zukunftsmusik" durch den städtischen Musikdirektor Ferd. Hiller und seinen Gesinnungsgenossen, den Musikkritiker Professor Louis Bischoff, machte Röder aber schlechte Geschäfte und zog es vor, mit seiner Gesellschaft dem von einem Musikklüngel fanatisierten Köln den Rücken zu kehren und nach Antwerpen zu gehen. L' Arronge, der das Theater im Jahre 1858 übernahm, brachte die Offenbachsche Operette nach Köln. Als das alte Theater ein Raub der Flammen wurde, spielte er im Thalia-Theater in der Schildergasse und führte den „Orpheus in der Unterwelt" 200mal auf. Den Theaterneubau in der Komödienstraße weihte er mit verspäteten Erstaufführungen (Gounods „Faust und Margarethe" und Verdis „Troubadour") ein. Abermals brannte das Theater ab, als der tüchtige frühere Mainzer Theaterdirektor Moritz Ernst es 1862 übernommen und darin u. a. Wagners „Rienzi" und „Fliegenden Holländer" erstmals aufgeführt hatte. Der Theater-Neubau an der Glockengasse wurde am 1. September 1872 mit dem „Freischütz" eröffnet. An dem glänzenden Aufschwung, den die wirtschaftlichen Verhältnisse infolge des siegreich beendeten deutsch-französischen Krieges nahmen, hatte auch das Theaterwesen teil: Direktor Heinr. Behr konnte sich allabendlich an einem ausverkauften Hause erfreuen. Künstlerisch scheint sein Theater auf voller Höhe gewesen zu sein, wenn auch in dem (Dezember 1872 geschriebenen) Aufsatze Richard Wagners „Ein Einblick in das heutige deutsche Opernwesen" eine levis nota für den Kapellmeister abfällt. Am 24. April 1873 erschien Wagner wieder in Köln und gab mit demselben vortrefflichen Orchester, das kurz zuvor die „Meistersinger" im Theater erstmals gespielt hatte, ein Konzert im Gürzenichsaale zum Besten des Bayreuther Festspielfonds. Die Direktionsära Julius Hofmann, der von 1882—1903 das Theater leitete, war eine Blütezeit der Kölner Oper. Schon im ersten Jahre führte er sich mit einem Mozartzyklus vielversprechend ein, dem er im zweiten mit der „Götterdämmerung" einen gleich starken Erfolg anreihte. Vortreffliche

gitized by Google

Kapellmeister standen ihm zur Seite: neben Wilh. Mühldorfer, dem eigentlichen Opernleiter, Gustav Kogel, der spätere Reformator des Frankfurter Opernwesens, und Arno Kleffel. Eine gleich glückliche Hand hatte Hofmann in der Auswahl der für sein Theater verpflichteten Gesangskräfte, zu denen Größen wie die Peschka-Leutner, Ottilie Ottiker, Meta Kalman, Emil Götze, Karl Mayer u. a. gehörten. Um solch' reich besternten Theaterhimmel wurde Köln selbst von einem Pollini, dem Hamburger Großkaufmann in Theaterengagements, beneidet. Weniger prunkvoll, aber echter an innerer Kultur erscheint die Kölner Oper, die seit dem 1. September 1902 in dem von Baurat Karl Moritz errichteten Opernhause am Rudolfplatze eine eigene, vom Schauspiel getrennte Heimstätte hatte, unter Max Martersteig, der nach kaum einjähriger Leitung des Theaters durch Otto Purschian (1904) auf Jul. Hofmann gefolgt war. Unter ihm trat eine Teilung der Amtsbefugnisse ein: Martersteig übernahm die Leitung des Schauspiels, Otto Lohse, bisher Kapellmeister am Stadttheater in Straßburg, wurde Operndirektor. Ein Künstler mit jener großen Liebe für die Dinge der Bühne, an der man den echten Theatermann erkennt, hat Lohse in der Wiederbelebung älterer Opernwerke ebenso Vorbildliches geleistet wie in seinen Neustudierungen und Erstaufführungen. Der Begriff „Musteraufführungen" begann jetzt auch in Köln an Gewicht zu gewinnen. An der Spitze eines vorzüglichen Orchesters und einer an starken Talenten reichen Sängerschar wirkend, Tempo und Dynamik seiner Dirigierkunst einzig auf die dramatische Situation eingestellt, erzielte Lohse besonders in den Wagnerschen Musikdramen eine Gesamtwirkung, die an stilistischer Einheitlichkeit zwar die Bayreuther und Münchener Wagneraufführungen nicht erreichte, aber stets von stärkster Eindruckskraft war. In einem Operndirektor seines Schlages arbeitet, wie es sein soll, der Regisseur mit dem Musiker Hand in Hand. Besonderen Glanz erhielten die Kölner Opernaufführungen bei Gelegenheit der von einem Festkomitee ins Leben gerufenen sommerlichen Opernfestspiele, deren erstes 1905 stattfand. Gastdirigenten und die ersten deutschen Operngesangskräfte wurden zu ihnen beigezogen, die ausgewählten Werke durch Dekorations- und Inszenierungsprunk festlich hergerichtet. Folgendes war das Programm des ersten Festspieljahres: „Fidelio" (Generalmusikdirektor Steinbach), „Figaros Hochzeit" (Steinbach), „Die Meistersinger" (Direktor Otto Lohse), „Tristan und Isolde" (Rich. Strauß), „Feuersnot" (Rich. Strauß). Im folgenden Jahre wurden als Festopern gegeben: „Don Juan", „Lohengrin", „Fliegender Holländer" und „Salome" unter den Festdirigenten Lohse, Steinbach, Mottl und R. Strauß, in deren Reihe bei den späteren Festspielen noch A. Nikisch, Max Schillings, Hans Pfitzner und Sylvain Dupois (als Dirigent von Debussys Peleas und Melisande mit dem Ensemble des Brüsseler Théâtre royale de la Monnaie) traten.

d by Google

Nach Schluß der Spielzeit 1910/11 siedelte Martersteig nach Leipzig über, um dort die Leitung der Vereinigten Stadttheater zu übernehmen. Mit ihm verließ auch Lohse die Stätte seiner fruchtbaren Wirksamkeit und glänzender Erfolge. Fritz Rémond, der als früherer Heldentenor in Köln wertvolle Sympathien besaß und zuletzt Direktor des Stadttheaters in Bromberg gewesen war, wurde Martersteigs Nachfolger. Als Leiter der Oper hatte er den Hamburger Kapellmeister Gustav Brecher gewonnen, einen sensitiven Musiker von modern ästhetisierendem Feinempfinden, der auf durchdachte Aufführungen hielt und vom Orchester Qualitätsarbeit verlangte, aber nichts von der temperamentvollen Art und dem großen Zuge seines Vorgängers hatte. Man dankte ihm manche fein intentionierte Mozart- und Wagnervorstellung, Rich. Straußsche Opern betreute er mit dem Ergebenheitseifer des dem Komponisten persönlich verbundenen Freundes. Noch vor Ausbruch des Weltkrieges schied er aus seiner Stellung, ohne in Köln tiefere Spuren seiner Wirksamkeit hinterlassen zu haben. Die Theaterführung Rémonds, der seit Übernahme des Theaterwesens in städtische Regie (1920) den Titel eines „Generalintendanten" führt, kennzeichnet eine Reihe prunkvoller Operninszenierungen, die ihm mit Recht den Ruf eines Regisseurs von scharfem Blick für die Schaureize der Bühne und die Erfordernisse der dramatischen Szene eingebracht haben. Vom Boden der Wagnerschen Opernreform aus, die den heutigen ästhetischen Geschmack bestimmt, erhebt indes eine tiefere Kunstauffassung den Anspruch auf strengeren Zusammenhang von Szene und Orchester, auf ein stilistisch einheitlicher geregeltes Zusammenwirken von Gesang und Aktion, szenischer und orchestraler Vortragsgebärde, als es in mancher Rémondschen Inszenierung zutage tritt. Vor allem das Wagnersche Musikdrama will aus dem Geiste des Kunstwerks heraus, nicht auf seine Eignung zu Schaureizen und Theatereffekten hin inszeniert sein. Aber auch der Oper Beethovens und Mozarts, dem dramatischen Brio Verdis bekäme ein solcher poesieerfüllter Inszenierungsstil vortrefflich.

In der Ergänzung des Personalbestandes der Oper hatte Hofrat Rémond zumeist eine glückliche Hand. In Otto Klemperer, dem ersten Kapellmeister, steht ihm ein autoritativer musikalischer Führer, eine Dirigentenpersönlichkeit von moderner Geschmacksbildung, reifem Können und in die Tiefe wirkendem Kunstempfinden zur Seite. In seiner Suggestionskraft, seiner feinen Individualisierung der Stilarten, die einen Beethoven- und Mozartabend zu beglückenden Kunsterlebnissen macht, an eine Schrekersche oder Korngoldsche Oper den Reiz einer sensiblen Nervenkunst wendet, ist der Geist Mahlerscher Gestaltungskraft lebendig. Nicht gleich überzeugend ist Klemperer als Wagnerdirigent: der Impetus, das Pathos und die Herrschergebärde des „Ring"-Stiles liegen ihm ferner als die ruhige Schönheitsharmonie Mozartischer Dramatik. Die Wunder-

welt des „Tristan“ aber erschließt seine feinstdifferenzierende Empfindungskunst völlig. Ein vortrefflicher Musiker, erfolgreich auch als Komponist, ist der Klemperer koordinierte Kapellmeister Herm. Hans Wetzler, dessen Dirigentengebärde sich indes nicht gleich bestimmt und überzeugend auswirkt. Franz Weißleder, der mit der Kölner Oper in langjähriger Kapellmeistertätigkeit völlig verwachsene Dirigent von schlagfertiger Routine und feinem Einfühlungsvermögen in die Besonderheiten jeder Stilart, ist die grande utilité des Opernhausbetriebes, als Inszenator und Spielleiter zugleich der verläßliche Hüter mancher Standardwerke des Spielplanes. Als Oberregisseur hat Felix Dahn seine Vertrautheit mit den Erfordernissen guter Bühnenwirkung an manchem mit Geschmack und Geschick inszenierten Opernwerke alten und neuen Stiles erwiesen.

Digitized by Google

DAS THEATERWESEN

VON PRIVATDOZENT DR. CARL NIESSEN

Trotz dem lebhaften Heroen- und Heroinenkult männlicher wie weiblicher Backfische hat das Theater in Köln nicht den besten Boden gefunden. Die Oper trug zwar noch die einseitige Musikfreudigkeit des Rheinländers, dafür aber befriedigte das Schauspiel nur selten höhergespannte Ansprüche, weil dem großen Publikum und auch wohl manchen Stadtvätern tieferes literarisches Interesse und Verständnis für die besondere Ausdruckskunst des Theaters abging.

Wenn auch Maskenfunde, Predigterwähnungen des zuchtlosen römischen Mimus und ein ins 17. Jahrhundert hinübergerettetes Osterspiel (Maria im Capitol) auf eine längere theatralische Ueberlieferung schließen lassen, fehlt uns doch bis zur Schulaufführung des Bauernkriegdialoges „Ludus Martius" von Schottenius-Hessus (1526) jede sichere Kunde. Eine bodenständige Schauspieltätigkeit der Bürger schien sich 1539 anbahnen zu wollen, als der Buchdrucker Jaspar von Gennep seine deutsche Bearbeitung des Jedermannstoffes, den „Homulus", aufführen ließ und bereits im nächsten Jahre in Peter Jordanns „Comedia Josephs" einen Nachfolger fand. Nach einer Unterbrechung mehren sich in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts die Nachrichten von Darstellungen alttestamentlicher Stoffe wie Judith und Susanna, ferner der Passion, des Homulus und Heiligenlegenden durch Studenten, Schulmeister, Bürger — unter denen der Buchdruckergeselle Conrad Lew besonders eifrig war —, Deutzer Nachbarn und auswärtige Vorläufer der Berufsschauspielkunst. Aber eine wirkliche Ueberlieferung konnte sich nur an den höheren Schulen Kölns ausbilden. Vermutlich war es die Laurentianer Burse gewesen, die den „Ludus Martius" aufgeführt hatte. Eine besonders glanzvolle Vorstellung schenkte diese Schule der Bürgerschaft 1581 in Broelmann „Laurentius", über dessen szenische Erscheinung wir durch eine farbige Bühnenzeichnung, eines der wichtigsten theatergeschichtlichen Denkmäler überhaupt, genauer unterrichtet sind: Auf einem über Fässern errichteten Podium, das an drei Seiten mit einem grünen Tuche umspannt war, wurden eine Reihe örtlicher Andeutungen zusammengefaßt, die insgesamt einen Ausschnitt aus dem heidnischen und christlichen Rom darstellten. Erst 1695 hört man dann wieder von einem Spiel der Laurentianer.

Die Jesuiten, deren lateinische Dramen sich in Köln seit 1561 aus kleinen antiprotestantischen Kampfdialogen zu weitschichtigen barocken Gebilden mit stark musikalischem Einschlag und szenischem Prunk fortbildeten, liefen den Laurentianern, Montanern und Carmeliterschülern, die mit ihnen zeitweise wetteiferten, den Rang ab. Mit unbeirrbarer Folgerichtigkeit spannten sie die Schaubühne in den Erziehungsplan ein und benützten geschickt ihre

Werbekraft in großen öffentlichen und mehr internen Aufführungen vor Eltern, Ratsverwandten, fürstlichen und weltlichen Würdenträgern. In besonderen deutschen Aufführungen rechneten sie mit der Schaufreudigkeit der bürgerlichen Sodalitäten, die sie emsig ins Leben riefen. Eindrucksvolle Zusammenfassung aller bisherigen theatralischen Erfahrungen sollte das 1627 zur Vollendung der Maria Himmelfahrtkirche in der (noch nicht geweihten) Kirche selbst veranstaltete zweitägige Spiel vom ungarischen König „Stephanus" werden, das nicht weniger als 206 Rollen zählte. Aber das sich vor der Bühne drängende Volk lärmte bei der ersten Aufführung so, daß man fast nichts verstehen konnte, und zeigte sich gar nicht dankbar dafür, daß man ihm komische deutsche Zwischenspiele zugestanden hatte. Die Bühne stellte sich als dreifacher Aufbau dar: Im Hintergrunde des im Querschiff ausgebreiteten Podiums, dessen offene Fläche für das handelnde „Volk" bestimmt war, zumal für Aufruhr und Kampfszenen, an denen ursprünglich auch Pferde teilnehmen sollten, erhob sich das durch Vorhang verschlossene innere Theater, in dem der Thron für die „Fürsten, König und Papst" stand. Darüber lag der ebenfalls verschließbare Himmel. Nachdem das Jesuitendrama sich immer entschiedener nach der Oper hin entwickelt hatte, wurde 1700 ein festes Saaltheater errichtet, das bald wieder abbrannte. Unter den Ordensschulmännern, die sich um das Jesuitentheater in Köln verdient machten, ragt um die Jahrhundertwende Paul Aler hervor, dessen Theaterfreudigkeit auch auf dem Sterbebette nicht erlosch. Jedenfalls haben die Jesuitendramen für Köln das unbestreitbare Verdienst erworben, daß sie — ganz abgesehen von erzieherischen Einflüssen auf die jugendlichen Darsteller und die Zuschauer — auch in den stürmischen Zeitläufen, welche die inzwischen aufgetretenen Berufsschauspieler behindern mußten, für eine regelmäßige Kette jährlicher Bühneneindrücke sorgten.

Eine fertig ausgebildete Berufsschauspielkunst lernte Köln durch die „englischen Komödianten" kennen, deren erstes Auftreten am Rhein 1592 zu sein scheint. Fast alle bedeutenden Truppen begehrten in der Folge auf ihren Wanderfahrten in Köln Spielerlaubnis und es kann kein Zweifel sein, daß damals durch sie die ersten Shakespeareaufführungen — allerdings in der üblichen Vergröberung und Durchsetzung mit Pickelheringspossen — stattfanden. Den ernsthaften Versuch, hier durch Erwerbung des Bürgerrechtes einen festen Stützpunkt zu gewinnen, machte 1615 Spencer, der in Köln zum katholischen Glauben übertrat, aber dennoch wegen Sittenlosigkeit der Stücke der Verfolgung des Dompredigers aus der Gesellschaft Jesu nicht entgehen konnte und schließlich, wie so mancher spätere Prinzipal, sich mit erheblichen Schulden aus dem Staube machte. Inzwischen waren schon deutsche Wettbewerber, französische Truppen und fremde Quacksalber, die zur Anlockung des Publikums Komödien spielten, am Rhein aufge-

taucht. In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts kamen neben einzelnen italienischen Gesellschaften bei den regen Wechselbeziehungen zwischen den Niederlanden und Köln mit ziemlicher Regelmäßigkeit holländische Schauspieler. Eine frühe Molièredarstellung (Le Médecin malgré lui) sah in Köln 1673 ein reisender Schwede von der französischen Truppe des Prinzen von Condé, die bei Gelegenheit des Friedenskongresses gekommen war. In solchen Aufführungen läßt sich ein eigenartiges Vorspiel der späteren französischen Kulturpropaganda sehen, denn nicht umsonst wurde mit dem Ansehen des verräterischen Wilhelm von Fürstenberg 1680 die Spielerlaubnis einer französischen Truppe durchgesetzt, zur gleichen Zeit, als Velten deutscher Schauspielkunst am Rhein zu Ansehen verhelfen wollte. Die napoleonische Regierung der Rheinlande glaubte durch französische Vorstellungen die deutschen Bewohner des „22. Theaterbezirks" mit Liebe für Frankreich erfüllen zu können. Sie täuschte sich aber darin, trotzdem sie in schlauer Berechnung der rheinischen Carnevalsfreude dem Theaterunternehmer das Privileg gab, Maskenbälle zu veranstalten. Köln verhielt sich noch ablehnender als etwa Aachen. 1811 konnte in Aachen immerhin 4½ Monate lang gespielt werden, während es in Köln nur 14 Tage lang möglich war. Im nächsten Jahre mußte der Präfekt gar mit Entziehung des Ballprivilegs drohen, wenn der Unternehmer nicht mindestens zwei Wochen lang in Köln Aufführungen veranstaltete. (Die neue Besetzung durch die Engländer hat keine ausgesprochene Theaterpropaganda gezeitigt. Die in dem beschlagnahmten „Deutschen Theater" stattfindenden Vorstellungen werden nur von einem ganz geringen Bruchteil der Bevölkerung besucht, und auch dann nur aus wissenschaftlichen Interessen. Eine französische Propaganda würde heute den gleichen Mißerfolg haben, wie die frühere und die jetzige in Wiesbaden, Biebrich, Mainz und dem Saargebiet.)

Für die ganze Entwicklung des Bühnenwesens in Köln ist es mit Ausnahme der Martersteig-Epoche und mancher musikalischer Tat im Opernbetrieb kennzeichnend, daß sie fern von dem großen Geschehen der Theatergeschichte erfolgte. Eine bunte Fülle von Wandertruppen verschiedenster Güte, Schmierenkomödianten alten Schlages und Vertreter der durch Gottsched gereinigten „regelmäßigen" Schaubühne, darunter bekannte und berüchtigte Namen wie der starke Mann Eckenberg, Doebbelin, Abel Seiler, Kurz-Bernadon, Schröder und andere suchten Köln auf, ohne aber festen Fuß fassen zu können. Schauplatz war noch immer der Quatermarkt. Weiterhin wurden Zunftsäle und Bretterbuden auf dem Heumarkt benutzt. Erst in der zweiten Hälfte der sechziger Jahre wurde auf dem Neumarkte in dem an der Apostelkirche liegenden Baumbestande von einem wagemutigen Prinzipal ein besonderer (hölzerner) Theaterbau errichtet. Zu einer Stabilisierung des Theaterwesens konnte es aber bei der Teilnahmslosigkeit der breiten Zuschauermassen nicht kommen, trotzdem

d by Google

ein Privatverein 1783 in der „Schmierstraße", die dann den wohllautenden Namen Komödienstraße erhielt, ein steinernes Spielhaus erbauen ließ. Sichere Verhältnisse suchte 1787, gestützt auf die Kurzeit in Aachen, Klos durch den Vorschlag eines neuen Abonnements zu schaffen, nachdem sein Mitdirektor Großmann durch Zwangsversteigerung seine Habe verloren hatte. Vergebens versuchte auch Friedrich Koberwein 1792 das Publikum durch fünfjähriges Abonnement für ein „dauerhaftes stehendes Nationaltheater", Heranbildung einer guten Opern-, Schauspiel- und Ballettruppe, sowie Sorge für künstlerischen Nachwuchs zu interessieren. Rasch wechselten aber wie bisher auch in den folgenden Jahrzehnten die Unternehmer ab. Oberstes Gesetz für den Bühnenleiter mußte gerade in Köln das Rechnen mit dem Publikumsgeschmack sein; beim Rat, der die Spielerlaubnis erteilte und Abgaben erlassen konnte, mußte man sich durch schmeichelnde Sondervorstellungen mit lobhudelnden Vor- und Nachspielen beliebt zu machen suchen. Eine vortreffliche Spekulation auf die Seele des „kunstliebenden Kölners" waren Theaterredouten mit freier Nachhausefahrt für die „Frauenzimmer": Zweifellos waren diese Bälle besser besucht als die Aufführungen klassischer Dramen und Opern, welche sich unter der massenhaften Spreu der Modeliteratur und -Musik allmählich bemerkbar machten. Dem Abwechselungsbedürfnis der Menge gab man dadurch nach, daß man an die „Hauptkomödie" des Abends (oder besser Nachmittags) Theaterreden (zum Teil in Dialogform), gesprochene, gesungene oder getanzte Nachspiele kleisterte.

Als erster verstand sich Direktor Ringelhardt eine zusammenhängende Reihe von Jahren zu behaupten. In seine Zeit fällt die bemerkenswerte Selbsthilfe eines einsichtigen Kreises von Theaterfreunden gegenüber dem einseitig auf geschäftliche Erfolge aufgebauten Prinzip der Theaterleitung. Am 13. September 1824 erfolgte, in der Absicht auf Spielplan und die Besetzung der Rollenfächer Einfluß zu gewinnen, der Aufruf zum Zusammenschluß der Abonnenten. Es kam auch wirklich zur Wahl einer siebenköpfigen Kommission, die mit Ringelhardt in diplomatische Beziehungen trat. Sichtlich war dem Direktor diese frühe Publikumsorganisation recht unbehaglich. Zumal die Sonntage erklärte er für Direktionssache. Er könne „an solchen Tagen einem Bayard, Otto von Wittelsbach, Karl Moor, Abellino oder einem ähnlichen Ungetüm nicht ganz untersagt werden, sein Wesen oder Unwesen zu treiben, da diese die Menge gerade herbeilocken". Besonders reizvoll wird es da für das Publikum wohl gewesen sein, daß wenige Jahre später der streitbare Schauspieler Jerrmann die ungleichen Brüder Moor gleichzeitig verkörperte. In der politischen Stickluft der Zeit konnte der Plan der Abonnentenorganisation nicht ganz reifen, verbot doch die Polizei sogar öffentliche Aufrufe. Doch gedieh 1828/29 als sichtbare Frucht der Bewegung ein neues besseres Theatergebäude, dessen Kosten

durch Aktionäre aufgebracht wurden. Bereits 1859 brannte das Theater wieder ab und ein gleiches Schicksal blühte zehn Jahre später dem 1862 errichteten Ersatzbau. 1872 wurde dann an anderer Stelle, in der Glockengasse, ein von Raschdorff erbautes städtisches Haus eröffnet, das noch heute dem Schauspiel dient.

Die Hemmungen des Theaterwesens waren verschiedener Art. Lange fehlte es an einem städtischen Gebäude, das dem Direktor wie im übrigen Deutschland mietfrei oder gegen geringen Zins überlassen werden konnte. Als äußerst drückend empfand man eine zehnprozentige Armenabgabe. Vor allem aber wurde dem Publikum — mit geringen, der Spekulation verdächtigen Ausnahmen — wenig Sinn für das Theater nachgerühmt. So ergab sich die mangelnde Stetigkeit des Theaters durch raschen Wechsel der Direktionen und den glorreichen Sieg des Kassenrapports über die Kunst. Im allgemeinen Theaterlexikon von 1841 kann das Urteil gefällt werden: „Es ist nicht hart zu behaupten, daß Köln die schlechteste Theaterunternehmung unter allen Städten dieses Ranges ist". Doch darf nicht geleugnet werden, daß einzelne Männer (z. B. Friedrich Spielberger seit 1840) sich redliche Mühe gaben, das Theater durch Aufwand an Garderobe und viele Neueinstudierungen zu heben. Wie wenig aber der Publikumsgeschmack verbessert war, bezeugt die Tatsache, daß in der einen Spielzeit 1858/59 Offenbachs frivoler „Orpheus in der Unterwelt" 200 Wiederholungen erlebte, während klassische Dichtungen nach einigen Aufführungen spurlos verschwanden. Es ist bezeichnend genug, daß gerade bei dem Direktor dieser Spielzeit, L'Arronge, das „Geschäftstheater" Trumpf war: Abgesehen von den Abstechern nach Bonn, übernahm er auch noch die Kunstversorgung von Düsseldorf, Mainz und Ems und baute in Köln das bald abgebrannte Viktoria-Sommer-Theater „am Thürmchen"; ähnlich leitete der übernächste Nachfolger neben zwei Kölner Interims-Theatern (Thalia, Gertrudenhof) die Bühnen von Düsseldorf und Elberfeld.

Das neue Theater in der Glockengasse brachte dem ersten Direktor Heinrich Behr drei fette Jahre. Moritz Ernst, der schon früher in Köln gewirkt hatte, wagte es sogar wiederzukommen, und Julius Hofmann führte von 1881 bis 1904 eine gewinnbringende Direktion, der es aber an gelegentlichen Einsprüchen von Kunstfreunden nicht fehlte. Unter ihm führte die Musikbegeisterung des Kölners zu einer hohen Blüte der Oper. Als Symbol für die Heftigkeit, mit der Sänger angeschwärmt werden konnten, steht noch heute im Eigelstein-Tor die silberne Lohengrin-Rüstung, welche zarte Hände dem angebeteten Emil Götze bescherten. Schon früher trugen die Anhänger einer Sängerin rote Samtwesten, die aus ihrer Schlepprobe geschnitten waren.

Noch unter Hofmanns Leitung wurde 1902 das von Karl Moritz leider kurz vor den schönen Fortschritten des modernen Theaterbaues errichtete Opernhaus, eine etwas unruhige Kreuzung von Barock und Jugendstil, eröffnet.

Nachdem der Tod Otto Purschian noch nicht einmal seine erste Spielzeit zu Ende führen ließ, wurde Max Martersteig, der sich durch Bühnenleitung und wissenschaftliche Leistungen Geltung verschafft hatte, berufen, die Geschicke der beiden Theater zu lenken. Unter ihm erreichte die Kölner Theaterkultur ihren Höhepunkt. Ohne daß die Oper, der er sich auch als Spielleiter widmete, irgendwie litt, führte seine künstlerische Energie das Schauspiel zu ungeahnter Blüte; trotzdem war der Besuch, zumal im ernsten Drama, unzureichend genug. Unter Martersteigs zielbewußter Führung entfalteten sich eine Reihe junger Begabungen wie Hans Siebert, Theodor Becker, Emil Lindner, Lina Lossen, Berta Neuhoff und Adele Schönfeld. Seine szenischen Bekenntnisse zu Hebbel haben wesentlich dazu beigetragen, dem Dichter feste Geltung im Spielplan zu verschaffen. Auch der aufstrebenden rheinischen Dichtung Schmidtbonns und besonders Eulenbergs, nahm er sich warm an. Ueberhaupt verschaffte er Köln eine Reihe interessanter Erst- und Uraufführungen. Als Spielleiter fand er einprägsame Vereinfachung im dekorativen Rahmen für das mit neuer Beseelung durchtränkte Dichterwort. Zu unvergeßlich starkem Eindruck wurde z. B. die in köstlichen rotbraunen Samt und monumentale Quadern gefaßte Darstellung von „Herodes und Mariamne", dann die geschmackvolle Schlichtheit des „Gyges" und der „Iphigenie". Die Summe seines ganzen Strebens bot er in einer groß angelegten Aufführung der beiden Teile des „Faust", ein bedeutsames Entwickelungsmoment in der Geschichte der Faust-Inszenierung, dessen tiefe Wirkung Martersteig noch durch formvolle Vorlesungen an der Handelshochschule vorzubereiten suchte. In seiner Zeit bequemte sich auch die Stadt dazu, die entscheidenden Schritte zur völligen Ausschaltung des Unternehmertums zu machen. Die neuerstandene Universität dankte Martersteig für seine vielseitigen Verdienste durch die Verleihung des philosophischen Ehrendoktors. Zu künstlerischen und gesellschaftlichen Ereignissen zugleich wurden die jährlichen Opernfestspiele, welche die bekanntesten Vertreter der einzelnen Partien in jeweils neu geschaffenen Bühnenbildern zusammenführten.

1901 war das private „Residenz-Theater" auf den Plan getreten, das nach Berliner Vorbildern meist nicht viel anderes als die zweifelhafte Unterhaltung des französischen Ehebruchschwankes bot. Nach wechselvollen Schicksalen — eine Oper spielte z. B. nicht länger als 14 Tage — gewann das nachträglich von Hans Wildermann stimmungsvoll ausgezierte Theater von 1910 ab unter Alfred Bernau und Karl Haas vorübergehend große Bedeutung für das Kölner Geistesleben. Mit sicherem Blick für schauspielerische Werte waren in der jetzt „Deutsches Theater" umgetauften Privatbühne vortreffliche wahrhaft junge und auch gereifte Darsteller zusammengebracht und zu einem wirklichen „Ensemble" verflochten. Ob man die kernige Tragödie „Glaube und Heimat", die Märchenphantastik der „Turandot", ein Volks-

und Kassenstück wie „Kasernenluft“ oder Hoffmannsthals nervös-schwüle Balladen sah, immer fesselte die ausgeglichene Regieleistung und eine Hingebung an die verkörperte Gestalt, nach der man hinterher im Anblick von manch pensionsberechtigter Pflichtdarstellung noch oft seufzen sollte. Ohne daß die Leistung eines Darstellers verblaßte, durfte man es wagen, einen Albert Bassermann in diese Truppe hineinzustellen. Gerade damals, als Köln zwei hochwertige Schauspielertruppen besaß, begann sich so etwas wie ein wirklich verständnisvolles „Premierenpublikum“ herauszubilden, das aber den Krieg leider nicht überdauerte und der Neugier unbeschäftigter Damen verschiedensten Alters und ihrem Anhang Platz gemacht hat, während es an wirklich verständnisvollen Freunden des Schauspiels, zumal männlichen, sehr mangelt, ja bei der Psychologie des Rheinländers mangeln muß.

Die üblichen mitteleuropäischen und ostasiatischen Gastspiele fehlten nicht und brachten manchmal menschlich fesselnde Gestalten, wie die Duse und Boúrmeester. Einen anregenden Versuch moderner Theater-Gesamtkunst erstellte van de Velde in dem Theater zur Werkbundausstellung von 1911, das leider, abgesehen von Tanzabenden, nur für Faust-(Barnowsky) Verhaerens „Kloster“ und Manfred (Wiecke) genützt werden konnte und schon 1920 abgetragen werden mußte.

Seit 1912 ist das Theater Hofrat Fritz Rémond anvertraut, der sich — wie noch mehrere seiner Vorgänger im letzten Jahrhundert — zuvor als darstellerisch ungemein begabter Sänger beliebt gemacht hatte. Die Oper, zumal sie nach Lohse in Klemperer einen schwungvollen musikalischen Leiter gefunden hat, hielt sich unter ihm auf beachtenswerter Höhe. Dagegen verlor das Schauspiel steigend an Geltung, weil sich keinerlei Versuch zu einer bodenständigen eigenen Entwicklung zeigte und durchweg die verjährten Erfolge auf dem Berliner Theatermarkte richtungweisend wurden. Das Vertrauen der Dichter müßte wieder gewonnen werden; sie dürfen sich nicht mehr in Herbert Eulenberg öffentlich dagegen wenden können, daß der dramaturgisch Verantwortliche zum Balsamierer einer literarischen Katakombe wird. Das Personal bedarf frischer Blutzufuhr; aber es sei immerhin hervorgehoben, daß die Darstellung nicht so schlecht ist wie ihr auswärtiger Ruf und daß man sich doch manchmal fesselnder Einzelleistungen erfreuen kann. Wenn es der Oberleitung gelingt, erst einmal eine wirkliche künstlerische Führernatur als Regisseur-Dramaturg zu gewinnen, dann kann auch in Köln wie anderswo überraschend neues Leben blühen. Starke Stütze muß kulturelles Verantwortlichkeitsgefühl von Darstellern sein, die mehr auf die Erfüllung einer Menschheitssendung denken als an ärgerlich selbstgerechte Kulissen-Revolutionen. Die Presse wird sich immer mehr bekehren müssen, Darsteller und Spielleiter durch eingehende Würdigung ihrer Kunst entwickeln zu helfen, statt in der Hauptsache literarisch-historische Essays oder politisch verspreizte Polemiken zu schreiben. Damit der Zuschauer

Digitized by Google

nicht das Theater behalte, welches er jetzt vielleicht verdient, muß er die Bühne als Stätte vertieften Erlebens würdigen lernen. Die deutschen Städte werden sich dazu verstehen müssen, nicht mehr einfach unter bewährten Verwaltungsbeamten oder von ihrer Partei abkommandierten Politikern das Theaterdezernat zu verlosen; Entscheidung kann da nur das wahrhafte Verhältnis zu künstlerischen Dingen geben. Von großer Wichtigkeit wird es auch sein, daß die vielverlästerte Theaterkommission nicht lediglich aus von den Parteien gewählten Stadtverordneten zusammengesetzt ist, sondern zu einem freien Kreis verständnisvoller, kenntnisreicher und begeisterungsfähiger Theaterfreunde erweitert wird, wie er sich vor hundert Jahren einmal ans Licht gekämpft hatte.

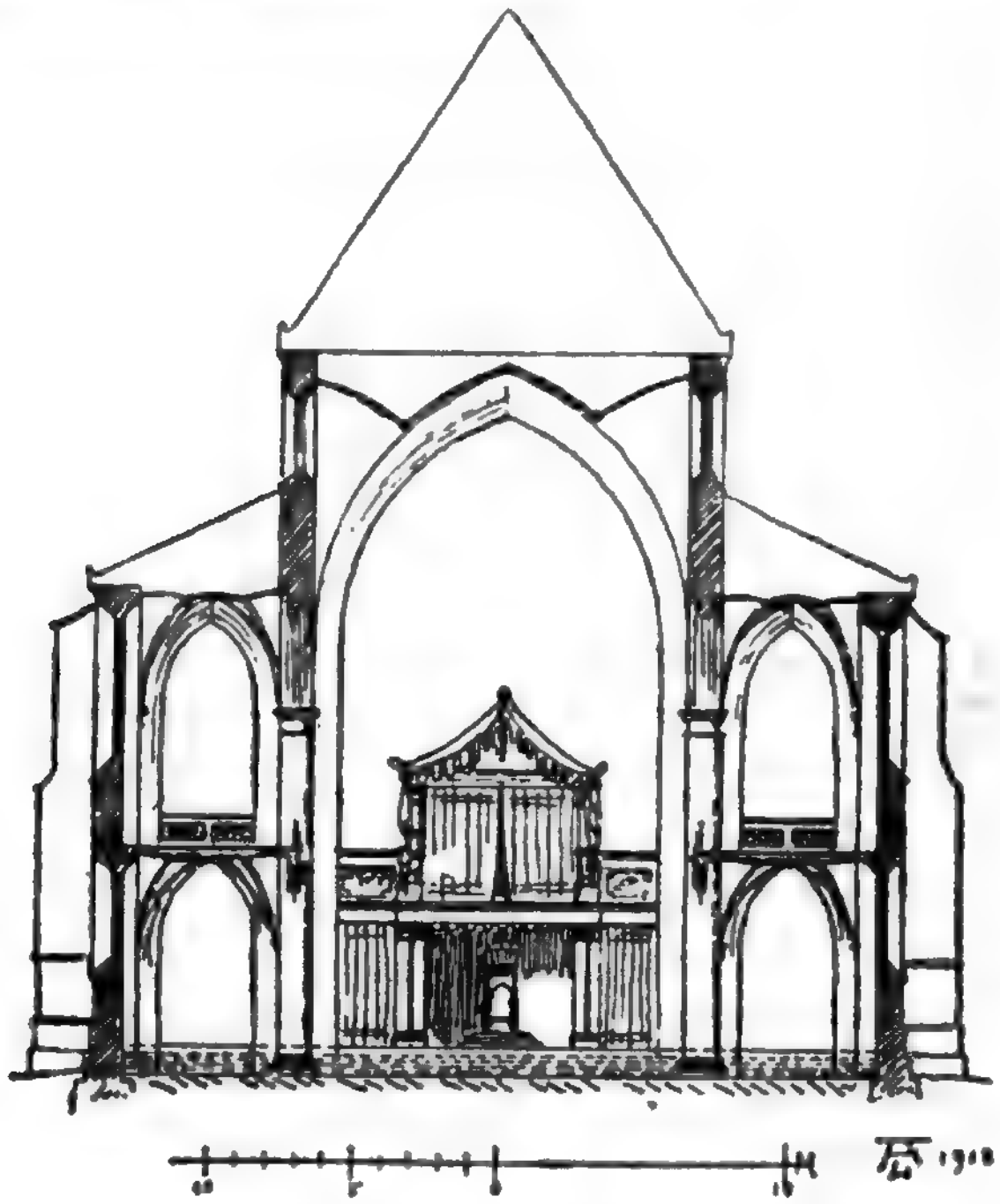
Eine erfreuliche Selbstbewegung der Besucher ist nun bereits erfolgt. Im Jahre 1920 gewann der Volksbühnengedanke so viel Boden, daß in dem sonst der Operette (früher dem Varieté) dienenden Reichshallentheater Sonntagvormittags-Aufführungen für das „werktätige Volk" stattfinden konnten. Nach raschem Anwachsen der Mitgliederzahl fand man den schönen Wagemut, ein eigenes würdigeres Theater in den Räumen eines der vielzuvielen Tingeltangel einzurichten (Theater am Friesenplatz). Da die Volksbühnen, geleitet von ihrem bewundernswerten Berliner Vorbild, trotz dem theoretischen Programm immer mehr einsehen, daß die Bühne mehr sein muß als „Instrument des Klassenkampfes" und es nicht genügt, die sozialen Anklagestücke der Weltliteratur herunterzuspielen, ja daß gerade die Bühne ein Band um die zersplitterte Nation schlingen kann, darf man von dem neuen Theater ein Doppeltes erhoffen: daß es das städtische Schauspiel zu frischem Wettkampf herausfordert und Massen zu dem Theater führt, die ihm bisher aus mangelnder Kunsterziehung, geldlichen Gründen oder überlanger Arbeitszeit gleichgültig fernstanden. Gleiches erstrebt auf anderer weltanschaulicher Grundlage eine christliche Theatergemeinde, die in der Bildung begriffen ist. Nach den beweglicheren Künstlern fordert nun der Zuschauer sein gutes Selbstbestimmungsrecht.

Keime zu einem wirklichen Volkstheater liegen in den Kölner Puppenspielen, dem von Christoph Winter in romantischer Zeit (1802) begründeten Hänneschen-Theater. Lange Jahrzehnte hindurch war es Liebling der Kölner Jugend und auch die Alten fanden Geschmack an harmlosen Stadtsatiren. Nachdem es sichtlich dem Untergang zuschritt, begegnet dem Puppenspiel neuerdings wieder größeres Interesse. Die städtische Schulverwaltung hat seit dem Frühjahr 1920 eine Puppenspiel-Kommission berufen, aus deren Mitte bereits gute Spieltexte im Druck verbreitet wurden, und schon sind fünf Bühnen beschafft, die in Turnhallen, der Waldschule und dem Erholungsheim in Godesberg der blassen Großstadtjugend Stunden wirklichen Kindseins bescheren.

Der Puppenspieler Millowitsch war dazu übergegangen, die Puppen durch wirkliche Menschen zu ersetzen. Ein wahres Volks-

theater hat sich aber, weil der Anschluß an heimische Dichtung fehlt, daraus leider nicht entwickelt. Man läßt zumeist in den üblichen in Berlin erprobten Operetten oder Possen einige Figuren „Kölsch" reden, klebt ihnen eine „Tünnes"-Nase ins Gesicht oder läßt sie wie „Schäl" gleichzeitig nach zwei Richtungen sehen und setzt dann das der wiehernden Menge als kölnische Typenfiguren vor. Hier schlummern noch dankbare Aufgaben für die beiden ernsthaften Kölner Schauspielhäuser; denn gerade das Volksstück muß durch geschäftliche Spekulationen in Grund und Boden verfälscht werden, und welch ein Bild muß der Fremde oder der Besatzungssoldat von dem rheinischen Gemüt durch diese angeblichen Volksfiguren bekommen! Das Städtische Schauspielhaus hat sich ebenso wie der Männer-Gesangverein bemüht, die heimische Eigenart besser auszuprägen, doch sind das bisher nur Ansätze.

Viel Unerfreuliches hat die Betrachtung der Kölner Theaterschicksale gezeigt. Man darf aber bei passiver Kritik nicht mehr stehen bleiben, vielmehr muß durch ehrliche Begeisterung deutschen Bildungswillens die Redensart von einem westlichen Kulturzentrum in Tat verwandelt werden.



Jesuiten-Bühne in der Maria Himmelfahrtkirche (1627)
Gez. von Ludw. Arntz

Digitized by Google

III. VOLKSBILDUNG

Digitized by Google

VOM KÖLNER SCHULWESEN

VON STUDIENRAT JULIUS WEISWEILER

Bevor wir den Blick wenden auf das Kölner Schulwesen von heute, das einem großen und prächtigen, weitverzweigten und mit allen neuzeitlichen Einrichtungen ausgestatteten Gebäude vergleichbar ist, wollen wir uns vergegenwärtigen, wie dieser Bau im Laufe der Jahrhunderte von seinen Grundmauern aus in immer stolzere Höhe geführt worden ist, wollen wir uns die Mühe nehmen, ein wenig zu blättern in jenen Büchern der Geschichte, die uns von dem Entstehen und Aufblühen der Kölner Schulen, der höheren, mittleren und Volksschulen, erzählen.

Da erstehen zunächst vor unserem Auge altehrwürdige Bildungsstätten, die Bursen oder Gymnasien, deren Ursprung in engster Beziehung steht zur alten Kölner Universität, insofern als sie die artistische Fakultät dieser bildeten. Die artistische Fakultät, später die philosophische genannt, bildete die Vorbereitungsschule für die Studien in den drei höheren Fakultäten, in der Theologie, Jurisprudenz und Medizin. Aus dem Jahre 1419 stammt die bursa Montis, das spätere Gymnasium Montanum, aus dem Jahre 1426 die bursa Laurentii oder das Gymnasium Laurentianum, aus dem Jahre 1450 die von dem Magister Joannes Kuick begründete bursa Cucana. Diese bursa Cucana ist der Ursprung des Marzellen- oder heutigen Dreikönigsgymnasiums und bedeutet neben den beiden etwas früher entstandenen Bursen, die sich auch bis auf die Franzosenzeit erhalten haben, einen altehrwürdigen Anfang des gesamten höheren Schulwesens in Köln.

Die bursa Cucana befand sich zuerst in einem Hause auf dem Eigelstein, erhielt aber später vom Rate der Stadt ein neues Heim in der Maximinenstraße angewiesen, das man von dem am Hause angebrachten Stadtwappen bursa nova trium coronarum oder unter dem Einfluß des Humanismus Gymnasium trium coronarum oder Tricoronatum nannte: ein Name, der im Jahre 1911 bei der Uebersiedlung in den prächtigen, von der Stadt Köln errichteten Neubau am Thürmchenswall als „Dreikönigsgymnasium" wieder neu zu Ehren kam. Was das Gymnasium, dessen Leitung seit der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts bis zur Aufhebung des Jesuitenordens im Jahre 1773 in den Händen dieses Ordens lag und auch darüber hinaus bis zur Franzosenherrschaft in den Rheinlanden von den Lehrern desselben Ordens, die den Charakter von Weltgeistlichen annahmen, weitergeführt wurde, als Pflegstätte der Wissenschaft für den kulturellen Fortschritt geleistet hat, kann hier nicht mit kurzen Worten berichtet werden. Deshalb mag ein Hinweis darauf genügen, daß es sich sowohl hinsichtlich der Zahl als auch der Führung und Leistungen seiner

Digitized by Google

Zöglinge zur größten und angesehensten Lehranstalt Kölns im 17. und 18. Jahrhundert erhob und eine große Reihe berühmter Lehrer und Schüler in den Spalten seiner Geschichte anführen kann: unter den Lehrern den großen Physiker Ohm, der über Kölns Mauern hinaus Weltruhm erlangt hat, unter den Schülern Justus Lipsius, den Kritiker und Erklärer der lateinischen Prosa, Friedrich Spee, den Dichter der Trutznachtigall und kühnen Kämpfer gegen den unseligen Hexenwahn, den Astronomen und Mathematiker Eduard Heis, den Biologen und Physiologen Theodor Schwann, den Gesellenvater Adolf Kolping, der als 24-jähriger vielgereister Schustergesell in die Tertia der Anstalt eintrat und nach vier Jahren seine Abiturientenprüfung bestand.

Wir überspringen den Zeitraum der französischen Herrschaft in Köln, die auch in ihrer Schulpolitik mit der Aufhebung der drei bestehenden Gymnasien, mit der Schaffung der Zentralschule des Roer-Departements und der späteren zwei Sekundärschulen im ehemaligen Laurentianergymnasium und im früheren Jesuitenkolleg nur ein unnatürliches Zwischenglied der Entwicklung bildet, um das köstlichere Bild zu gewinnen von der Umgestaltung des höheren Schulwesens in Köln, die gleich nach der Besitzergreifung der Rheinlande durch Preußen begann.

Am 24. April 1815 versammelten sich die Spitzen der Behörden in der festlich geschmückten Aula des ehemaligen Gymnasiums Tricoronatum, um mit vier Klassen das Kölnische Gymnasium zu eröffnen, das an Stelle der von den Franzosen eingerichteten höheren Schulen eine Stätte der Bildung in echt deutschem Geiste werden sollte. Diesem Gymnasium als der höheren Bildungsstufe wurden unter derselben Leitung das Jesuitenkolleg im Jesuitenkloster und das Karmeliterkolleg im Karmeliterkloster als Vorbereitungsanstalten angegliedert, jedes mit drei Klassen, das eine für den nördlichen, das andere für den südlichen Stadtteil. Im Jahre 1820 wurde das Karmeliterkolleg selbständig; es verwandelte sich in eine höhere Stadtschule, die „in bescheidenem Format und auf noch bescheidenerem Papier“ ihr eigenes Programm erscheinen ließ. Da das Elementarschulwesen in Köln, von dem noch die Rede sein soll, sich unterdessen gebessert hatte, ließ man die untere Sexta eingehen: es gab fortan keine „Kleinsextaner“ und „Großsextaner“ mehr, sondern nur noch Sextaner schlechtweg. Von besonderem Interesse für die Schulzucht ist das Programm der Anstalt vom Jahre 1824, das ein aus 37 Paragraphen bestehendes Disziplinargesetz enthält, zu dem sich jeder neueintretende Schüler durch Namensunterschrift bekennen mußte: Da darf kein Schüler mit Stock und Pfeife in der Schule erscheinen, und auch das Tabakschnupfen ist ihm untersagt! Ein Jahr später, 1825, entwickelte sich diese höhere Stadtschule zu einem vollständigen sechsklassigen Gymnasium, dem Karmelitergymnasium, das 1830 seinen heutigen Namen „Friedrich-Wilhelm-Gymnasium“ erhielt.

Solange in Köln keine besondere Bürgerschule bestand, mußten die beiden Kollegien, die die unteren Klassen des Kölnischen Gymnasiums darstellten, auch den Zwecken derjenigen Bürgerklassen dienen, die ihre Söhne nicht dem Gelehrtenstande, sondern einem praktischen Lebensberuf zuführen wollten: es wurde in ihnen auch Englisch und Italienisch gelehrt, und zu schriftlichen Arbeiten wurden meist kaufmännische Briefe gewählt. Doch mit Beginn des eigentlichen Karmelitergymnasiums wird der Lehrplan dieser Anstalt im wesentlichen dem des Gymnasiums gleich, da von den Schülern kaum der fünfte Teil für einen praktischen Beruf bestimmt war. Die Rücksichten auf solche Schüler wurden vollends unnötig, als im Jahre 1828 infolge des Aufblühens von Handel und Gewerbe von der Stadt eine höhere Bürgerschule gegründet wurde: 1859 erhielt diese den Charakter einer Realschule 1. Ordnung, 1862 siedelte sie in den Neubau an der Kreuzgasse über, in dem sie sich heute noch befindet, allerdings seit 1882 mit verändertem Lehrplan und unter dem neuen Namen eines Realgymnasiums.

Das Karmeliter- oder Friedrich-Wilhelm-Gymnasium, zeitweise das evangelische genannt, lebte nunmehr als reines Gymnasium neben der seit 1830 als katholisches Gymnasium bezeichneten alten Anstalt weiter: beide Schulen bereiteten im humanistischen Sinne für die Universitätsstudien vor und hatten sich eines guten Besuches zu erfreuen. Doch die immer mehr anwachsende Schülerzahl der alten Anstalt machte schließlich neue Gründungen nötig: 1860 entstand das katholische Gymnasium an der Apostelnkirche und 1868 ein katholisches Progymnasium, das heutige, seit 1871 völlig ausgebaute Kaiser-Wilhelm-Gymnasium. Beide Neugründungen waren den Mitteln der alten Anstalt zu verdanken, die seit 1860 den Namen „Kgl. katholisches Gymnasium an Marzellen“ annahm. So beherbergte die Stadt Köln bis zu dem Jahre der Reichsgründung von höheren Knabenschulen vier königliche Anstalten: das Marzellengymnasium, das Friedrich-Wilhelm-Gymnasium, das Apostelngymnasium und das Kaiser-Wilhelm-Gymnasium, dazu noch die städtische Realschule 1. Ordnung an der Kreuzgasse. Die Entwicklung dieser Schulen war ohne besondere Hemmnisse und in verhältnismäßig kurzer Zeit erfolgt. Sie standen sämtlich in hoher Blüte und schienen dem Bedürfnis der Kölner Bürgerschaft nach höherer geistiger Bildung für die nächste Zeit vollauf zu genügen.

Schwieriger als die Entwicklung der höheren Lehranstalten war die Gestaltung des Kölner Elementarschulwesens, das um das Jahr 1815, also zu dem Zeitpunkte, wo das höhere Schulwesen bereits seine erste Entwicklungsperiode beendet hatte, noch einem wahren Labyrinth vergleichbar war. Doch wenn man bedenkt, daß zu dieser Zeit auch in den alten preußischen Provinzen geradezu ein Schulelend herrschte, obgleich schon Friedrich Wilhelm I. die allgemeine Schulpflicht verkündet und

Friedrich der Große durch seine Schulgesetzgebung alle Fragen des Volksschulwesens zu regeln gesucht hatte, so ist es nicht verwunderlich, daß in der ehemaligen freien Reichsstadt Köln, wo diese Vorbedingungen nicht gegeben waren, die Dinge jeder Beschreibung spotteten. In ganz Köln gab es damals keine einzige öffentliche Elementarschule. Die einzigen Bildungsmöglichkeiten bestanden in Privat- und Winkelschulen, die zudem noch meist ein hohes Schulgeld verlangten. Wenn die Leistungen der Privatschulen, die meist von Geistlichen geleitet wurden und deren es in jeder Pfarrei mindestens eine gab, einigermaßen leidlich gewesen sein mögen, so sah es um so trauriger in den Winkelschulen aus, in denen Gevatter Schuster und Schneider um teures Geld ihr bißchen Lesen, Schreiben und Rechnen mit Zollstock und Elle maßen. Weil keine öffentlichen Schulen vorhanden waren, so waren 59% der Kinder im Alter von 5—13 Jahren ohne jeglichen Schulunterricht.

Auf recht eigenartige Weise gelangte die Stadt Köln nun zu öffentlichen Elementarschulen. Da das Allgemeine Landrecht den Schulzwang vorsah, die Stadt Köln aber aus eigenen Mitteln keine Schulen neu ins Leben zu rufen vermochte, wurden durch eine Verfügung der Regierung die in jeder Pfarrei vorhandenen Privatschulen zu öffentlichen erklärt. Diese Pfarrschulen bilden also den kleinen und bescheidenen, vorerst sogar ungenügenden Anfang des Kölner Volksschulwesens. In der Zeitspanne von 1814—1828 gelang es besonders den rastlosen Bemühungen Grashofs, des Direktors des öffentlichen Unterrichts am Niederrhein und späteren Mitgliedes des Konsistoriums und Schulkollegiums in Köln, die Kölner Elementarschulen aus ihrem Tiefstande zu Volksbildungsstätten zu erheben, und auf dem in dieser Zeit gelegten Grund baute man unverdrossen und erfolgreich weiter, wenn auch die durch die wirtschaftliche Lage der Stadt gebotene Sparsamkeit vielfach berechtigte Wünsche zurückstellen ließ. Dennoch gab es in den folgenden Jahrzehnten bis zur Reichsgründung im Kölner Elementarschulwesen niemals einen Stillstand. Nach heißen Kämpfen wurde in den Jahren 1884—1888 endlich die Schulgeldfreiheit durchgeführt. Durch diese wurden die Kölner Elementarschulen erst eigentlich zu Schulen des gesamten Volkes, zu öffentlichen Volksschulen erhoben.

Diese vom sozialen Standpunkt erfreuliche Tatsache fällt schon in die Zeit des langen Friedens nach Deutschlands Einigung auf Frankreichs Boden und damit in eine Epoche glänzenden Aufschwungs des Wirtschaftslebens und der Geistespflege, wie ihn Deutschland zuvor wohl kaum gesehen. Ein besonders lichter Punkt in diesem Bilde der Aufwärtsentwicklung ist die Fürsorge für die geistige Ausbildung der heranwachsenden Jugend. Auch für die Kölner Volksschule ist diese Entwicklung zum Segen geworden. Ihre Geschichte hat in der Folgezeit noch verschiedene Ereignisse von einschneidender Bedeutung zu verzeichnen: die

Einrichtung von Abschlußklassen und Hilfsschulen für Schwachbegabte, von Sonderkursen für Stotterer und „Absehkursen" für Schwerhörige, von Haushaltungsschulen für Mädchen. Die ständige Vermehrung der Bevölkerung, namentlich in den arbeiterreichen Vororten, führte zu immer neuen Schulbauten, die sowohl in schultechnischer als auch in ästhetischer Hinsicht allen modernen Anforderungen Rechnung tragen und in der ganzen inneren Einrichtung alle Wünsche der heute so entwickelten Schulgesundheitspflege befriedigen: in jeder der neuen Schulen, in denen neben 16—18 Klassen ein Zeichensaal, ein Handarbeitssaal, eine Schulküche und eine Turnhalle vorgesehen sind, befinden sich rege benutzte Badeeinrichtungen. Die Gesundheit der Kinder wird ständig durch angestellte Schulärzte überwacht. Dem Handfertigkeitsunterricht, sowie dem Turnen und Spielen im Freien wird große Sorgfalt zugewendet.

Alles in allem: das Kölner Volkschulwesen von heute ist mustergültig zu nennen. Und nun schnell noch einige Zahlen: Am 25. Juli 1921 wurden die Kölner Volksschulen von mehr als 81 000 Kindern besucht. Für diese waren insgesamt 161 Schulen mit 1668 Klassen vorhanden, an denen 956 Volksschullehrer und 911 Volksschullehrerinnen, ferner 2 Religionslehrer, 2 Oberturnlehrer, 1 Oberturnlehrerin, 1 Oberhandarbeitslehrerin, 1 Oberhauswirtschaftslehrerin, 1 Leiterin für die Säuglingspflege und 114 technische Lehrerinnen unterrichten.

Wenn es nach Grashof gegangen wäre, so hätte Köln schon 1826 eine Mittelschule bekommen, doch die Stadtväter dachten anders. So vergingen mehr als 60 Jahre, bis Köln sich nach dem Beispiele anderer Städte zur Gründung von Mittelschulen entschloß, die den Bedürfnissen der Handwerker und Gewerbetreibenden entsprachen. Zunächst kam die Stadt dem Wunsche nach, den Töchtern des Mittelstandes eine Bildung zu vermitteln, die über den Kenntnissen der Volksschule stehend dem praktischen Leben angepaßt war und für einen Beruf auf kaufmännischem oder gewerblichem Gebiete vorbereitete. 1890 wurde die erste Mittelschule für Mädchen gegründet, 1896 folgte eine zweite. Beide Anstalten weisen auch nach den Umgestaltungen, die das gesamte Mittelschulwesen im Jahre 1910 erfuhr, eine kölnische Eigenart auf: sie stimmen in den unteren Klassen mit dem Lehrplan der höheren Mädchenschulen, zu denen sie den Uebergang ermöglichen sollen, überein und beginnen mit dem Französischen schon in der 6. Klasse.

Der günstige Erfolg, den man mit den Mittleren Mädchenschulen erzielte, veranlaßte die Stadtväter, auch für „eine angemessene, über das Ziel der Volksschule hinausgehende und den besonderen Bedürfnissen des mittleren Bürgerstandes Rechnung tragende Vorbildung" der Knaben Sorge zu tragen, zumal da es dringend geboten war, die höheren Schulen von solchen Schülern zu entlasten, die nicht beabsichtigten, den ganzen

Lehrgang der höheren Schule durchzumachen und die so keine abgeschlossene Vorbereitung fürs Leben erhielten. 1894 wurde die erste Mittlere Knabenschule eröffnet, eine zweite folgte 1900. Eine dritte Knabenmittelschule, die ursprünglich 1899 durch Erweiterung der Volksschule um die drei oberen Stufen der Mittelschule geschaffen worden war, ist heute zu einer selbständigen Mittelschule nach den neuesten Bestimmungen umgewandelt.

So besitzt die Stadt Köln nunmehr zwei mittlere Mädchenschulen und drei mittlere Knabenschulen, die den Töchtern und Söhnen des mittleren Bürgerstandes, an die das Leben heute höhere Anforderungen als vordem stellt, gute Gelegenheit bieten, sich für einen Lebensberuf in besonders geeigneter Weise vorzubilden.

Für die höhere Bildung der weiblichen Jugend in Köln war bis 1870 sowohl von städtischer als auch von staatlicher Seite gar nichts geschehen. Dies wird verständlicher, wenn man bedenkt, daß der Staat sich erst im Jahre 1894 überhaupt dazu entschloß, amtliche Bestimmungen für das höhere Mädchenschulwesen aufzustellen. In Köln gab es ja zeitweise über 20 private höhere Töchterschulen und Pensionate, und so hielt man es hier wie auch anderswo für ausreichend, wenn die „höhere Tochter" in diesen für ein recht hohes Schul- und Pensionsgeld eine Scheinbildung erhielt. Doch die Zeiten änderten sich: die Frau begann größeren Anteil am öffentlichen und beruflichen Leben zu nehmen, der Kampf ums Dasein stellte bedeutend höhere Ansprüche an das Wissen der Mädchen, eine sogenannte allgemeine Bildung genügte nicht mehr. Die Kölner Stadtväter sahen ein, daß sie den veränderten Verhältnissen Rechnung tragen mußten, indem sie auch für die Mädchen ähnliche Bildungsmöglichkeiten schufen wie für die Knaben. Und so beschlossen sie denn im Jahre 1870 die Errichtung einer städtischen höheren Mädchenschule, durch die „den Töchtern der Stadt die Möglichkeit gegeben werden sollte, sich eine solche Bildung anzueignen, daß sie dereinst in moralischer, intellektueller und physischer Hinsicht dastehen könnten als würdige, Vertrauen erweckende und verdienende Gefährtinnen und Stützen des Mannes, als erziehende und bildende Mütter ihrer Kinder und nötigenfalls auch ausgerüstet mit Kenntnissen, die eine angemessene Tätigkeit zur Selbsternährung anzustreben ermöglichen".

Im Oktober 1871 wurde mit 33 Schülerinnen der Grund zu einer Schule gelegt, die sich in den folgenden Jahren bis 1887 zu einer zehnklassigen Anstalt entwickelte. Mit Beginn des 20. Jahrhunderts nahm das höhere Mädchenschulwesen in Köln einen erfreulichen Aufschwung. Nach dem Muster der ersten höheren Mädchenschule, die 1907 den Namen „Königin-Luise-Schule" erhielt, gründete man 1903 eine zweite, die 1907 den Namen „Kaiserin-Augusta-Schule" bekam. Zu diesen beiden trat seit 1912 noch eine dritte höhere Mädchenschule, das heutige Lyzeum III. Inzwischen war durch einen Ministerialerlaß von 1908

das höhere Mädchenschulwesen in Preußen einer Umgestaltung unterzogen worden, da sich mehr und mehr das Bedürfnis nach einer Weiterführung der Mädchenbildung gezeigt hatte. Infolge dieses Erlasses richtete die Stadt Köln 1909 bei der Königin-Luise-Schule, mit der sccon eine Lehrerinnenbildungsanstalt verbunden war, eine Frauenschule ein, die der allgemeinen Frauenbildung unter besonderer Berücksichtigung des späteren Berufs als Gattin und Mutter dienen sollte, die aber 1911 durch Einrichtung von Abteilungen zur Ausbildung als Sprach- oder Hauswirtschaftslehrerinnen ausgebaut wurde. Gleichzeitig wurde bei der Kaiserin-Augusta-Schule eine Studienanstalt mit realgymnasialen Kursen, also ein Mädchen-Realgymnasium errichtet, das seine Schülerinnen zur Universitätsreife führt, ferner wurde das von einem Verein schon mehrere Jahre vorher gegründete Mädchengymnasium von der Stadt als Studienanstalt der gymnasialen Richtung übernommen. Im Jahre 1912 erhielten die verschiedenen Bildungsanstalten für die weibliche Jugend vom Staate neue Bezeichnungen: die Höhere Mädchenschule hieß fortan Lyzeum, Seminar und Frauenschule erhielten den Titel Oberlyzeum, und den Mädchengymnasien blieb die Bezeichnung als Studienanstalt. Die Stadt Köln besitzt also heute einschließlich des 1914 bei der Eingemeindung Mülheims übernommenen Lyzeums vier Lyzeen, ein Oberlyzeum und zwei Studienanstalten. Doch das Bild des höheren Mädchenschulwesens in Köln würde nicht vollständig sein, wenn wir nicht wenigstens die privaten, teils von Klosterschwestern, teils von Laien geleiteten Anstalten erwähnten, die staatlich anerkannt und von der Stadt unterstützt, sich trotz der großen Zahl der städt. Anstalten eines starken Besuches erfreuen.

Es bleibt uns nun noch übrig, die Entwicklung des höheren Schulwesens in Köln, soweit es die männliche Jugend betrifft, von der Gründung des deutschen Reiches bis auf die heutige Zeit zu verfolgen. Die treibenden Kräfte in seiner äußeren Entwicklung sind naturgemäß dieselben wie die, welche bei der Gestaltung des gesamten Schulwesens in Köln sich auswirkten, aber sie fallen gerade hier noch schwerer ins Gewicht: das Aufblühen von Industrie, Handel und Gewerbe und das dadurch bewirkte finanzielle Erstarken des Bürgertums, das sich nicht zuletzt in dem Wunsche nach vermehrter geistiger Bildung kundtat, ferner das ständige Anwachsen der Bevölkerung, zu dem der Fortfall der vielhundertjährigen Ringmauer und die Eingemeindungen der Vororte ein gut Teil beigetragen haben. Nicht nur das Bildungsbedürfnis weiterer Bürgerschichten, sondern auch der Zudrang zu den höheren Knabenanstalten aus den entfernter gelegenen Stadtteilen begann zu wachsen. Aber die veränderten wirtschaftlichen Verhältnisse wurden auch für die innere Entwicklung des höheren Schulwesens von einschneidender Bedeutung: sie begünstigten außerordentlich die im Laufe der Zeit entstehenden realistischen Anstalten und wirkten zum guten Teil dazu mit, daß

Digitized by Google

der im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts entbrennende Schulkampf mit der Gleichberechtigung der drei Anstaltsarten, des Gymnasiums, des Realgymnasiums und der Oberrealschule, endigte.

Neben den vier blühenden Gymnasien in Köln stand vorerst nur eine realistische Anstalt, die städtische höhere Realschule, die 1882 den Namen Realgymnasium bekam. Sie entwickelte sich bald in solchem Maße, daß im Jahre 1878 eine neue Anstalt, eine Realschule von ihr abgezweigt wurde. Auch eine andere realistische Anstalt, die sich in recht eigenartiger Weise aus einer Provinzial-Gewerbeschule entwickelt hatte und 1882 in städtische Verwaltung überging, erfreute sich bald großer Beliebtheit in der Bürgerschaft: die Oberrealschule, die, nach neuen Lehrplänen eingerichtet, in den Kreis der anderen höheren Lehranstalten einrückte. Doch auch ein Bedürfnis nach vermehrter gymnasialer Bildungsmöglichkeit machte sich bald wieder geltend: am Realgymnasium in der Kreuzgasse wurden 1892 gymnasiale Abteilungen eingerichtet, und schon 1895, zwei Jahre vor dem Ausbau dieser Abteilungen zum Vollgymnasium, durfte sich die Doppelanstalt „Städtisches Gymnasium mit Realgymnasium" nennen. Bei dem Charakter der Stadt Köln als einer Handelsstadt lag der Plan nicht fern, dem gewaltig aufblühenden Handelsstande eine sachgemäße Ausbildungsstätte zu schaffen, und den berechtigten Wünschen der kaufmännischen Kreise entsprechend begann die Stadt 1897 mit der Errichtung einer Handelsschule, die, anfangs mit der Realschule in Verbindung stehend, zwei Jahre später selbständig wurde unter dem Namen „Handelsrealschule", deren Ausbau zur Oberrealschule man heute nicht zu Unrecht erstrebt.

Nachdem im Jahre 1900 der Schulstreit mit der Erklärung der Gleichberechtigung der drei Schularten geendet hatte und sich die Stadt also bei ihren neuen Schulplänen nicht mehr um die leidige Berechtigungsfrage zu kümmern brauchte, nachdem ferner das Jahr 1901 den höheren Knabenanstalten neue Lehrpläne gebracht hatte, folgten im neuen Köln die Gründungen von neuen Bildungsanstalten ziemlich schnell. Denn das sehnsüchtige und berechtigte Verlangen der größeren Vororte konnte die Stadt bei ihrem Verständnis für die Bildungsbedürfnisse der Zeit nicht länger überhören.

Zuerst erhielten die Ehrenfelder eine höhere Vollanstalt: das im Herbst 1899 mit wahlfreiem Englisch, also mit einer realgymnasialen Abteilung begründete Progymnasium war schon 1904 völlig ausgebaut und erhielt 1905 mit der ersten Reifeprüfung aus Anlaß der gleichzeitigen Jahrhundertfeier von Schillers Todestag den stolzen Namen „Schillergymnasium". Die realgymnasiale Abteilung, die seit 1910 in Wegfall geraten war, ist seit Ostern 1921 durch die Einrichtung von Ersatzunterricht im Englischen von Untertertia an von neuem in die Erscheinung getreten und sucht so zugleich mit der Einrichtung von wahlfreiem Unterricht im Spanischen dem wachsenden Wunsche nach realistischer Bildung Rechnung zu

gitized by

tragen, ohne dadurch die humanistische Eigenart der Anstalt zu verwischen. Nach 1900 gründete die Stadt nur noch Realgymnasien: 1903 in Nippes, 1906 in Lindenthal, 1908 in Deutz. Schon im Jahre 1902 war in der Altstadt der Oberrealschule ein Reform-Realgymnasium nach Frankfurter System angegliedert worden, hauptsächlich aus Entgegenkommen für die von außen zuziehenden Fremden, deren Kindern der Uebergang auf eine andere Schule dadurch erleichtert wurde. Nach der Eingemeindung von Kalk im Jahre 1910 und von Mülheim 1914 bekam Köln noch drei Anstalten, das 1896 gegründete Kalker Gymnasium, das schon 1830 gegründete städt. Realgymnasium mit Realschule in Mülheim und das dortige staatliche Gymnasium.

Es befanden sich also vor dem großen Kriege im ganzen 18 höhere Knabenanstalten in Köln, und dieser Besitzstand ist bis heute geblieben. In Köln befinden sich 8 humanistische Gymnasien: das Dreikönigsgymnasium, das Friedrich-Wilhelm-Gymnasium, das Apostelngymnasium, das Kaiser-Wilhelm-Gymnasium, das Gymnasium in der Kreuzgasse, das Schillergymnasium, die Gymnasien in Kalk und Mülheim, ferner 5 Realgymnasien: in der Kreuzgasse, in Nippes, in Lindenthal, in Deutz und in Mülheim, dazu ein Reform-Realgymnasium und eine Oberrealschule, beide in der Humboldtstraße, eine Realschule in der Spiesergasse und eine in Mülheim, ferner eine Handelsrealschule am Hansaring.

Wenn auch heute wieder aufs neue der Ruf nach vermehrter realistischer Bildung erschallt, wenn auch von vielen Seiten gegen das humanistische Gymnasium, das die ihm anvertrauten Schüler nicht in erster Linie zu einem Beruf, nicht zu nutzbaren Gliedern einer Zweckgemeinschaft heranbilde, Sturm gelaufen wird, wenn man selbst in Köln, das doch nicht nur der Mittelpunkt des westdeutschen Wirtschaftslebens, sondern auch der Geistesbildung im weitesten Sinne sein will, in maßgebenden Kreisen bereits mit dem Gedanken umgeht, dem angeblich wachsenden Bedürfnis nach realistischer Bildung durch Umwandlung bestehender Anstalten zu entsprechen, so vertrauen wir dem gesunden Sinne der Schulverwaltung, daß sie das historisch Gewordene nicht so leichten Herzens beiseite werfen werde, daß sie, den Forderungen einer mehr materiell gerichteten Kultur nachgebend, nicht eine Geistesbildung auszurotten mithelfe, die Jahrhunderte lang der Stolz des Deutschtums gewesen ist, daß sie die vorhandenen humanistischen Anstalten, solange sie lebensfähig sind, in ihrem Bestande erhalte und ebenso fördere wie die bei der augenblicklichen, infolge der Not der Zeit mehr realistisch gerichteten Geistesverfassung unseres Volkes in größerer Gunst stehenden Realanstalten.

Wir dürfen unsere Betrachtung nicht schließen, ohne verschiedener Bestrebungen und Einrichtungen zu gedenken, die geeignet sind, das Kölner Schulwesen in hohem Grade zu beeinflussen und ihm einen Stempel der Eigenart aufzudrücken. Wir denken zunächst

Digitized by Google

an die von Prof. Hansen veranlaßten Führungen durch das Historische Museum in Köln, die dazu dienen, den Lehrern der stadtkölnischen Geschichte einen tieferen Einblick in die Geschichte der engeren Heimat zu gewähren und so ihren heimatkundlichen Unterricht für die Schüler fruchtbarer zu gestalten. Wir denken ferner an den im Juli 1921 vom Rheinischen Philologenverein bei der preußischen Regierung gestellten Antrag, in einer zentralgelegenen Stadt des Westens eine Zweigstelle der Landesturnanstalt zu gründen. Von Oberbürgermeister Dr. Adenauer wird eine solche Gründung für Köln aufs wärmste befürwortet, da sie sich mit seinen großzügigen Plänen aufs beste vereinigen läßt. Eine Turnanstalt, hier in Köln errichtet, würde die Ausbildung der Turnlehrer wesentlich erleichtern und das Turnen und den Sport der Jugend, auf die man in unserer Zeit nicht zu Unrecht einen großen Wert legt, noch weiter befördern und vor Auswüchsen bewahren können. Wir denken drittens an die Zweigstelle des Zentralinstituts für Erziehung und Unterricht, die Köln in allerkürzester Zeit erhalten wird. Dieses Institut, das im Jahre 1915 in Berlin eröffnet wurde, will für das gesamte weitverzweigte Gebiet des Erziehungs- und Unterrichtswesens zentrale Sammel-, Auskunfts- und Arbeitsstellen schaffen und durch Studienfahrten und Abhaltung von Lehrgängen die gesammelten Erfahrungen der Lehrerschaft nutzbar machen. Zwecks Errichtung einer Zweigstelle in Köln war das Institut selbst an die Stadt herangetreten, und diese hat sich im Hinblick auf die gewaltige Förderung, die das gesamte Kölner Schulwesen von dieser Einrichtung mit Recht erwartet, gern bereit erklärt, die einmaligen Kosten von 129000 Mark für Gebäude und Einrichtung zu tragen und vorläufig für drei Jahre einen jährlichen Zuschuß von 75000 Mark zu bewilligen.

In der sogenannten Pädagogischen Woche, zu der das genannte Institut auch im Jahre 1921 zur Zeit der Herbstferien zahlreiche Lehrer aller Schularten Kölns und der näheren und weiteren Umgebung in Köln versammelte, stand im Mittelpunkte aller Ausführungen ein Gedanke, der schon seit einiger Zeit die Tagesfrage der pädagogischen Welt bildet: die Arbeitsschule. Wir wollen den vielverbreiteten Gedanken zurückweisen, als ob mit diesem Begriffe in erster Linie die Betätigung mit der Hand verbunden sei. Das selbständige Arbeiten soll in der Hauptsache an geistigen Stoffen geübt werden. Da jedoch die Handbetätigung, deren Übermaß unbedingt abgelehnt werden muß, einen Ausgleich gegen die mehr im Begrifflichen sich vollziehende geistige Betätigung schafft, so empfiehlt es sich, die geistige Arbeit mit Handfertigkeitsunterricht oder sogenanntem Werkunterricht zu verbinden. Schon in den letzten Jahren hatte die Stadt Köln im Gebiete des Werkunterrichtes Lehrgänge eingerichtet, welche die Lehrer mit der Theorie und Praxis vertraut machen sollten: Lehrgänge im malenden Zeichnen, im Modellieren und in der

Papiergestaltung. Um vollwertige Arbeitskräfte für das gesamte Gebiet des Werkunterrichts zu erhalten, den der Artikel 148 der Reichsverfassung in sämtlichen Schulen vorsieht, war die Stadt genötigt, die schon eingerichteten Lehrgänge auch noch auf andere Gebiete auszudehnen. Da die Einführung des Arbeitsschulgedankens in der Schulpraxis Vorträge über Arbeitsschulpädagogik und Psychologie, für die Erteilung des Werkunterrichtes solche über Werklehre, Werkzeug- und Materialkunde erfordert, so erschien es der Stadt Köln am förderlichsten, sämtliche Lehrgänge in einem Werklehrerseminar zusammenzufassen (vergl. den besonderen Aufsatz!).

In praktischer Verwirklichung dieser Bestrebungen des Werkunterrichtes sind bereits infolge der Bemühungen des Stadtschulrates Schu zwei Arbeitsgärten für Kölner Volksschulen eingerichtet worden, in denen die Schüler die nötigen Fertigkeiten erlernen sollen, die sie befähigen, später selbst im eignen Hausgarten sich ihren Kohl zu ziehen. Auch die höheren Schulen beeilen sich nun, Arbeitsgärten in der Nähe ihrer Schule zu bekommen: zunächst das Realgymnasium in Lindenthal und das Schillergymnasium in Ehrenfeld. Bei diesen Anstalten geht der Plan zurück auf die dankenswerten Anregungen, die Studienrat Lüdenbach vom Lindenthaler Realgymnasium auf dem verflossenen Rheinischen Philologentag in Köln gegeben hat. Studienrat Lüdenbach will sich nicht begnügen, den Schülern Handfertigkeiten beizubringen, sondern will den Gedanken des Arbeitsgartens an der höheren Schule auf eine wissenschaftlich-biologische Grundlage stellen und fordert zu diesem Zwecke die Gründung eines biologischen Seminars in Köln, das die alten und jungen Biologen in das praktische Arbeitsfeld der angewandten Biologie einführen soll zum Nutzen der Tausende von Schülern, denen diese das erprobte Wissen im Arbeitsgarten wiederum vermitteln. Mit der Erfüllung dieser Forderung, die auf der genannten Tagung mit dem wärmsten Beifall begrüßt wurde, würde Köln sich den Dank nicht nur der kölnischen, sondern auch aller rheinischen höheren Lehranstalten verdienen und sich in der Geschichte seines Schulwesens wieder ein neues Ruhmesblatt sichern.

In praktischer Verfolgung dieser Gedanken erließ Oberstudiendirektor Dr. Maier im Verein mit dem Elternbeirat am Schillergymnasium zur Gründung eines Arbeitsgartens ein Aufruf, in dem es u. a. heißt: „Der Arbeitsgarten eröffnet den Weg zu neuen Berufen, die ihren Mann nähren und gesunde, frohe und zufriedene Menschen schaffen. Der Arbeitsgarten ist berufen, einen großen Teil der uns umgebenden Not zu lindern; er bereitet den späteren Aufstieg unseres Volkes wirksam vor. Im Arbeitsgarten erkennt man, daß Deutschlands Zukunft in der Arbeit beruht; er lehrt der Erde weit mehr abzuringen als bisher. Im Arbeitsgarten soll auch die Wissenschaft eine Pflegestätte finden; die

Digitized by Google

angewandte Biologie soll hier zum Nutzen der Lehrenden und Lernenden ein Feld der Forschung bekommen."

Auf dem Gebiete des Schulwesens in Köln ist Großes geleistet worden. Lichte und wärmende Sonne scheint durch die hohen Fenster der Kölner Schulen. Möge die Stadt Köln Neues stets unter eine scharfe Lupe nehmen und zielbewußt ihm nur dann Eintritt in die Schule gestatten, wenn sie es als gut erkannt hat! Möge sie aber auch dem bewährten und erprobten Alten stets eine sichere Statt bereiten! Möge das Schulwesen Kölns sich weiterhin in einem gesunden Fortschritt entwickeln!

Digitized by Google

DAS WERKLEHRERSEMINAR KÖLN

VON STADTSCHULRAT FRITZ SCHU

Ein Werk, das geeignet ist, das gesamte Schulwesen der Stadt Köln im fortschrittlichen Sinne zu beeinflussen, wurde im Oktober 1921 eröffnet: das Werklehrerseminar.

Diese Anstalt will Lehrkräfte aller Schulen für den Arbeitsunterricht im allgemeinen und seine Erteilung nach der werktätigen Seite im besonderen ausbilden. Es sind drei verschiedene Arten von Lehrgängen vorgesehen:

einjährige mit 42, zweijährige mit 21 Wochenstunden und solche von kürzerer Dauer (4—6 Wochen).

Der Lehrgang von einjähriger Dauer ist für solche Lehrkräfte bestimmt, welche für diese Zeit von ihren Berufspflichten vollständig befreit, sich ganz der arbeitsschultechnischen theoretischen und praktischen Ausbildung widmen können. Die Unterrichts- und Arbeitszeit liegt hauptsächlich in den Stunden von 8—2 Uhr. Es können aufgenommen werden 12 Personen in einen Lehrgang: Lehrende an Volks-, mittleren und höheren Schulen, staatlich geprüfte Zeichenlehrer und -lehrerinen, technische Lehrerinnen, Jugendleiterinnen und Kindergärtnerinnen. Erforderlich ist eine ausgesprochene Veranlagung für den Werkunterricht, d. h. den fachlich-technischen Teil des Arbeitsunterrichtes. Die Aufnahme kann von dem Nachweis dieser Veranlagung abhängig gemacht werden. Der zweijährige Lehrgang mit durchschnittlich 21 Wochenstunden soll in erster Linie Lehrenden aus Köln und den Nachbargemeinden dienen, welche bei entsprechender Entlastung durch ihr System ihre Klasse in der Hauptsache weiter unterrichten. Ihre Ausbildung im Werklehrerseminar erfolgt deshalb durchwegs nachmittags. Auch hier können je 12 Personen in einen Lehrgang aufgenommen werden. Die Lehrgänge von kürzerer Dauer, welche alle Vierteljahre stattfinden sollen, werden eingerichtet, um den Lehrenden, welche nicht an einem ein- oder zweijährigen Kursus teilnehmen können, Gelegenheit zu einem Einblick in die Arbeitsschultechnik zu gewähren, sie insbesondere mit einzelnen Klassenzimmertechniken bekannt zu machen, und sie anzuleiten, die einfachen handlichen Betätigungsmöglichkeiten, die der Arbeitsunterricht überall erfordert, und die auch ohne besonders hohe Kosten möglich sind, in ihrer Lehrtätigkeit zu verwerten.

Im übrigen erfolgt die Ausbildung nach den Richtlinien, welche der Arbeitsschulausschuß der Reichsschulkonferenz aufgestellt hat. Die technische Ausbildung erstreckt sich auf Zeichnen und zwar: Werkzeichnen, malendes und schmückendes Zeichnen, Wandtafelzeichnen und Kunstschrift; auf Formen in Plastilin und Ton; auf Papiergestaltung durch Falten, Reissen und Schneiden, Buntpapierarbeiten, Papierdruck und Herstellen von Handpapieren; auf Flechten; auf Pappgestaltung durch Unterweisung in der

Digitized by Google

Kartonageherstellung und im Buchbinden. Die Holzgestaltung wird in der Form der leichten Holzarbeiten, Schnitzbank- und Hobelbankarbeiten, die Metallgestalltung endlich durch Draht-, Blech-, leichte Schmiede- und Schlosserarbeiten sowie im Metalltreiben gelehrt. Die geschmackliche Ausbildung steht jederzeit in engster Verbindung mit der technischen. Daneben erfolgen besondere Unterweisungen in der Werklehre, der Werkzeug- und Materialkunde. Um der Bedeutung, welche die landwirtschaftliche Arbeit neben den handwerklichen Techniken für die Arbeitsschule hat, Rechnung zu tragen, ist als vollwertiges Fach die Gartenarbeitskunde in den Lehrplan aufgenommen worden. Für die praktischen Unterweisungen steht den Teilnehmern einer der neu eingerichteten Schulschrebergärten zur Verfügung, in welchen sie alle vorkommenden Arbeiten im Laufe des Jahres auszuführen haben. Für die schulpraktische Ausbildung werden die Teilnehmer der einzelnen Lehrgänge zu Arbeitsgemeinschaften zusammengeschlossen, die in eigenen unterrichtlichen Schulübungen ermitteln, wie die Arbeit sowohl in dem Werkunterricht als Fach in besonderen Räumen erteilt, als auch in der Form des schaffenden Lernens im Gesamtunterricht wie in den einzelnen Lehrfächern zum Lehrgrundsatz erhoben und die Klassenzimmertechnik in den Einzelfächern zur Anwendung gebracht werden kann. Die im gleichen Gebäude untergebrachte Volksschule mit einer Schülerwerkstätte für Holzgestaltung leistet dabei als Versuchsschule wertvolle Dienste. Die Forderung der Reichsschulkonferenz, daß die Werklehrerseminare Verbindung mit den Hochschulen suchen müssen, hat sich bei dem Kölner Werklehrerseminar in der Weise erfüllen lassen, daß die Teilnehmer im Wintersemester eine grundlegende vierstündige Vorlesung über Psychologie besuchen, während sie im Sommersemester sich zu einem besonderen zweistündigen Seminar für Arbeitspsychologie vereinigen. Auch die wünschenswerte Verbindung mit der hiesigen Kunstgewerbeschule konnte dadurch hergestellt werden, daß Lehrmeister dieser Schule gleichzeitig an dem Seminar unterrichten. Im übrigen sind an den Werklehrerseminaren in Leipzig und Hagen ausgebildete Lehrkräfte, akademisch gebildete Zeichenlehrer und -lehrerinnen und Gartenbauinspektoren der städtischen Gartenbauverwaltung an der Schule tätig.

Die Unterrichtsräume sind mit den besten Werkzeugen und Geräten ausgerüstet. Zeichnen und Modellieren geschieht im vorzüglich belichteten und geräumigen Zeichensaale der Schule. Der Ausbildung der Teilnehmer dienen ferner Besichtigungen gewerblicher Betriebe, der Museen, Baudenkmäler, Kunstanstalten, sowie die Veranstaltungen der Zweigstelle des Zentralinstituts für Erziehung und Unterricht, der Psychologischen Gesellschaft usw.

Den Teilnehmern der ein- und zweijährigen Lehrgänge wird nach erfolgreichem Besuche des Seminars ein staatlich anerkanntes

Zeugnis ausgestellt, dessen Besitz zur Erteilung des Werkunterrichtes an Volks-, mittleren und höheren Schulen berechtigt und den Lehrenden Preußens als ein Fach der Mittelschullehrerprüfung angerechnet wird.

Digitized by Google

DIE HEILPÄDAGOGISCHEN LEHRGÄNGE DER STADT KÖLN

VON STADTSCHULRAT FRITZ SCHU

Am 15. November 1886 wurde in Köln die erste Hilfsschule für schwachsinnige Kinder mit 2 Klassen errichtet. Im Schuljahr 1921 sind, über das ganze Stadtgebiet verteilt, insgesamt 15 dieser Schulen mit 81 Klassen und rund 1700 Kindern vorhanden. Zur Anstellung an den Hilfsschulen gelangen frühere Volksschullehrende, die durch eine besondere Prüfung ihre Befähigung für Erziehung und Unterricht schwachsinniger Kinder nachgewiesen haben. Bereits vor Erlaß der Prüfungsordnung vom 1. 10. 1913 hatte die Hilfsschullehrerschaft Kölns den Wunsch geäußert, durch einen Fortbildungslehrgang einmal das wissenschaftliche Rüstzeug für ihren Beruf sich zu erwerben, dann aber auch die bisher in der Praxis gemachten methodischen Fortschritte auf dem Gebiete der Heilpädagogik kennen zu lernen. Dieser Lehrgang fand im Wintersemester 1911/12 statt und umfaßte 42 Teilnehmer. Die Notwendigkeit der gründlichen Vorbereitung für den Dienst an den schwachsinnigen Kindern und zur Ablegung der genannten Prüfung schuf dann in den heilpädagogischen Lehrgängen eine Einrichtung, die heute weit über die Toren Kölns hinaus bekannt, von einheimischen wie auswärtigen Lehrern in steigendem Maße und mit gutem Erfolge benutzt wird. An dem 4. Lehrgang 1920/21 nahmen 55 Personen teil, darunter 30 Kölner und 25 auswärtige Lehrende. Er dauerte von Dezember 1920 bis November 1921. Wieweit er den Teilnehmern die wissenschaftliche, methodische und praktische Vorbereitung auf die Arbeit in der Hilfsschule ermöglichte, mag aus der nachstehenden Uebersicht entnommen werden. Die wissenschaftliche Grundlage wurde hauptsächlich durch Vorträge gegeben, aus deren Reihe einige genannt werden sollen: Allgemeine und Kinderpsychologie auf experimenteller Grundlage unter Berücksichtigung des anormalen Seelenlebens behandelt in 30 Stunden Privatdozent Dr. Lindworksy; Bau und Funktion der Sinnesorgane, Einfluß ihrer Störungen auf die allgemeine Seelenverfassung, Anatomie und Physiologie des gesunden und kranken Zentralnervensystems, Wesen, Ursache und Erscheinungen der verschiedenen Formen geistiger und nervöser Krankheitsbilder im Kindheitsalter werden in ebenfalls 30 Stunden von Reg.- und Medizinalrat Dr. Partenheimer dargelegt. Mehrere Fachleute unterrichten über Sprachbildung und Sprachstörungen mit Uebungen in der Behandlung von Sprachgebrechen. Der Leiter der Schwerhörigenschule berichtet über Fürsorge für schwerhörige Kinder mit Vorführungen. Das wichtige Gebiet der Hygiene in der Hilfsschule behandelt Stadtdirektor Hilfsschularzt Dr. Savels in einer Vorlesung, die durch eine andere über Körpererziehung in Hilfs- und Schwer-

hörigenschulen mit Vorführungen ergänzt wird. Allgemeine Fragen der Hilfsschule finden in Vorträgen über Hilfsschulpädagogik und -methodik, Auslese der Schwachbegabten, Personalbogen, Lehr- und Lernmittel der Hilfsschule, Werk- und Arbeitsunterricht in der Hilfsschule, Geschichte des Hilfsschulwesens, Organisation der Hilfsschule, ministerielle Bestimmungen und über Fürsorgemaßnahmen für Hilfsschüler durch den Schreiber dieser Zeilen und andere Herren ihre Erörterung. Vom juristischen Standpunkt aus nimmt Landgerichtsrat Dr. Beutler Stellung in einer Vorlesung über die gesetzliche Grundlage der Kinderfürsorge und das Jugendgericht; der Psychiater Prof. Dr. Aschaffenburg behandelt Verwahrlosung und Kriminalität der Jugend. Diese das ganze Gebiet umfassenden theoretischen Erwägungen werden vortrefflich ergänzt durch Uebungen, die sich aus Diskussionsstunden, Lehrproben in den Hilfsschulen (für jeden Teilnehmer sind 14 Stunden vorgesehen) und Uebungen in Papier-, Papp- und Holzarbeiten, im Zeichnen und Modellieren zusammensetzen. Eine nicht unwesentliche Vertiefung bilden schließlich die Besichtigungen, die sich auf die Fürsorgeanstalten und das Psychopathenheim Euskirchen, die Idiotenanstalten „Josefsheim“ in Burgwaldniel und „Hephata“ in M.-Gladbach, die Blindenanstalt in Düren, die Provinzialtaubstummenanstalt und die Schwerhörigenschule in Köln, die Heil- und Erziehungsanstalt für Krüppel in Köln-Merheim, sowie die Waldschule und den Waldschulhof — Erziehungsanstalt für ehemalige Hilfsschüler — in Köln-Brück erstrecken.

Digitized by Google

DAS VOLKSBILDUNGSWESEN IN KÖLN

VON DR. RUDOLF REUTER, STADTBIBLIOTHEKAR

Wechselvoll ist Werden und Wandel des Begriffs Volksbildungswesen. Als sich um die Mitte des vorigen Jahrhunderts bei der plötzlich einsetzenden Industrialisierung Deutschlands allerorts die soziale Fürsorge regte, setzte gleichzeitig neben dem sogenannten gebundenen, dem amtlichen, Volksbildungswesen, d. h. neben der Erziehungs- und Bildungsarbeit in Kirche und Schule, ein freies Volksbildungswesen ein, das sich an die der Schule Entwachsenen wandte, und zwar im Sinne sozialer Fürsorge auf geistigem Gebiete. Damals entstanden die ersten Volksbüchereien in den Städten, daneben Dorf- und Wanderbibliotheken.

Das Jahr 1845 ist — um nur einige Einzelheiten aus der damaligen Bewegung zu nennen — das Geburtsjahr des heute zu einer machtvollen Organisation angewachsenen, segensreich wirkenden Borromäus-Vereins in Bonn, und 1848 schrieb Adolf Kolping seine erste Schrift „Der katholische Gesellenverein", in dem ein Volkshochschulheim ideal geplant wird, das seitdem immer und immer wieder in den Gesellenhäusern Wirklichkeit wurde. Doch auch in diesen Gründungen lebte zunächst nur der damals wieder erwachte Geist der sozialen Fürsorge.

Die Erziehung zum Staatsbürger wurde seit 1871 beherrschendes Ideal der Volksbildung in und außer der Schule. Durch möglichst vielseitiges Wissen, durch Verstandeskultur glaubte man dieses Ideal am sichersten verwirklichen zu können. Mehrere Jahrzehnte ging wie unser gesamtes Erziehungswesen auch das freie Volksbildungswesen im großen und ganzen diesen Weg. Volksbildung war — als wäre man stillschweigend darin übereingekommen — verdünnte Bildung, fürs Volk, für die kleinen, einfachen Leute zurechtgemachte Wissenschaft. So glaubte man und so handelte man, bis zuerst nur vereinzelt, dann mehr und mehr erkannt wurde: Zwischen Bildung und Volksbildung besteht kein wesentlicher Unterschied, insofern es sich bei beiden Begriffen um Formung des geistigen Kerns im Menschen handelt, um die „freie harmonische Betätigung aller Kräfte der zu eigentümlicher Gestalt entwickelten Persönlichkeit". Man erkannte mehr und mehr: Volksbildung ist der dem gesamten Volke in jedem einzelnen Volksgenossen zukommende gemeinsame Besitz, den jeder einzelne erwerben muß, um ihn zu besitzen, außer dem es dann noch die mannigfaltigsten Spezialausbildungen gibt entsprechend der Mannigfaltigkeit der Berufe und Neigungen. Man wußte bald, daß Bildung in diesem Sinne nichts Fertiges ist, das der eine dem anderen ohne weiteres übergeben kann; man sah ein, daß die bloße Bereitstellung von Bildungsmitteln, das äußere Heranbringen von Bildungsgut an möglichst viele Menschen noch keine

Digitized by Google

Volksbildung war, sondern nur — Volksbildungsbetrieb, vielleicht sogar nur Volksbildungsrummel, wie Stapel sich einmal bitter ausdrückte.

Und es war plötzlich heller Tag nach dem Dunkel tastender Versuche: nicht irgendein außer dem Menschen liegender Zweck (Staat, Klasse, Beruf) ist ausschlaggebend für Organisation und Arbeitsweise des Volksbildungswesens, auch nicht die Wissenschaft als Selbstzweck oder die Kulturgüter als solche; auszugehen ist vielmehr vom Menschen, und zwar vom Menschen in seiner einzelpersönlichen Artung. In ihm ist geistiges Leben zu wecken, zu pflegen; er ist, wie Anton Heinen einmal treffend sagte, zunächst zu befreien aus den Klauen der Sensation, und dann müssen in ihm die tiefsten, schöpferischen, irrationalen Seelenkräfte, die geistig formenden Prinzipien zur Wirkung gebracht und geübt werden. So nur wird aus gestaltloser Masse geistige Form, wird Menge zu Volk, ist Bildung zum Volke möglich, d. h. Volksbildung.

Diese allgemeinen Bemerkungen waren unbedingt einer Uebersicht über die mannigfachen Kölner Einrichtungen auf dem Gebiete des Volksbildungswesens vorauszuschicken. Denn diese Einrichtungen haben zum Teil die verschiedenen Epochen des Volksbildungswesens durchgemacht, tragen wohl auch hier und da in ihrer heutigen Gestalt die Spuren früherer Zeiten an sich. Nur wer die Entwicklung unserer Volksbildungseinrichtungen kennt, vermag ihren heutigen Zustand gerecht zu beurteilen und für ihre Zukunft richtunggebend zu arbeiten.

Von den behördlichen Volksbildungseinrichtungen dürfen die städtischen Volksbibliotheken und Lesehallen das größte Interesse beanspruchen; denn die volkstümliche Bücherei ist — oder sollte sein — das Rückgrat jeder Volksbildungsarbeit; sie klärt, vertieft und macht nutzbar, was auf allen anderen Gebieten an Anregungen ausgestreut wird. Keine Volksbildung ohne das Buch, den Akkumulator geistiger Energien!

Die Geschichte der stadtkölnischen Volksbibliotheken und Lesehallen, die im Jahre 1890 mit der ersten, durch das Bankhaus Salomon Oppenheim jun. gestifteten Bibliothek einsetzt, weist alle Phasen der allgemeinen Entwicklung des öffentlichen, volkstümlichen Büchereiwesens in Deutschland auf: von der mechanisch arbeitenden Büchervertriebsstelle bis zur technisch und geistig bis ins kleinste durchgebildeten sozialpädagogischen Einrichtung, deren oberste Prinzipien die absolute Güte und Reinheit der Bildungsmittel sowie die individuelle Beratung der Leser, in der Ausleihe, in Sprechstunden und durch Vorträge ist. Hervorzuheben ist bei dieser Entwicklung für Köln außerdem, daß fast alle stadtkölnischen Volksbibliotheken und Lesehallen auf Stiftungen hochherziger und weitblickender Bürger zurückgehen. Der Gesamtbetrag dieser Stiftungen betrug 1915 schon 418300 Mk. Der frühere Direktor, Professor Franz Haack, hat der großen Zahl dieser wahren Menschenfreunde in dem von der Stadt Köln

herausgegebenen Werke „Die Stadt Köln im ersten Jahrhundert unter preußischer Herrschaft, 1815 bis 1915" ein ehrendes Denkmal gesetzt.

Heute unterhält die Stadt Köln 10 Volksbibliotheken, von denen 8 mit Lesehallen verbunden sind.

Der Gesamtbücherbestand, der im Jahre 1890 nur 1987 Bände umfaßte, war am 1. April 1921 auf 36 818 Bände gestiegen. Die Zahl der Entleiher betrug vom 1. X. 1920 bis 1. IV. 1921 11 804, und zwar 1524 Kinder, 2154 Jugendliche und 8126 Erwachsene. In diesem Halbjahr wurden im ganzen 124 494 Bände ausgeliehen, wovon stark drei Viertel auf die schöne Literatur entfielen. Die Lesehallen wurden im selben Zeitraum von 55 870 Lesern besucht (Zahl der einzelnen Besuche). Die Benützung der Bibliotheken und Lesehallen ist für jeden vollkommen kostenlos.

Dem Leiter der stadtkölnischen Volksbüchereien und Lesehallen stehen außer ca. 20 Volksbibliothekarinnen drei fachwissenschaftliche Bibliothekare zur Seite.

Wenn sich auch der restlosen Durchführung der als richtig erkannten und anerkannten Forderungen auf dem Gebiete neuzeitlichen Volksbüchereiwesens die augenblicklichen Geldnöte hindernd in den Weg stellen, so darf doch behauptet werden: in ihrer heutigen Ausgestaltung dürfen die stadtkölnischen Volksbibliotheken und Lesehallen als Gesamtheit den Anspruch erheben, allgemeine Bildungsanstalten für alle Kreise zu sein. Sie können, müssen und werden es aber mit der Zeit in noch größerem Umfange sein. Wichtig ist für die völlige Erschließung der Bücherschätze vor allem die Ausgestaltung der Bücherverzeichnisse. An ihrer Verbesserung wird fortgesetzt gearbeitet, leider geht infolge des geringen Personalbestandes die Arbeit nur langsam vonstatten.

Zu berichten ist schließlich noch, daß in allen Kölner Volksbibliotheken für die Jugendlichen bis zu 18 Jahren Jugendschriftenabteilungen bestehen, die unter den heutigen Verhältnissen von ganz besonderer Bedeutung sind. Außerdem sind an zwei Bibliotheken — in Deutz (XI.) und in Nippes (VIII.) — Kinderlesehallen eingerichtet. In enger Verbindung mit den Volksbibliotheken steht eine Blindenbücherei, die 1919 von der Nationalen Frauengemeinschaft ins Leben gerufen wurde. Sie umfaßt augenblicklich rund 700 Bände aus allen Gebieten. Besonders gepflegt wird in dieser Bücherei der musikalische Teil. Die Bücherei, die demnächst ein eigenes Heim beziehen soll, bedarf zum weiteren Ausbau großer Mittel, die durch Mildtätigkeit aufgebracht werden müssen.

Zur Belebung des ganzen freien Volksbildungswesens in Köln wurde 1919 auf Anregung der städtischen Verwaltung die „Vereinigung zur Förderung des Volksbildungswesens in Köln" gegründet, die im allgemeinen nicht unmittelbare Volksbildungsarbeit leisten soll, vielmehr den Zweck hat, „unter strengster Wahrung politischer und religiöser Unparteilichkeit das Volksbildungswesen in Köln durch organisatorische Zusammen-

fassung und Unterstützung aller darauf gerichteten Bestrebungen und Unternehmungen ohne Beeinträchtigung der Selbständigkeit der einzelnen Organisationen zu fördern und zu vertiefen", wie es etwas langatmig in den Satzungen heißt.

Für die einzelnen Gebiete der Volksbildungsarbeit bestehen in dieser Vereinigung Fachausschüsse, die von fachkundigen Volksbildnern geleitet werden. Besonders regsam ist der Musikausschuß, der unter der Leitung des Musikschriftstellers und Komponisten Dr. H. Unger in der Beratung einzelner Vereine und Personen, in der Veranstaltung volkstümlicher Lieder- und Musikabende schon segensreich gewirkt hat. Dieser Musikausschuß hat eine Musikalienbücherei zusammengebracht, die allen Interessenten kostenlos Musikliteratur und Noten zugänglich macht. Die Vereinigung hat außerdem eine fachmännisch geleitete Bücherei der gesamten Literatur über das Volksbildungswesen eingerichtet. Sehr wertvoll für die Volksbildungsarbeit ist auch die von der Stadt eingerichtete Bildstelle mit Hörsaal, reicher Lichtbildersammlung und zahlreichen Lichtbildapparaten. Da diese Lichtbildstelle und die erwähnte Volksbildungsbücherei in demselben Hause untergebracht ist, in dem sich die Leitung der Volkshochschule, sowie ein Teil der Direktion der Volksbibliotheken und Lesehallen befindet, so ist hier in räumlicher und persönlicher Beziehung die Grundlage zu einer volksbildnerischen Zentrale, zu einer wahren Volksakademie gelegt, zumal da dort auch die Kölner Zweigstelle des Zentralinstituts für Erziehung und Unterricht ihr Heim finden soll.

Noch vielgestaltiger als das behördliche Volksbildungswesen ist in Köln die private und genossenschaftliche Volksbildungsarbeit. Während die städtischen Volksbildungseinrichtungen naturgemäß konfessionell und politisch neutral sind, überwiegen in der nichtbehördlichen Bildungsarbeit die weltanschaulich orientierten Bestrebungen.

Es ist schwer, in kurzen Worten der Fülle ernster Volksbildungsarbeit gerecht zu werden, die jahrein, jahraus in den Berufs- und Standesorganisationen, sowie in besonderen Bildungsvereinen geleistet wird. Hier ist an erster Stelle noch einmal der schon erwähnte kath. Gesellenverein zu nennen, über dessen volksbildnerische Tätigkeit das Schriftchen des Generalsekretärs Joh. Nattermann „Der Gesellenverein als Volkshochschule" (Köln, 1921) ein anschauliches Bild gibt.

Eine beachtenswerte Tätigkeit entfalten auch in Köln die Borromäusvereine durch ihre katholischen Volksbüchereien. In den drei Kölner Dekanaten, die das Gebiet der Stadtgemeinde Köln umfassen, bestehen rund 70 Borromäus-Büchereien. Im Jahre 1918 zählten sie 13752 Leser. Ein Gesamtbericht vom Jahre 1917 gibt den Bücherbestand dieser 70 Büchereien mit 67200, die Zahl der Entleihungen mit 383942 an, — gewiß eine ganz respektable

Digitized by Google

Leistung, wenn man bedenkt, daß nur ehrenamtliche Kräfte daran beteiligt sind. Die technische Einrichtung, sowie die Praxis des Ausleihverfahrens ist in den einzelnen Büchereien natürlich unterschiedlich, doch wird durch die beiden Kölner Bezirkspräsides, den Diözesanpräses und die Zentralleitung in Bonn alles getan, um die Errungenschaften der modernen Volksbüchereibewegung möglichst weit zu verbreiten.

Vom „Bildungskomitee der christlichen Gewerkschaften und kath. Arbeitervereine" wird seit mehr als 20 Jahren auf dem Gebiete volkstümlicher Theaterpflege durch Volks- und Vereinsvorstellungen in den städtischen Theatern, sowie auf dem Gebiete der Volksunterhaltungs- und Volkskunstabende Beachtenswertes geleistet.

Im „Bildungsausschuß der Katholiken Kölns E. V." haben sich im Januar 1920 alle katholischen Organisationen Kölns zusammengeschlossen, die unmittelbar oder mittelbar der Volksbildung dienen. Dieser Ausschuß ist dem „Zentralbildungsausschuß der katholischen Verbände Deutschlands" angeschlossen; er hat den Zweck, „alle Bildungsbestrebungen der Katholiken Kölns zusammenzufassen, zu fördern und zu vertiefen, sowie das katholische Bildungsideal in der Oeffentlichkeit zu vertreten und zur Geltung zu bringen". In der Geschäftsstelle dieses Ausschusses befindet sich eine Spezialbibliothek für katholische Volksbildungsarbeit. Der Bildungsausschuß der Katholiken Kölns trat bisher vor allem mit einer großzügig angelegten Volksbildungswoche hervor (Oktober 1920); die Referate dieser Tagung liegen gedruckt vor unter dem Titel „Volksbildungsarbeit" (herausgegeben von B. Marschall, Köln 1921).

Ein ähnlicher, allerdings etwas lockerer Zusammenschluß für Bildungsbestrebungen besteht auch auf evangelischer Seite.

In den freigewerkschaftlich-sozialistischen Kreisen wird naturgemäß seit dem Umschwung von 1918 dem Volksbildungswesen ein ganz besonderes Interesse zugewandt. Der von den sozialistischen Kulturpolitikern ausgegebenen Parole „Aus dem Wahlverein hinauf zur Kulturpartei!" sucht man zunächst nachzukommen durch Ausbau der schon längst bestehenden Gewerkschafts- und Parteibibliotheken. In Köln besteht im Volkshause eine „Zentralbibliothek der freien Gewerkschaften von Köln und Umgegend, die rund 10000 Bände umfaßt. Daneben bestehen mehrere Zweigbibliotheken bezw. Buchausgabestellen in den Vororten und der näheren Umgebung.

Der in Köln seit langem arbeitende „Bildungsausschuß der sozialdemokratischen Partei und der freien Gewerkschaften" hat sich neuerdings geteilt in den „Arbeiter-Bildungsausschuß der freien Gewerkschaften" und die „Sozialistische Bildungsgemeinschaft". Diese Bildungsgemeinschaft will durch Arbeitsgemeinschaften, Vortragsreihen, Einzelvorträge und veredelte Geselligkeit volksbildnerisch wirken, während der

Bildungsausschuß der freien Gewerkschaften, die bekanntlich Angehörige aller sozialistischen Richtungen umfassen, nach wie vor die Verwaltung der den freien Gewerkschaften zustehenden Volks- und Vereinsvorstellungen besorgt; seine Haupttätigkeit gilt augenblicklich dem von ihm ins Leben gerufenen „Freigewerkschaftlichem Seminar“ (Leiter Universitätsprofessor Dr. Kuske).

Der volkstümlichen Theaterpflege widmen sich in Köln zwei Organisationen, einmal das Theater des werktätigen Volkes, das als Freie Volksbühne dem „Verband deutscher Volksbühnenvereine“ angehört und schon rund 10000 Mitglieder zu seinen Veranstaltungen im Theater am Friesenplatz aufruft, auf der andern Seite die Kölner Theatergemeinde des Bühnenvolksbundes (Christliche Volksbühne), die im Oktober 1921 mit einem Gastspiel der Rheinischen Landesbühne (Sitz Düren) ihre Tätigkeit begann.

Von den neutralen Volksbildungsvereinen verdient vor allem der „Kölner Verein für Volksbildung (E. V.)“ Erwähnung; er hat seit 1894 schon über 200 wertvolle Volksunterhaltungsabende veranstaltet und behauptet unter der führigen Leitung seines neuen Vorsitzenden auch unter den veränderten Zeitumständen sein Arbeitsfeld. Der Verein ist der „Gesellschaft für Volksbildung“ in Berlin angeschlossen und leitet als ständiger Vorort den seit 1868 bestehenden „Verband rheinisch-westfälischer Bildungsvereine“.

Das Volksbildungswesen in Köln bietet augenblicklich dem stillen Beobachter ein Bild außerordentlicher Regsamkeit. Es wird sich bald herausstellen, welche Einrichtungen auf die Dauer lebensfähig sind. An ihren Früchten wird man sie erkennen.

Digitized by Google

DIE VOLKSHOCHSCHULE

VON PRIVATDOZENT DR. PAUL HONIGSHEIM
Leiter der städtischen Volkshochschule

Die heutige Volkshochschule ist keine ganz neue Einrichtung. In quäkerischen Erwachsenen-Schulen Englands, in geringerem Masse auch in den dänischen Volkshochschulen, die sich aber zusehends dem Charakter der ländlichen Fortbildungsschulen angenähert haben, in gewisser Hinsicht vielleicht auch in einigen konfessionellen Gebilden des Kontinents, hat sie ihre Vorläufer gehabt. In etlichen Gegenden Deutschlands wurde dann schon vor und während des Krieges erfolgreich an ihrem Aufbau gearbeitet. Erst durch die Revolution ist sie aber zu einer allgemeinen Einrichtung geworden. Dabei hat man nun unzweifelhaft des Guten zuviel getan. Manche haben deshalb nicht mit Unrecht von einem „Volkshochschul-Rummel" gesprochen und überzeugte Freunde der Sache haben mit Sorgen eine Fülle neuer Gebilde wie Pilze aus der Erde hervorbrechen sehen. Denn nur wenig ließen sie von dem innersten Geist der Volkshochschule verspüren. Vielmehr entpuppten sie sich nur allzuoft als neue Auflagen der allerältesten Formen des Volksbildungswesens. Bei letzteren ist an die sogenannte Universitäts-Ausdehnungsbewegung, an die akademischen Vortragskurse und an die Bildungsvereine zu denken. So ist denn die Sache leider zu einem Schlagwort geworden. Auch belegt sich alles Mögliche mit jenem Namen, was ihn zu tragen innerlich nicht berechtigt ist. Unter diesen Umständen sei es gestattet, kurz vorauszuschicken, was unter Volkshochschule im allgemeinen zu verstehen ist. Danach werden wir auf unsere Kölner Verhältnisse insbesondere zu sprechen kommen.

I. Das Wesen der Volkshochschule

Zunächst die Vorfrage: Was ist sie nicht? Sie ist kein Bildungsverein. In früherer Zeit mögen solche ihre Bedeutung gehabt haben. Dem Sehnen unserer Zeit entsprechen sie dagegen nicht. Denn erstens bauten die sich auf dem Prinzip der Arbeitsteilung auf. Das geschah ganz einfach folgendermaßen: Irgend ein Kopfarbeiter brachte, und zwar oft in der Gestalt eines Wanderredners, die Resultate wissenschaftlicher Forschung an diejenigen, die sich nicht aktiv auf diesem Gebiete betätigen konnten, von außen heran. Jene Einrichtungen basierten zweitens auf dem Glauben an die mehr oder weniger gleiche Struktur der menschlichen Vernunft bei allen Individuen. Dabei wurde angenommen, man brauche den Menschen nur die Wahrheit darzubieten, sie würden sie dann mit dem Lichte ihres Verstandes überall erkennen und ohne weiteres annehmen. Sie gründeten sich schließlich auf dem ökonomischen Prinzip der möglichst weitgehenden Arbeits-

Ersparnis und ließen deshalb den einmal verfertigten Vortrag durch ihre Wanderredner an möglichst vielen Orten wiederholen. Aus dieser Einstellung heraus erklärt sich der Massenbetrieb; daher auch das Vielerlei und die ungeheure Ueberschätzung des Wissens; daher schließlich die Selbstverständlichkeit und Problemlosigkeit, mit der man überzeugt war, daß es furchtbar wichtig sei, wenn möglichst viele Menschen wüßten, wie es mit den „Wundern der Sternenwelt" bestellt sei oder wie sich z. B. „das tägliche Leben der alten Römer" abspielte. Demgegenüber will nun die Volkshochschule nicht von außen die Güter der Kultur an die Menschen herantragen. Denn der Wert dieser Güter ist ihr durchaus nicht selbstverständlich. Noch viel weniger will sie antiquarisches Wissen bringen, das in keinerlei Beziehung zu dem Innenleben der Teilnehmer steht. Sie benutzt vielmehr das wissenschaftliche Material nur als Mittel zum Zweck, um das eigene Urteil und, mehr als dies, um die eigene Bewertung der Erscheinungen und um die eigene Stellungnahme der Teilnehmer zu den Lebensproblemen zu ermöglichen. Dadurch aber unterscheidet sie sich, ebenso wie von den Bildungsvereinen, ebenso wie naturgemäß auch von den Fortbildungsschulen, auch von den zahlreichen älteren volksbildnerischen Einrichtungen bestimmt parteipolitischen oder bestimmt weltanschaulichen Carakters. Diese hatten in ihrer Art dasjenige, wonach sich in unserem reichenhaft-kapitalistischen Zeitalter so viele isolierte Großstadtmenschen sehnen und worüber heutzutage von einem neu-romantischen Geschlecht noch mehr geredet wird, als von der Volkshochschule, nämlich eine „Gemeinschaft". Aber letztere baute sich auf der Einheitlichkeit der Weltanschauung auf. Bei den Teilnehmern stand diese ja von vornherein fest. Dementsprechend führte sie letztlich nicht zur Menschheitsgemeinschaft. Vielmehr verhalf sie gelegentlich mit dazu, die Entwickelung einer solchen aufzuhalten. Gewiß stellt nun die Volkshochschule auch eine Gemeinschaft dar. Es ist aber die Gemeinschaft derjenigen Menschen aus den verschiedensten Parteien und Weltanschauungen, welchen in gemeinsamem Ringen um die schweren Lebensfragen folgendes evident geworden ist: Erstens der Wert der Wissenschaft, Ihre Unentbehrlichkeit ist ihnen vielleicht erst auf diesem Wege zum Bewußtsein gekommen. Zweitens aber die Erkenntnis von den Grenzen der Wissenschaft und von der Subjektivität der Werte. Drittens schließlich, und vor allem die Ehrfurcht wie vor der eigenen Seele, so auch vor derjenigen der Mitmenschen. Weit entfernt davon ihre Meinung zu verbergen, Gegensätze zu vertuschen oder eine Gesinnungs-Einheit zu heucheln, die glücklicherweise nicht vorhanden ist und nicht vorhanden sein darf, sind also diese Menschen eben aus dem Bewußtsein heraus, daß der andere ebenso innerlich gerungen und gelitten hat wie sie, zu dem Gefühl der Menschheitsgemeinschaft und der bedingungslosen Menschenliebe gelangt. Mit dieser

letzten Zielsetzung ist natürlich auch alles Weitere in bezug auf Organisation und Arbeitsmethode der Volkshochschule festgelegt. Es sei deshalb hier nur noch kurz aufgezählt: Sie veranstaltet selbstverständlich keine Vorträge, sondern Kurse. In letzteren ist die gemeinsame Aussprache die Hauptsache. Der Volkshochschullehrer steht nicht als Autorität, sondern als Schicksalsgenosse zwischen seinen Mitarbeitern. Mit einem „Kursus" oder einem „Semester" ist es für die bisherigen Teilnehmer nicht erledigt, vielmehr ergibt sich der eine Kursus ganz von selbst aus dem vorigen. Für den einzelnen Kursus liegt die Disposition nicht von vornherein fest, vielmehr erwächst der Inhalt der weiteren Besprechungen aus den Nöten der Anwesenden heraus von selbst. Gegenstand des Zusammenarbeitens ist nicht gelehrtes oder antiquarisches Material, sondern alles, was das innere Leben der Gegenwartsmenschen erfüllt, also das Weltanschauliche, Künstlerische, Soziale u. s. w., und zwar wo es für das Begreifen der eigenen Zeit sinnvoll ist, auch in seiner historischen Bedingtheit. Nicht zuletzt gehört auch das Soziologische hierher, letzteres naturgemäß auch wieder in seiner Verwurzelung im Weltanschaulichen. Dabei darf und soll der Lehrer im richtigen Moment seinen eigenen Standpunkt nicht verleugnen. Eine verwässerte Neutralität und eine kalte Objektivität im alten, rein intellektualistischen Sinne ist dementsprechend nicht am Platz. Dagegen ist die Leitung der Anstalt als einer städtischen, also allen Einwohnern Kölns gehörigen Einrichtung, als solche, aber naturgemäß nur in dieser ihrer Eigenschaft, streng neutral. Ergibt sich demnach die Arbeitsmethode der Volkshochschule ganz allgemein aus ihrem Geist, so ist ihre Ausgestaltung im einzelnen je nach den örtlichen Sonderheiten verschieden. Das gilt auch von unserer Kölner Einrichtung, auf die wir nunmehr zu sprechen kommen.

II. Die Kölner Volkshochschule.

1. Geschichte. Sie wurde begründet 1919 durch die Vereinigung geistiger Arbeiter; erster Leiter war Professor Dr. von Wiese, der sich außer mit seinen nationalökonomischen und soziologischen Arbeiten schon seit Jahren mit dem Volksbildungswesen befaßt hatte. Ihm folgte der Dramaturg der vereinigten Stadttheater Dr. Simchowitz. Oktober 1920 wurde sie städtisch und der Verfasser dieser Zeilen, welcher bisher an ihr als Dozent und als Mitglied des Verwaltungsausschusses der Kurse tätig gewesen war, zu ihrem Leiter erwählt.

2. Organisation. Sie untersteht der Abteilung II der Stadtverwaltung d. h. zur Zeit dem Dezernat des Beigeordneten Dr. Meerfeld. Ihr Verwaltungsrat setzt sich zusammen aus Stadtverordneten, Sachverständigen (aus allen Richtungen), dem Obmann und fünf gewählten Mitgliedern des Lehrkörpers, sowie den Vertretern der angeschlossenen Organisationen. Zu letzteren gehören

Digitized by Google

die drei Gewerkschaftskartelle, der allgemeine freie Angestellten-Verband (Afa), das Handwerksamt des Innungsausschusses, der Gesamtverband deutscher Angestellten-Gewerkschaften und der deutsche Beamtenbund. Durch ihre Vertretung im Verwaltungsrat ist ermöglicht, daß das Programm den geistigen Bedürfnissen nicht zuletzt der Angehörigen jener großen Organisationen entspricht. Inwiefern dies noch auf andere Weise ganz besonders gewährleistet wird, soll später gezeigt werden. Aus dem Verwaltungsrat hat sich durch Wahl ein engerer Ausschuß gebildet. Mit ihm bespricht der Leiter sein jeweiliges Programm und seine Reform-Pläne und nachdem man sich geeinigt hat, wird das Resultat der Besprechung jenem Verwaltungsrat vorgelegt, um nach dessen erfolgter Genehmigung in die Tat umgesetzt zu werden.

3. Werbearbeit. Gegenüber Mißverständnissen und Mißtrauen kann nur extensive und intensive Propaganda helfen. Sie baut sich auf dem ganz engen Zusammenhang zwischen dem Leiter und den wirtschaftlichen sowie geistigen Organisationen auf. Dadurch allein ist nämlich die Kenntnis der vorhandenen geistigen Strömungen und der seelischen Nöte ermöglicht und der Weg zur Aufklärungs-Arbeit geebnet. Sie geschieht vornehmlich durch das gesprochene Wort. Der Leiter hält nämlich kürzere oder längere Vorträge über das kommende Volkshochschul-Semester in Mitglieder-, Vertrauensmänner-, Betriebsräte-Versammlungen der in Frage kommenden Organisationen, z. B. im Werkmeister-Verband, Bund technischer Angestellter, Deutsch-nationalem Handlungsgehilfen-Verband, Hirsch-Dunkerschen Gewerkverein, Gewerkschaftsbund der Angestellten, Kartell der freien Gewerkschaften u. a. m. Daneben geht die direkte Werbe-Arbeit. Treue Freunde der Volkshochschule besorgen diese nämlich in ihren Betrieben, wobei sie gegebenenfalls auch Kartenverkauf betreiben, was in der Hauptsache Angelegenheit der Organisationen ist. Dazu kommt gedruckte Propaganda durch Zeitungsnotizen und Artikel des Leiters in der Tagespresse und in den Fachblättern der Verbände, z. B. im Angestellten-Echo, in der Bundes-Zeitung des rheinischen Bauern-, Winzer- und Handwerker-Bundes u. a. m.

4. Unterrichtsmethode. Nach allem Gesagten ist klar, daß es sich um einen ganz freiwilligen, selbständigen und allen übrigen Unterrichts- und Kultur-Instituten gegenüber völlig unabhängigen Erwachsenen-Unterricht handelt. Es sind Kurse von 6 bis 8 Abenden zu jedesmal etwa 1½ Stunden, und meist baut sich der Kursus des neuen Semesters nach Vereinbarung mit den bisherigen Teilnehmern auf dem vorigen auf.

5. Lehrkörper. Da es sich um etwas so grundsätzlich von allen übrigen Unterrichtsanstalten Verschiedenes handelt, so sind auch ganz besondere Fähigkeiten, insbesondere des seelischen Taktes vonnöten. Ihr Vorhandensein kann aber durch kein Examen nachgewiesen werden. So setzt sich denn der Lehr-

Digitized by Google

körper auch aus Lehrern aller Kategorien zusammen, Volksschul-, Handels-, Gewerbe-, Gymnasial- und Hochschul-Lehrern; andere Berufe kommen hinzu: katholische, evangelische und israelitische Geistliche, Redakteure, Schriftsteller, Kaufleute, Museums- und Sozial-Beamte. Dabei konnten vielfach Persönlichkeiten ausgewählt werden, die schon an anderen Erwachsenen-Unterrichts-Anstalten wie dem freigewerkschaftlichen Arbeiterseminar, dem Kolpinghaus u. a. den Befähigungsnachweis erbracht hatten. Trotz seiner heterogenen Zusammensetzung bildet der Lehrkörper doch eine Einheit. Sie bekundet sich auf allgemeinen Dozenten-Versammlungen, auf speziellen Konferenzen der Vertreter bestimmter Gebiete, vor allem aber auf sozialpädagogischen Diskussionsabenden. Letztere finden in zwangloser Form allmonatlich statt. Dabei werden sowohl persönliche Erfahrungen und aktuelle Fragen unserer Anstalt besprochen als auch Schilderungen auswärtiger Volksbildner aller Richtungen (z. B. Dr. Zirker vom thüringischen Volkshochschulheim Dreißigacker und Herr Horsnail von den quäkerischen adult-scools), die wir als Freunde und Gäste unter uns begrüssen, vorgetragen.

6. Hilfsmittel. Wenn auch der Gedanken- und Erfahrungs-Austausch von Mensch zu Mensch das höchste ist, so darf doch die Bedeutung der lebendigen Anschauung als eines unentbehrlichen Hilfsmittels auch für den Erwachsenen-Unterricht nicht verkannt werden. Voraussetzung ist nur, daß es sich nicht um ein künstliches Herantragen von außen handelt, sondern um eine, aus dem Zusammenarbeiten hervorgegangene organische Weiterentwickelung. In diesem Sinne sind Wanderungen durch Natur und Menschenwerke, Kirchen, heimatkundliche Altertümer, Kunst- und Völkerkunde-Museen eingeordnet worden, desgleichen natürlich das Lichtbild und mit Einschränkungen der Film. Auch mit andern Kultur-Instituten wird zusammengearbeitet, insbesondere werden Bücher, welche in Beziehung zu den Volkshochschulkursen stehen, von den städtischen Volksbibliotheken soweit tunlich angeschafft und für die Teilnehmer bereit gestellt. Die Verbindung mit der Universität wird durch den Leiter selbst dargestellt. Als Privatdozent für Soziologie und Philosophie hält er u. a. auch Vorlesungen und Uebungen über Sozialpädagogik und Volksbildungswesen ab.

7. Vororte. Besonders bewährt hat sich die seit der Wahl des Leiters durch ihn sofort in Angriff genommene Verlegung von Kursen in die Vororte Müllheim, Ehrenfeld, Nippes und Kalk, zu denen Sülz, Dellbrück und Dünnwald hinzukamen. In mehreren dieser Orte hat sich schon ein ganz fester Stamm gebildet, der nicht nur dem Dozenten die Treue hält, sondern auch in sich die Ansätze zu einer Volkshochschulgemeinde birgt.

8. Zukunftshoffnungen. Durch die Anwendung des so viel mißbrauchten Mode-Wortes Gemeinschaft ist nun aber der kommenden Entwicklung schon ein Ziel gewiesen. Daß es nicht

nahe liegt, wissen diejenigen, die in der Volkshochschul-Arbeit stehen, nur allzu gut. Immer neue Wege, um den verschiedenen Menschen das Erreichen jenes Zieles zu ermöglichen, müssen gefunden werden. Jugendgemeinden sowie Kurse zur Ausbildung von Jugendbildnern sind zunächst ins Auge gefaßt. Das Ziel allerdings muß unverrückbar im Auge behalten bleiben, das Ziel nämlich, aus dem isolierten, glücklosen, Maschine-gewordenen Großstadtbewohner wieder ein Wesen zu machen, das als Mensch unter Menschen und das in einer Gemeinschaft leben kann; nicht allerdings in einer solchen, die sich lieblos vor der Welt verschließt und sich als geistesaristokratischer Klub mit einer siebenfachen Mauer umgibt, sondern in einer solchen, die dem einzelnen die Kraft verschafft, eben aus seiner Einmaligkeit heraus seine Gefühle zur engeren Gemeinschaft, zum Volk und zur Menschheit umzusetzen in die soziale Liebestat.

Digitized by Google

KÖLN ALS STÄTTE HEIMATKUNDLICHER BILDUNG

VON DR. JOS. KLERSCH

In dem alten reichsstädtischen Köln war die Bevölkerung, der Träger des kulturellen Lebens, durchaus einheitlich. Daher bewegte sich, gestützt auf „ewige" politische und gesellschaftliche Verhältnisse, auch das Leben in den seit Jahrhunderten üblichen Formen, Sitten und Gebräuchen, die mit mittelalterlich würdevollem Gepränge rheinische Farbenfrohheit vereinigten. Der ruhige Kreislauf dieses Lebens wurde durch die französische Revolution und die aus dieser hervorgehenden Kriegswirren, in deren Verlauf die Stadt 1794 unter französische Herrschaft kam, zerstört. Köln wurde aus seiner künstlich altertümlich gehaltenen Welt in eine neue emporstrudelnde hineingerissen, deren gewaltige, vorwärtstreibenden Kräfte, Wirtschaft und Technik auf der einen, Nationalismus auf der anderen Seite, auch seine Entwicklung im neuen Jahrhundert bestimmen sollten. Aus der alten Zunft- und Ständestadt wurde innerhalb eines Jahrhunderts eine europäische Großstadt.

So gewaltig diese Entwicklung war, so blieb doch ihr Einfluß auf das gesellschaftliche Leben der eingesessenen Bevölkerung lange Jahrzehnte hindurch gering. Der Rheinländer, besonders der Kölner, der sich scheinbar so leicht in wirtschaftliche und politische Veränderungen zu finden weiß, zeigt, was seine innersten Lebensanschauungen, Sitten und Gewohnheiten angeht, einen äußerst großen Konservatismus. Auf der anderen Seite ist es dem heiteren kölnischen Volksschlage immer in besonders starkem Umfange gelungen, sich fremde Elemente, soweit sie nur einigermaßen zu ihm paßten, zu assimilieren.

Die französische Herrschaft, die zeitweilig die Gefahr starker Ueberfremdung in sich barg, blieb eine Episode, das fluktuierende preußische Militär und Beamtentum ohne Einfluß auf den Volkscharakter. Stärker und stärker aber wurden die Wirkungen, die von dem neuen Aufblühen der Wirtschaft ausgingen. Diese verlangte nach immer mehr Köpfen und Händen und verursachte ein stetiges rasches Anwachsen der Bevölkerung. Nachdem bereits in den vierziger Jahren das in der alten Stadt noch verfügbare Gartenland zu Wohnzwecken aufgeteilt worden war, entstand rund um die alte Stadt ein Kranz von Vororten, die zunächst nur wirtschaftlich, nicht aber räumlich und verwaltungstechnisch mit der Altstadt eine Einheit bildeten und deren Bevölkerung sich neben einheimischen Elementen aus Fremden, die auch aus ganz Deutschland und zum Teil aus dem Ausland eingewandert waren, zusammensetzte. Die Altstadt war an diesen Außenbezirken durch die alte Stadtmauer und die ihn vorgelagerten Befestigungswerke geschieden. Der eingesessene Kölner

Digitized by Google

Bürger lebte innerhalb dieser Mauer, so gut es ging, sein altes Leben weiter und fühlte sich dem Fremden und Vorortler immer noch überlegen; nicht ganz mit Unrecht, denn eine bodenständige, mit der Heimat verwachsene Bevölkerung trägt sicherlich starke kulturelle und ethische Werte in sich, die sie vor anderen auszeichnet. Erst als unter dem Zwang der wirtschaftlichen Entwicklung in den achtziger Jahren die alte Stadtbefestigung fiel und die Vororte eingemeindet wurden, als gleichzeitig eine neue starke Zuwanderung einsetzte, die Scheidung zwischen den sozialen Klassen immer schärfer wurde und viele kölnische Familien sich von den alten Sitten und der heimischen Mundart als der Sprache des gewöhnlichen Volkes immer mehr abwandten, wurde auch für das alte Köln die Gefahr drohend, daß heimische Mundart und Volkssitte untergehen und die Bevölkerung innerlich heimatlos werden könnte. Zugleich aber entstand in altkölnischen Kreisen eine Bewegung, welche dieser Gefahr zu begegnen wünschte, mit dem doppelten Ziel, den alten Kölnern die Liebe zu ihrer Heimat mit ihrer Sprache und Eigenart zu erhalten, den Fremden aber das kölnische Wesen nahe zu bringen und ihnen womöglich die Stadt, wohin sie ihr Geschick geführt hatte, zur neuen Heimat werden zu lassen. Die Männer, von denen diese Bewegung ausging, bedurften aber, um dieses Ziel zu erreichen, erst selbst einer gewissen Sammlung und Vorbereitung, mußten erst selbst tiefer in die Geschichte und Sprache ihrer Heimat eindringen, ehe sie dazu übergehen konnten, für die Allgemeinheit ersprießliche Arbeit zu leisten.

Um ererbte Werte in einer neuen, anders gewordenen Zeit lebendig und fruchtbar zu erhalten, ist in Köln die heimatkundliche Bewegung aus dem Volke selbst heraus geboren worden. Freilich wäre es falsch, anzunehmen, daß vorher auf heimatkundlichem Gebiete nichts geschehen sei, aber entweder handelte es sich nicht um volkstümliche Bewegungen oder die Dinge geschahen unter einem wesentlich anderen Gesichtspunkte. Bereits in französischer Zeit bildete sich eine Vereinigung von Männern, die sich den Namen „Olympische Gesellschaft" beilegte und aus Künstlern und Gelehrten oder doch solchen, die an Kunst und Wissenschaft Interesse hatten, bestand. Der Schwerpunkt ihres gesellschaftlichen Strebens ruhte auf der Sprache und Dichtung, welch letztere auch in der heimischen Mundart von einzelnen Olympikern nicht ohne Talent geübt wurde. Gegen Ende der französischen Zeit, im Jahre 1813, löste sich die Olympische Gesellschaft auf. Nachdem die hochgehenden politischen Wogen der Zeit etwas verebbt waren, feierte im Jahre 1823 als fröhliches Kind der Romantik der Karneval seine Wiedergeburt. Jahrzehntelang hat das „vaterstädtische Fest", wo die Dichter des Volkes ungezwungen zum Volke reden, die Sänger ihre Lieder durch das Volk ertönen lassen konnten, geschichtliche Erinnerungen im Volke wach gehalten und sich als ein starker Hort der Mund-

Digitized by Google

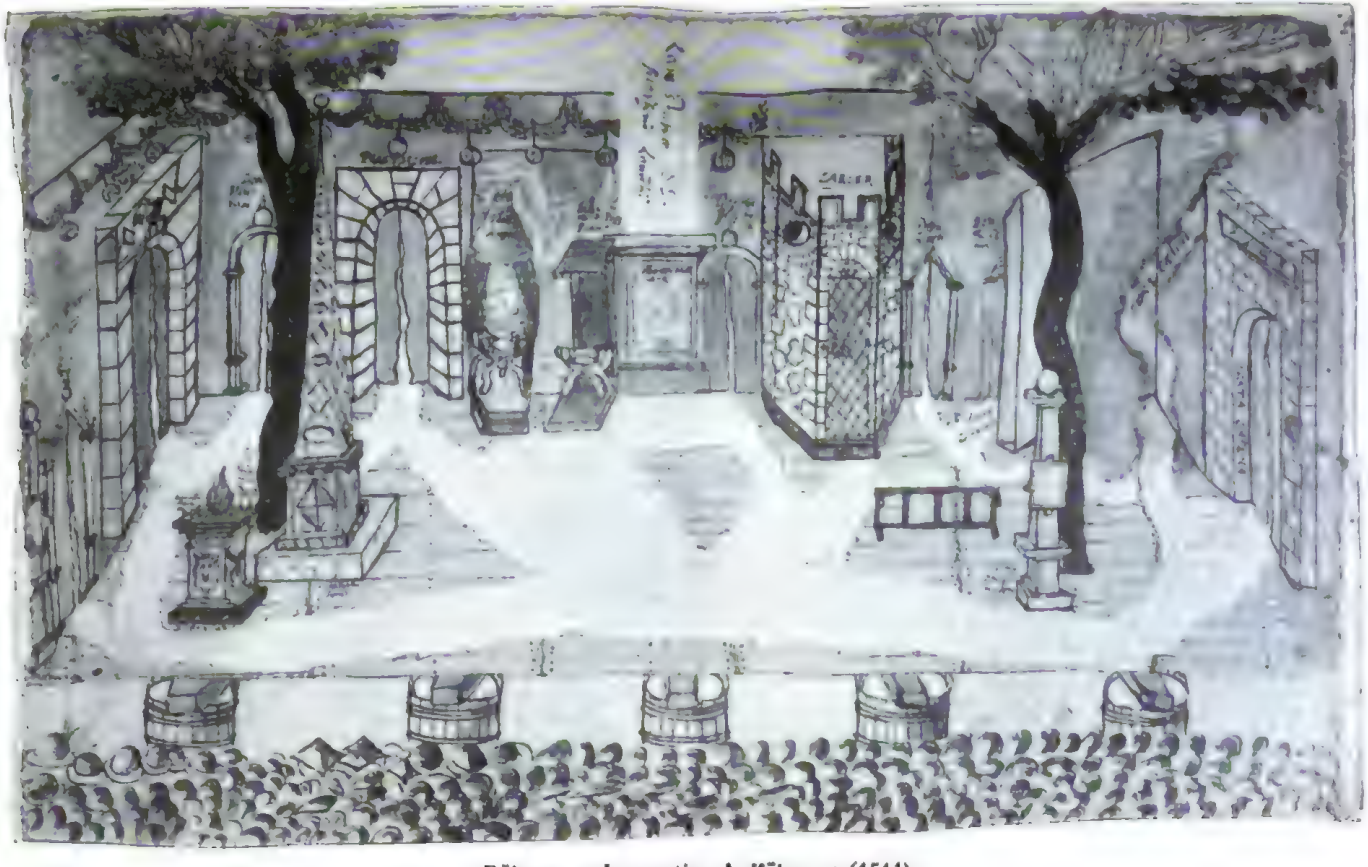
art erwiesen, bis er um die Jahrhundertwende durch mancherlei Mißbräuche und Berufskarnevalistentum seinen alten Wert verlor.

Der im 19. Jahrhundert aufblühenden Geschichtswissenschaft blieb die Bedeutung orts- und landeskundlicher Forschung für die große Geschichte, besonders die Kulturgeschichte, nicht verborgen. Aber um die verstreuten Schätze zu heben, bedurfte es eifriger und liebevoller Arbeit an Ort und Stelle. Köln war auf Grund seiner großen geschichtlichen Vergangenheit und seines trotz aller politischen und kirchlichen Umwälzungen großen Reichtums an Archivalien von vornherein dazu berufen, der Mittelpunkt der rheinischen Geschichtswissenschaft zu werden. Nach mancherlei Schwierigkeiten wurde am 17. Mai 1854 hier der Historische Verein für den Niederrhein insbesondere für die alte Erzdiözese Köln mit dem Sitz in Köln gegründet, unter deren Gründern auch eine ganze Reihe bekannter Kölner waren. Neben den historischen Verein für den Niederrhein trat im Jahre 1881 die Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde. Während aber der Historische Verein für den Niederreihn sich an alle Freunde der Geschichtswissenschaft wendet, trägt die Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde den Charakter einer Akademie, deren Mitglieder um ihrer Verdienste auf dem Gebiete der rheinischen Geschichtsforschung von der Gesellschaft auf Vorschlag des Vorstandes ernannt werden. Der Sitz der Gesellschaft ist gleichfalls Köln und ihre Publikationen sind ebenso wie die Annalen des Historischen Vereins für den Niederrhein für den Freund rheinischer und kölnischer Geschichte unentbehrlich.

Während aber zu Beginn der achtziger Jahre die orts- und landeskundliche Forschung in Köln schon Bürgerrecht besaß, vertrat ihre volkstümlichere Schwester, die Heimatkunde, eben erst die Kinderschuhe. Zuerst regte es sich auf literarischem und sprachlichem Gebiete. In der zweiten Hälfte der siebziger Jahre gingen einige Männer, zum Teil nicht unbeeinflußt durch das leuchtende Vorbild Fritz Reuters, mit Erfolg daran, eine über Karneval und Gelegenheitsdichtung hinausreichende kölnische Literatur zu schaffen. Es waren dies vor allem Fritz Hönig, Peter Paul Faust, Wilhelm Koch und Heinrich Hoster. Fritz Hönig begann zudem als erster das kölnische Sprachgut zu sammeln und gab 1877 das erste Wörterbuch der kölnischen Mundart heraus. Aber es verflossen noch über zwanzig Jahre, bis die Heimatkunde in Köln ihre erste Organisation fand. Nach mancherlei Versuchen und Vorbesprechungen erfolgte am 29. Juni 1902 die Gründung des Vereins Alt-Köln. Der Verein war eine Gründung aus dem Volke für das Volk; Klassen- und Standesunterschiede kannte und kennt er auch heute noch nicht. Wirrungen und Irrungen blieben der jungen Bewegung nicht erspart. Alt-Köln widmete sich unter der Leitung des Buchhändlers K. A. Stauff programmgemäß in gleicher Weise der Pflege der kölnischen Geschichte, wie der Sprache und Eigenart, widerstand dabei aber

Musikhistorisches Museum von Wilhelm Heyer (Unterer Saal)

Digitized by Google



Bühne zur Laurentius-Aufführung (1511)

Digitized by Google

nicht immer der in Köln naheliegenden Versuchung, die Veranstaltungen des Vereins mehr als zuträglich dem Vergnügen zu widmen; auch hielten sich die geschichtlichen Vorträge zum Teil nicht von gut gemeintem, aber unzulänglichem Dilettantismus frei. Heimatkunde und Geschichtswissenschaft mußten erst ihr gegenseitiges Verhältnis näher bestimmen; denn während die historische Forschung ihr Ziel in sich selbst trägt, das unverrückbare Ziel aller Wissenschaft, Wahrheit zu finden, liegen die Ziele der Heimatkunde vornehmlich auf ethischem, pädagogischem und zum Teil auf rein gefühlsmäßigem Gebiet. Das bedeutet nicht, daß die Heimatkunde unwissenschaftlich ist. Im Gegenteil bedarf die Heimatkunde sehr der Kenntnis der heimischen Geschichte, die ihr nur die ernste Forschung vermitteln kann; anderseits aber ist eine starke heimatkundliche Bewegung der beste Nährboden für die landes- und ortsgeschichtliche Forschung.

Die Uebelstände im Verein Alt-Köln führten 1907 zur Gründung des Kölnischen Geschichtsvereins. Programmatisch verfolgt der Geschichtsverein, den bis November 1921 der verstorbene Geheime Baurat F. C. Heimann leitete, dieselben Ziele wie Alt-Köln, legt jedoch den Hauptnachdruck auf eine wissenschaftlich fundierte Pflege der kölnischen Geschichte. Die Gründung des Geschichtsvereins füllte unter den obwaltenden Umständen eine Lücke aus, wenn auch einzelne seiner Gründer den Wert und die Kraft einer so ehrwüchsigen Bewegung, wie Alt-Köln es war, unterschätzten. Jedenfalls hatte die Neugründung das Gute, daß durch den entstehenden Wettbewerb auch der Verein Alt-Köln auf den richtigen Weg zurückgeführt wurde. Er verstand es in der Folgezeit zwischen ernster geschichtlicher Belehrung und volkstümlicher Unterhaltung den goldenen Mittelweg zu finden, seine Veranstaltungen mustergültig auszubauen und ist mit seinen 2000 Mitgliedern sicher einer der größten heimatkundlichen Vereine im Reich.

Das Wirken der beiden Vereine blieb naturgemäß nicht auf den eigenen Kreis beschränkt. Der Verein Alt-Köln begann bereits 1906 eine eigene Zeitschrift „Alt-Köln“ herauszugeben, von der 13 Jahrgänge vorliegen. Im Jahre 1913 erschien zum ersten Male der Alt-Köln-Kalender in einer Auflage von 12000 Stück. Er fand seine Gemeinde, konnte auch in den Kriegs- und Nachkriegsjahren erscheinen und erreicht im Jahre 1922 wieder eine Auflage von 10000. Seit 1914 kamen dann noch die „Beiträge zur Kölnischen Geschichte, Sprache und Eigenart“ zur Ausgabe, von denen bisher 18 Hefte in 3 Bänden erschienen sind. Die Herausgabe dieser Veröffentlichungen besorgte mit viel Geschick Sanitätsrat Dr. Jos. Bayer. Der Kölnische Geschichtsverein gab für die vier ersten Jahre seines Bestehens Jahresberichte heraus, die kurze Abrisse der im Verein gehaltenen Vorträge enthielten. Seit 1912 erschienen Jahrbücher von größerem Umfange, die zahlreiche zum großen Teil recht beachtliche Aufsätze brachten.

Im Ganzen liegen vier Jahrbücher aus den Jahren 1912, 1913, 1916 und 1917 vor; das nächste dürfte 1922 erscheinen.

Bedeutsam war der Rückhalt, den die in der Mundart schreibenden Dichter in den beiden Vereinen erfuhren, die hier verständnisvolle Zuhörer, ehrliche Kritik und mancherlei Anregung fanden. Ihre Zahl nahm dauernd zu; unter vielen Tüchtigen seien hier nur die besten genannt: Prof. Dr. Schneider-Claus, Peter Berchem und Max Meurer. Schneider-Claus war der erste, der mit Erfolg daran ging, eine literarisch wertvolle mundartliche Dramatik, das kölnische Volksschauspiel zu schaffen und sich damit 1912 die Bühne des städtischen Schauspielhauses eroberte, zunächst nur in den Ferienspielen, später auch im ordentlichen Spielplan. Mancherlei Erwägungen ließen es aber wünschenswerter erscheinen, dem kölnischen Volksschauspiel eine eigene Heimstätte zu schaffen und so bildete sich im Sommer 1921 eine Schneider-Claus-Bühne aus begabten Lieblingsschauspielern, die am 3. Oktober 1921 mit viel versprechendem Erfolg ihre erste Spielzeit begann.

Ein nicht geringer Erfolg der Bewegung war es, daß die Pflege der Heimatkunde auch in den Kölner Schulen in steigendem Maße Eingang fand, ein Erfolg, der dadurch erleichtert wurde, daß eine große Zahl der mundartlichen Dichter und in der Heimatkunde praktisch tätigen zugleich Schulmänner waren und der damalige Oberbürgermeister M. Wallraf der Heimatkunde volles Verständnis entgegenbrachte. Als im Jahre 1912 für die Kölner Schulen die Zeitschrift „Jung-Köln" gegründet wurde, trat die Heimatkunde unter der Leitung des Schulmannes und Dichters W. Räderscheidt sofort in ihre Rechte. Heute ist die Pflege heimischer Geschichte und Mundart auch in den ordentlichen Lehrplan der Schulen aufgenommen.

Das nach dem Kriege allenthalben wieder erwachende Interesse an den alten deutschen Puppenspielen weckte auch in Köln Bestrebungen, das alte Kölner Hänneschentheater, das nur noch ein kümmerliches Dasein fristete, wiederaufleben und der Jugend zu einer Quelle reiner Freuden werden zu lassen. Für die einzelnen Stadtbezirke wurden mit städtischen Mitteln Schülerpuppenbühnen geschaffen, die ihre erste erfolgreiche Spielzeit hinter sich haben. Das alte Spiel fand aber auch in den Kreisen der Erwachsenen viele Freunde, so daß sich eine Vereinigung zur Pflege der Kölner Puppenspiele bildete, die eine eigene technisch vollkommene Bühne besitzt.

War Köln im 19. Jahrhundert bereits der Mittelpunkt rheinischer Geschichtsforschung geworden, so wurde es in unserm Jahrhundert eine vorbildliche Stätte heimatkundlichen Strebens, das mit wachsender Kraft allmählich den ihm zuerst eigenen defensiven Charakter verlor. Die Bedeutung Kölns kam besonders zum Ausdruck bei der Gründung des großen „Rheinischen Vereins für Denkmalpflege und Heimatschutz" im Jahre 1906 auf dem Gür-

Digitized by Google

zenich in Köln, von dem sich 1907 ein eigener Zweigverein für Köln bildete. Endlich entstand in Köln am 12. März 1913 die Westdeutsche Gesellschaft für Familienkunde, als deren Sitz gleichfalls Köln bestimmt wurde. Diese Vereinigung zählt zur Zeit ebenfalls über 1000 Mitglieder in ganz Westdeutschland.

Heimatkunde, die von frischem Leben durchpulst sein soll, muß im Volke wurzeln, muß ein Stück des Volkslebens selbst sein. Sie muß aus dem Volke kommen, und ihre letzten Ziele müssen wieder im Volke liegen; das unterscheidet sie von der Wissenschaft, so eng im übrigen die Interessengemeinschaft, die sie mit jener verbindet, auch sein mag. Nichts liegt der echten Heimatkunde ferner als Kirchturmpolitik und falscher Konservatismus. Aber nur, wer die Heimat liebt, wird auch dem großen Vaterlande in tiefster Seele treu sein. Solange der Kölner noch kölnisch denkt und spricht, wird er auch noch ein Ohr und ein Herz haben für den alten Wahrspruch:

Halt faß do Kölscher Boor,
Blief beim Rich et fall söß of soor.

Digitized by Google

DAS PRÄHISTORISCHE MUSEUM

STÄDTISCHES MUSEUM FÜR VOR- UND FRÜHGESCHICHTE

VON DIREKTOR C. RADEMACHER

Als im Jahre 1903 die Kölner Anthropologische Gesellschaft gegründet wurde, faßte dieselbe gleich anfangs den Entschluß, an der Erforschung der Vor- und Frühgeschichte des Rheinlandes nicht nur tätig mitzuarbeiten, sondern auch die Ergebnisse zu einer Sammlung sich auswachsen zu lassen, die seinerzeit der Stadt als Grundstock zu einem vor- und frühgeschichtlichen Museum übergeben werden sollte.

Dauernde Wirkung konnte ja nur erzielt werden durch das Vorhandensein einer Sammlung, die sinnfällig die Hinterlassenschaften der Urzeit als Ausdruck der jeweiligen Menschheitspsyche vorführt. Als Aufgabe des zu gründenden Museums ergab sich darum als Zielrichtung, den Entwicklungsgang der europäischen Menschheit darzustellen, mit besonderer Berücksichtigung jedoch der rheinischen Heimat und des Entwicklungsganges unserer germanischen Vorfahren. Ein solches Museum entsprach der Bedeutung Kölns als Metropole des Rheinlandes; also eine Art Zentral-Museum, das durch die Beschaffung eines weiteren Materials ergänzend neben den Provinzial-Museen Bonn und Trier sowie den vielen Lokalmuseen wirken konnte.

Das weitgesteckte Ziel war aber nur mit bedeutenden Mitteln zu erreichen, die durch die Opferfreudigkeit Kölner Bürger und der Stadt selbst, der Gesellschaft nicht fehlten. So konnte schon 1906 der Bayenturm den Sammlungen überwiesen werden. 1907 übergab die Anthropologische Gesellschaft ihre Sammlungen der Stadt Köln. Durch einen von der Gesellschaft einberufenen internationalen Prähistoriker-Kongreß erhielt die Uebergabe eine besondere Weihe. Am 28. Juli 1907 wurde der Kongreß eröffnet; es war dies das erste Mal, daß Prähistoriker in Deutschland selbständig zusammentraten. Bedeutende Vertreter der Wissenschaft des In- und Auslandes waren erschienen, und am 29. Juli fand die Uebergabe im Isabellensaale des Gürzenich statt. Am 1. August wurde das Museum als städtische Anstalt geöffnet. Seit der Zeit hat das Museum in ungeahnter Weise sich entwickelt; seine Bestände sind so angewachsen und zusammengeschlossen, daß die Räume des Bayenturms sich längst als unzulänglich erwiesen haben. Schon vor dem Weltkriege war eine Neuregelung in Angriff genommen; es steht zu hoffen, daß in absehbarer Zeit bessere Räume zur Verfügung stehen werden, um selbständig tätig zu sein an der Erforschung der Vergangenheit, dann aber auch, der Allgemeinheit zu dienen, indem es den jedem Menschen innewohnenden Drang befriedigt, der Aufschluß verlangt über den Entwicklungsgang der Menschheit.

Digitized by Google

Das Museum besteht nunmehr aus folgenden Abteilungen:

1. Anthropologische Abteilung. Sie enthält die Abgüsse fast sämtlicher in Europa gefundenen fossilen Menschenreste und dazu reiche Serien von rezenten Menschenskeletten von der jüngeren Steinzeit bis zur Gegenwart.
2. Diluviale, eiszeitliche Abteilung. Sie umfaßt reiche Funde der westeuropäischen diluvialen Kultur, und zwar aus allen Perioden dieser Zeit. Dazu kommt eine besondere Betonung rheinischen Materials, das durch die großen Ausgrabungen des Kartsteins (1911—1913) eine ungeahnte Bedeutung erhalten hat. Die Ausgrabungen des Kartsteins erfolgten durch die Kölner Anthropologische Gesellschaft. Sieben Kulturschichten wurden daselbst festgestellt, davon fallen vier in die Eiszeit, und zwar die hauptsächlichsten Funde in die Stufe des Mousterien, der Zeit der Neandertalmenschen.
3. Abteilung der mittleren und jüngeren Steinzeit. Sie enthält reiche Funde der Mittelsteinzeit aus dem Rheinland (Aachen und anderen Orten, sowie aus fast allen Ländern Europas), dazu reiches Material der jüngeren Steinzeit, sowohl aus dem Rheinland wie aus dem Nordosten unseres Vaterlandes. Das heimische Material an Grab- und Einzelfunden ist reich vertreten und gibt Uebersicht über die damaligen Kulturen.
4. Abteilung der Bronzezeit. Auch hier bilden heimische Grab- und Einzelfunde den Grundstock, an den sich die Funde aus weiteren Gebieten erklärend und vervollständigend anschließen.
5. Vorgermanische Abteilung, Zeit von 1200—600. Sie enthält reiche Grabfunde aus den niederrheinischen Hügelgräbern und hat durch ihre Vollständigkeit die wissenschaftliche Einordnung der so lange verkannten Kultur ermöglicht.
6. Germanische Abteilung und frühgermanische Kunst. In diese Abteilung sind zunächst die ältesten Spuren der Germanen im Rheinlande vertreten, dann weiter Grabfunde, die der Zeit angehören, in welcher J. Caesar über die germanischen Verhältnisse und Stämme zum erstenmal berichtet. Eine Anzahl von Stämmen, die von ihm erwähnt werden, gelang es, durch Grabfunde festzulegen.

Die besonders wichtige germanische Frühzeit von Christus bis zum Ende der Völkerwanderung wurde für unsere Heimat des rechten Rheinufers durch große Ausgrabungen auf verschiedenen Begräbnisstätten erschlossen und die fränkische Kleinkunst durch Grabfunde dargestellt. Daran schließt sich eine Sammlung frühgermanischer Kunstwerke, die den Beweis des selbständigen, auf völkischer Eigenart beruhenden Kunststiles der Frühgermanen vorführt. Als Krönung dieser Abteilung, die leider unter dem Raummangel sehr zu leiden hat, ist als Modell die Rekonstruktion des Theodorich-Denkmals hinzugetreten.

Digitized by Google

Durch Schichtenprofile, Modelle, Nachbildungen, Zeichnungen, Bilder, Pläne und Entwicklungsreihen ist im Museum darnach gestrebt, die Kultur der einzelnen Perioden dem Besucher erstehen zu lassen. Diesem Zweck dienen auch zahlreiche Führungen und Vorträge, die sich stets eines reichen Zuspruches erfreuen. Der Besuch des Museums war in den letzten Jahren über 27000, darunter sehr viele Schulen, Volks- und höhere Schulen aller Art, nicht nur aus Köln sondern aus anderen Städten und Orten. Auch von Forschern wird das Museum viel besucht. Zur Einführung dienen besondere Führer für jede Abteilung, von denen bis jetzt die beiden ersten erschienen sind. Eine besondere Schrift ist für Schulen bestimmt, indem sie für jede Schulart und jede Stufe eine Auswahl darbietet, die sich für das betreffende Alter eignet, und gleichzeitig Schülerfahrten angibt, welche den Eindruck zu vertiefen geeignet sind.

Als hervorragende Gönner und Förderer haben sich um das Museum verdient gemacht: Geh. Kommerzienrat Dr. E. von Rath, Geh. Kommerzienrat Heidemann †, Kommerzienrat A. Heimann †, Kommerzienrat Dr. Louis Hagen, Fräulein v. Mevissen, Rentner Kellner, Geheimrat W. Laué und viele andere.

*

Digitized by Google

HISTORISCHES MUSEUM DER STADT KÖLN

VON DR. HANS FOERSTER

Trutzig recken sich die wenigen Ueberreste der mittelalterlichen Stadtbefestigung Kölns empor. Auch heute noch erwecken die erhaltenen Torburgen selbst inmitten der modernen Großstadtbauten eine lebendige Vorstellung von der einstigen Wehrhaftigkeit der Stadt. Darüber hinaus aber bieten zwei von ihnen in ihrem Innern unseren historischen Sammlungen eine Heimstätte. Mögen Hahnen- und Eigelsteintorburg auch bei weitem nicht allen Ansprüchen eines Museums genügen, mag die Kleinheit der Räume, die Enge der Treppen und Gänge umfangreichere Führungen erschweren, mag auch das starke Zusammendrängen der Gegenstände die Uebersichtlichkeit in etwa vermissen lassen, so kann doch kaum ein stimmungsvollerer Rahmen für das Bild gedacht werden, das uns unsere Sammlungen von der Vergangenheit hervorzaubern; keine Fassung von größerer Gediegenheit und Echtheit kann es für sie geben als die beiden Torburgen. Sie boten einst neben anderen Toren und Türmen das Gewahrsam für Bürger und Auswärtige, die auf Geheiß der Gewaltrichter „zu Turm" gingen oder geführt wurden; sie lauschten mit den Turmmeistern und Burggrafen den Geständnissen der Gefangenen; sie haben in ihrem ungefähr siebenhundertjährigen Bestehen die Epochen miterlebt, von denen die in ihnen gesammelten Ueberreste uns Kunde geben, sie haben die Veränderungen im Verfassungs- und Verwaltungsleben, im bürgerlichen, gewerblichen, kommerziellen, geistigen und religiösen Dasein geschaut, von denen jene zeugen.

Nur sparsames Licht fällt in den Eingangsraum der Hahnentorburg, die im Jahre 1888 wiederhergestellt wurde. Im halben Dämmerscheine sucht das Auge des Beschauers die dort aufgestellten Zeugen einer kriegerischen Vorzeit. Wie spärlich sind sie im Hinblick auf die wechselvolle, von Gewalttaten durchbebte, von endlosen Fehden und Kriegen durchwebte Geschichte unserer Vaterstadt!

Zunächst täuschen uns zwei Mörser, die noch im Jahre 1864 im Kriege gegen Dänemark auf dem Rolf Krake Verwendung fanden, über ihr Alter. Unfaßbar kommt uns, die wir den Weltkrieg erlebt haben, die Vervollkommnung der artilleristischen Waffen vor angesichts dieser erst vor einem halben Jahrhundert noch verwandten harmlosen Bestückung. Zu ihr passen anscheinend recht gut die mittelalterlichen steinernen Vollkugeln, die, bei Ausgrabungen aufgefunden, inmitten verschiedenartiger Inschriftensteine aufgebaut sind. Nur gering sind die Reste von wirklich alten artilleristischen Waffen. In der Hauptsache sind es einige Bruchstücke, Katapultenbogen, die uns die Werkzeuge der schweren Fernbeschießung mit Pfeilen und Steinen in wagerechter Richtung vor Augen führen. Armbrüste und Armbrustreste suchen das Bild zu vervollkommnen, das immer noch sehr fragmentarisch bleibt.

by Google

Armbrüste und Katapulte mußten weichen vor den Feuerwaffen, die wir auf der Treppe sehen.

Geschmiedete Handkanonen aus der gärenden Zeit des Ueberganges vom Mittelalter zur Neuzeit zeigen den Fortgang in der Bewaffnung. Jüngere Wallbüchsen, zum Teil mit Radschloß, schließen sich an, die im Völkerringen ihre Auferstehung als Tankgewehre gefunden haben.

Patronengürtel für Musketiere verlocken zum Vergleich mit den heutigen leichten Ladegriffen und wecken unmittelbar die Ueberzeugung von der einst weit selteneren und langsameren und daher viel sorgsameren Schußabgabe.

In trautem Verein bietet uns der Aufgang Schutz- und Angriffswaffen: Sturmhauben und Burgunderhelme, gebuckelte Rundschilde und Rüstungsteile neben Radschloßflinten, kleinen Faustrohren, Stoß- und Schlagdegen. Dazwischen lugen die Armbrüste in verschiedenen Graden der Vollkommenheit, sie, die einst Bogen und Kugelrohr in ihren Vorzügen vereinten, die von dem einen die Durchschlagskraft, von dem andern die rasche Schußabgabe entlehnten und selbst Rüstungen gefährlich wurden, wie sie uns die Rüstkammer in ihren zehn Beispielen zeigt.

In ein ganz anderes Gebiet führt uns der lauschige Raum, der die historische Küche enthält, ein wahres Schmuckkästchen einer solchen Einrichtung, die mit ihrem Herde, ihren Geräten aus Messing, Kupfer, Zinn, Steingut und Ton das Entzücken jeder Besucherin wachrufen muß.

Der weitere Aufgang läßt erkennen, was die Waffenmacht unserer Stadt zu sichern hatte. Er zeigt, wie der Umfang der römischen 100-ha-Ansiedlung allmählich gewachsen ist. Phantasiebilder und Ergebnisse ernster Forschung treten uns als Ausfluß der Beschäftigung mit der Besiedlung und räumlichen Ausdehnung des Stadtgebietes entgegen. Klar überschauen wir, wie sich um den römischen Kern die Erweiterungen ansetzen, wie die Rheinvorstadt gegen 940, die Oversburg, der Niederich, der Bezirk um St. Aposteln sich um 1100 fest angliedern, wie endlich 1180 der Stadt die Grenzen gezogen werden, die sie Jahrhunderte lang behalten sollte. Ergänzt werden diese Darstellungen durch die Wiedergabe von Ansichten der Stadt auf den Gemälden Kölner und niederländischer Meister, von denen wohl die feinste und reizvollste der Ursulaschrein des Hans Memling aus dem alten St. Jansspital zu Brügge bietet.

Noch weit plastischer als durch die Waffensammlung tritt uns die Wehrhaftigkeit Kölns durch die Aquarelldarstellungen der Torburgen und Türme vor Augen, wie vor allem durch die Modelle der alten Stadtbefestigung mit ihren Toren und Bastionen. Kein Teil der Ausstellung erweckt aber auch die gleiche Wehmut und die gleiche Sehnsucht nach dem entschwundenen romantischen Zauber der alten, allzu gründlich beseitigten Ringmauer.

Die äußerst reichhaltige Münzsammlung bietet dem Kundigen

reizende Einblicke in das Werden des Wirtschafts- und Verfassungslebens unserer Stadt, die noch erheblich vertieft und bereichert werden durch die Siegelausstellung.

Zunft- und Ratszimmer bewahren hauptsächlich Andenken aus der Zeit des Niederganges der einstigen Herrlichkeit der freien Stadt, sowie die hochwichtige Originalpergamenturkunde des Verbundbriefes, der Verfassungsurkunde für das mittelalterliche Köln, nebst ihrer Ergänzung, dem Transfixbrief.

Zu einem historischen Museum der Stadt Köln gehört als wesentliches Bestandstück eine Sammlung, die sich auf das Erzstift bezieht. Eine solche bringt, zwar in kleinem Umfange, aber in köstlicher Auswahl, das Kurfürstenzimmer. Da reden die Regenten des Kurstaates, die auch die Geschicke der freien Stadt so stark beeinflußt haben, noch eine deutliche Sprache aus ihren Bildern. Hermann von Wind, Gebhard Truchseß und seine Frau Agnes von Mansfeld erinnern an die Reformationsbestrebungen, Ernst von Bayern mit seinen Zügen der Unbeständigkeit und Empfindlichkeit mahnt an die Zeit der katholischen Restauration, der baulustige Clemens August I. ruft vor allem die heiterste, lebensfreudigste Periode der Kurstaatherrlichkeit wieder wach, während der ernste, fleißige Max Franz den Untergang des alten Reiches nochmals vor unserem geistigen Auge sich vollziehen läßt.

Fortsetzung und Ergänzung der Hahnentorsammlung bietet die Eigelsteintorburg. Das Modellzimmer führt uns zunächst in wirkungsvoller Wiedergabe durch Plastiken und Bilder bestehende, veränderte und niedergelegte Profanbauten, Kultgebäude und Stadtteile vor Augen. Auch die Rheinschiffahrt, die ehedem mehr noch als heute der Stadt zur Nahrung und zur Blüte verhalf, kommt hier, wenn auch nur kümmerlich, zur Darstellung. In sechs Holzmodellen erscheinen Schiffstypen, die den Rhein vom 15. bis 18. Jahrhundert belebten, ein wahrlich ärmliches Material für eine Stadt, die so lange Zeit der Stapel- und Umladeplatz für den ganzen Rheinhandel vom goldenen Mainz bis zur Nordsee war, das sich zudem auf Lastschiffe oberrheinischer und niederrheinisch-niederländischer Art, Rats- und Kriegsschiffe verteilt. Bemerkenswert ist vor allem die Anbringung des Ruders an der rechten Seite der Boote, die noch in der Bezeichnung Steuerbord fortlebt.

Gewissermaßen einen Abriß der Geistesgeschichte Kölns enthält das Zimmer der Porträtsammlung, die das Andenken von bedeutenden Persönlichkeiten wachhält, die in Köln geboren wurden oder hier wirkten. Die großen Philosophen der Scholastik grüßen von der Wand dieses Raumes in den Bildern des gewaltigen Geistesriesen Albertus Magnus und des subtilen Franziskaners Johannes Duns Scotus, deren Ruhestätten den meisten Kölnern unbekannt geworden sind. Dankbar betrachtet der Historiker die Züge des fleißigen, gelehrten Karthäusers Laurentius Surius. In die aufgeregte gehässige Zeit der epistolae obscurorum virorum

Digitized by Google

verweist uns der getaufte Jude Johann Pfefferkorn, der einst die Verbrennung des Talmud verlangt und ungewollt so viel zur Verächtlichmachung der Scholastik beigetragen hatte. Martin Bucers Bild mahnt an den Reformationsversuch Hermanns von Wind, wie die Jesuitenporträts, die gleichzeitig in die Geschichte der Kölner Schulen einführen, an die Gegenreformation. Entsprechend der Bedeutung des frühen Kölner Buchdruckes — zählt man doch schon gegen 1500 bereits 1271 kölnische Drucke — sind auch drei Kölner Drucker, Birckmann, Calenius und Quentel mit Oelporträts vertreten. Die beiden Kohlezeichnungen des Christian und Hermann von Weinsberg erinnern an die lebenswarmen Aufzeichnungen des letzteren, des Buches Weinsberg, das uns in solch behaglicher Breite das Treiben in der Stadt schildert und sich so herzlich wenig um die Dinge im Reich kümmert. Der Stifter des Collegiums Swolgianum, Johann Swolgen, der gleichfalls dargestellt ist, ist für die Geschichte des Priesterseminars von Bedeutung. Bilder berühmter Professoren, Nachbildungen von Universitäts-, Rektorats- und Fakultätssiegeln, Akten, Urkunden, Matrikeln usw. veranschaulichen den Studienbetrieb und das Leben an der alten Universität und den mit ihr verbundenen Gymnasien. Wallraf, der letzte Rektor der Universität, leitet gleichzeitig hinüber ins 19. Jahrhundert, dessen kirchenpolitische Kämpfe uns die Porträts der so verschieden gearteten Kölner Erzbischöfe Ferdinand August Spiegel zum Desenberg und Clemens August II. Droste-Vischering in Erinnerung rufen.

Welche Kluft trennt diese beiden Kirchenfürsten von ihrem Vorgänger Max Franz, dessen Konterfei, gleichzeitig an das Kurfürstenzimmer im Hahnentor anknüpfend, sinnig den Uebergang zur Sammlung aus der französischen Zeit bildet! Französische Waffen, Erlasse, Requisitionen, Fouragezettel u. a. kennzeichnen den vorherrschenden kriegerischen Grundton der Zeit der französischen Besetzung. Die Pflanzung des Freiheitsbaumes, die Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte und der Verfassung, Kalender, Assignaten veranschaulichen die mehr oder weniger erfreulichen Errungenschaften der großen Revolution. Erinnerungen an die Zeit der Befreiungskriege, an die Revolution von 1848, an den Weiterbau und die Vollendung des hehren Domes schließen sich an. Wehmütig berühren den heutigen Beschauer die Andenken an den Deutsch-Französischen Krieg, an denen den Kindern nun ein blasser Abglanz unserer einstigen Macht und Stärke vorgeführt werden kann.

Der Träger jener verflossenen Herrlichkeit, Preußen-Deutschland, liegt am Boden, nachdem es nur eine verhältnismäßig kurze Hochblüte erlebt hat. Sein unmittelbarer Vorgänger am Rhein, das französische Kaiserreich, ist zerfallen, völlig zergangen ist die Glorie der Reichsstadt und des Kurstaates. Und doch erleben wir deren letzte Lebensstunden, die Epoche, in der das Reich in Scherben ging, unmittelbarer und leider lebens-

by Google

wahrer als irgend eine Zeitspanne der Vergangenheit Kölns. Konnten wir uns bis vor kurzem kaum mit Hilfe der historischen Sammlungen zurückversetzen in die Verhältnisse unter der fremden Besatzung vor 100 Jahren, so verjagt jetzt die Herbheit des tatsächlichen Erlebens jeden Schimmer romantischer Verklärung, der jene Fremdherrschaft schon zu umfließen begann; so überwuchtet jetzt die Bitternis der rauhen Wirklichkeit die Freude an der zwischen beiden Besatzungen liegenden Zeit großartigen Aufschwungs des politischen, wirtschaftlichen und sozialen Lebens. Auch das letzte Zimmer, das uns in die heitere Welt der Musik, des Theaters und des Karnevals einführt, vermag den Hauch der vaterländischen Wehmut nicht zu verscheuchen, der sich auf den Besucher unseres historischen Museums herabsenkt.

Digitized by Google

DAS MUSEUM FÜR NATURKUNDE
(STAPELHAUS)
VON DIREKTOR PROFESSOR DR. JANSON.

Das Land um Köln ist uralter Kulturboden. Seit mehr als 2000 Jahren ist es stark besiedelt, und der schwere Tritt des Menschen, der darüber hinwegging, hat bei uns mehr vernichtet als in der Umgebung anderer Großstädte, die erst später in die Menschheitsgeschichte eintraten. Dieser Tatsache und der zweiten, daß in der Stadt Köln überhaupt der Sinn für die geschichtliche Entwicklung ungleich stärker entwickelt ist als der für die naturwissenschaftlichen Verhältnisse, ist es zuzuschreiben, daß erst zu den Zeiten, als der Einfluß der Naturwissenschaften sich Ende des vorigen Jahrhunderts auf Handel, Wandel und Verkehr immer mehr geltend machte, der Plan auftauchte, auch in Köln eine Stätte zu errichten, an der die naturkundlichen Interessen der Bürgerschaft Pflege und Anreiz finden könnten, eine Stätte, die, zur Belebung des Heimatgedankens berufen, die Liebe zum Rheinland erwecken und wachhalten sollte. Ein Schulmann (Dr. P. Schorn † 1913) und ein Arzt (Dr. E. Lent † 1911) nahmen die Sache in die Hand, und so entstand zunächst in den Räumen der Severins- und Eigelsteintorburg 1892 das „Naturhistorische Museum", dessen Grundstock die reichen Sammlungen des Realgymnasiums in der Kreuzgasse abgaben; zehn Jahre später wurden sie in die oberen Geschosse des umgebauten Stapelhauses als „Museum für Naturkunde" übergesiedelt, die sie heute so erfüllen, daß jedes Plätzchen, das nur irgendwie geeignet ist, ausgenutzt werden muß und ein Teil der Sammlungen auf den Speichern unbenutzt lagert.

Dieses rasche Anwachsen der Sammlungen ist zunächst dem Opfersinn einer großen Reihe Kölner Bürger zu danken, dann aber auch dem gleich bei der Gründung ins Leben gerufenen „Verein zur Förderung des Museums für Naturkunde", der unter der tatkräftigen Führung Lents nicht nur reiche Mittel zur Verfügung stellte, sondern auch schon zu einer Zeit, als der Gedanke der Volksbildung kaum sich regte, durch öffentliche Vorträge, die in liberaler Weise allen und besonders der Jugend zugänglich gemacht wurden, das Interesse für die Naturwissenschaften bis auf den heutigen Tag eifrigst pflegte und förderte.

Die Kölner Bürgerschaft dankte für die Arbeiten am Ausbau der Sammlungen durch reichen Besuch; die im Vorkriegsjahr erreichte Höchstzahl von über 68000 Besuchern wird bald wieder eingeholt sein.

Den Hauptteil nehmen die zoologischen Sammlungen ein. Neben einer systematischen Aufstellung der Tiere wurde besonders Gewicht gelegt auf die Schaffung größerer oder kleinerer Gruppen, die von dem Kölner Präparator H. Sander hergestellt wurden. Sie

geben in anschaulicher Weise Stücke aus dem Leben der einheimischen Tiere oder führen Unterschiede des Winter- und Sommerkleides und andere biologische Erscheinungen vor Augen. Im unteren Geschoß nimmt die Rheinseite die Sammlung deutscher Vögel ein, auf der rechten befinden sich die übrigen Wirbeltiere (außer den Fischen) und die wertvolle Wißmannsche Sammlung von Geweihen und Gehörnen, die namentlich dem Kenner auserlesene Stücke bietet. Im Vorsaal sieht man auch eine Anzahl Gruppen aus dem Leben unserer Insekten, einen Lesetisch mit naturwissenschaftlichen Zeitschriften, zwei Tische mit Mikroskopen, eine Stereoskopanlage und anderes. — Im Obergeschoß ist außer den Fischen und Fischgruppen die Ostafrikanische Sammlung untergebracht; sie besteht aus vier großen Mittel- und 17 Seitengruppen und vermag ein anschauliches Bild von dem Tierreichtum unserer früheren Kolonie Deutsch-Ostafrika zu geben. Auch die niederen Tiere mußten hier untergebracht werden. Von Schmetterlingen ist nur eine Schausammlung von farbenprächtigen Exoten und eine solche der rheinischen Heimat ausgestellt. Die in den Schränken untergebrachten Sammlungen werden auf Wunsch gern gezeigt; namentlich die Sammlung von Kleinschmetterlingen enthält seltene und schöne Stücke. Von Käfern befindet sich dort eine systematisch geordnete Ausstellung, und auch die anderen Insektengruppen sind durch kleinere Schausammlungen vertreten. Dazwischen finden sich Gruppen aus dem Leben der Insekten und andere Biologien, Zusammenstellungen von Schädlingen und Nützlingen und Anderes; zwei große Gruppen, die die Nachahmung der Umgebung durch einheimische und ausländische Insekten darstellen, und eine Anzahl von anatomischen Modellen mußten im Vorsaal unten aufgestellt werden. Was die übrige niedere Tierwelt angeht, so sind Vertreter aus allen Klassen in den Schränken ausgestellt; namentlich sei auch in der Sammlung von Meerestieren aus dem Golf von Neapel auf die hübschen Glasmodelle hingewiesen.

Die Botanische Abteilung ist erst in der Anlage begriffen und kann wegen Platzmangels vorerst kaum ausgebaut werden. Trockene und feuchte Präparate aller Art führen morphologische Erscheinungen aus dem Leben der Pflanzen vor Augen; weiter finden sich hübsche und lehrreiche Modelle von Blüten und Früchten, von Pilzen und Bakterien.

Die Mineralogische Abteilung enthält zunächst eine nach Tschermak geordnete systematische Sammlung, die eine lange Reihe von Schautischen einnimmt. Ein Schrank mit Kristallen und Kristallmodellen dient ihr zur Ergänzung. Schöne Erzstufen, namentlich aus Rheinland und Westfalen, darunter solche, die noch aus der alten Wallraf'schen Sammlung stammen und aus heute längst stillgelegten Gruben herrühren, füllen weitere Vitrinen und Schauschränke, von denen einer auch rohe und geschliffene Halbedel- und Edelsteine enthält.

Auch die geologisch-paläontologische Abteilung beginnt mit

einer systematischen Schausammlung, die die Versteinerungen von den ältesten Schichten bis ins Diluvium zeigt. Sie wird durch Modelle, Karten und Bilder ergänzt. Eine geologische Lehrsammlung führt die Wirkungen der verschiedenen Kräfte vor Augen, die bei der Bildung der Erdkruste tätig waren und noch heute an ihr arbeiten.

Ueberall ist nach Möglichkeit dafür gesorgt, daß durch kurze schriftliche Erklärungen, durch Bilder und Skizzen, durch Modelle und Nachbildungen aller Art ein Verständnis auch bei solchen Besuchern möglich ist, die den naturwissenschaftlichen Gegenständen noch fremd gegenüberstehen, und besondere Rücksicht ist dabei auf die Schüler und Schülerinnen genommen, die in Begleitung ihrer Lehrer, aus Köln oder von auswärts kommend, das Museum für Naturkunde fleißig besuchen und bei diesen Besuchen jede mögliche Förderung erhalten.

Neben der Pflege dieser Schausammlung, die vor allem der Belehrung und dem Unterrichte dient, geht die stillere wissenschaftliche Arbeit, die namentlich der Heimatkunde gewidmet ist. Ein naturkundlicher Führer durch die nähere und weitere Umgebung Kölns ist in Vorbereitung. In einer Kartensammlung, die ständig erweitert wird, werden die naturwissenschaftlichen Funde und Beobachtungen aus der engeren Heimat schriftlich festgelegt und fortlaufend gesammelt, und auch die öffentlichen Vorträge, die im Winter an den Sonntagsvormittagen stattfinden, sowie die monatlichen Führungen dienen der Pflege der Heimatkunde. Eine gute Handbibliothek steht zur Benutzung auch den Bürgern der Stadt zur Verfügung.

So ist das Museum für Naturkunde vor allem eine Volksbildungsstätte, die in immer steigendem Maße von der Bevölkerung ausgenutzt wird. Einheimische und auswärtige Schulen aller Art besuchen sie unter Führung ihrer Lehrer, andere benützen die dort ausgestellten Tiere und Gruppen als Vorlagen zum Zeichnen und Modellieren, und Sonntags und Mittwochs, an den Tagen freien Eintritts, führen Väter und Mütter ihre Kinder dorthin. Die Sammlungen können und sollen keinen vollwertigen Ersatz bieten für das, was draußen die Natur an lebenden Tieren und Pflanzen gewährt; sie sollen die Großstadtbevölkerung in erster Linie hinweisen auf das, was draußen zu sehen und zu beobachten ist, und namentlich die Jugend lehren, ihre Augen und die übrigen Sinne zu gebrauchen, wenn sie durch Feld und Flur wandert. Das Leben bietet dem, der es zu beobachten versteht, eine so große Menge tiefer Reize, daß die Beschäftigung mit seinen Vorgängen und Erscheinungen mehr als jede andere dem durch die Tagesarbeit und durch die Last der Wochen niedergedrückten Großstädter eine Quelle der Erholung und Befriedigung werden kann. Auch für das, was unser schöner Zoologische Garten und die so sehenswerten Anpflanzungen des ihm benachbarten Botanischen Gartens bieten, sollen die Sammlungen des Museums für Naturkunde keinen Ersatz, sondern nur eine Ergänzung gewähren. Dort

sieht man die Tiere und Pflanzen als lebende Wesen; aber im Stapelhaus findet man dafür viele Einzelheiten des Lebens, sowie die wichtigsten geologischen Tatsachen in ihrer Eigenheit, in ihrem Zusammenhang mit den übrigen Naturerscheinungen erklärt und in ihrer Entwicklung erläutert, und die Führungen, die am jeden ersten Montag im Monat (3 Uhr) stattfinden, sowie die öffentlichen Vorträge, die im Winter Sonntags (11¼ Uhr) durchschnittlich alle vierzehn Tage bei freiem Eintritt gehalten werden, bewegen sich in dem Rahmen des Ganzen, indem sie den Erklärungen und Beschreibungen, die überall an den Gegenständen und Gruppen angebracht sind, das belehrende und belebende Wort hinzufügen.

Digitized by Google

DAS RAUTENSTRAUCH-JOEST-MUSEUM
(STÄDTISCHES MUSEUM FÜR VÖLKERKUNDE)
VON DIREKTOR PROF. DR. FOY

Wenige Städte gibt es, die völkerkundliche Sammlungen ihr eigen nennen; noch weniger, die sich des Besitzes eines groß angelegten Museums für Völkerkunde erfreuen. Köln verdankt sein Rautenstrauch-Joest-Museum mehreren grundlegenden Stiftungen einer für fremde Erdteile interessierten Bürgerfamilie. Es ist eine noch verhältnismäßig junge Schöpfung, erst 1899 begründet, aber rasch emporgeblüht und 1906 in einem Neubau eröffnet, der samt den Einrichtungen einen anerkannten Markstein in der Entwicklung des Museumswesens darstellt (siehe besonders die Wiedergabe eines Ausstellungssaales auf der letzten Bildertafel). Heute kann das Museum mit seinen mehr als 34000, meist ausgesuchten Gegenständen, mit seiner als wichtige Ergänzung hinzutretenden, etwa 15000 Blatt enthaltenden, wohl einzigartigen Photographiesammlung, mit seiner sorgfältig ausgewählten Fachbibliothek von etwa 6000 Bänden oder Broschüren als Zentrale für völkerkundliche Belehrung und Forschung im Rheinlande gelten.

Dem Begriff der Völkerkunde (Ethnologie) enstprechend, wie er historisch geworden ist, erstrecken sich die Sammlungen auf die Kulturerzeugnisse der außereuropäischen Völker alter und neuer Zeit mit Ausnahme der altorientalischen. Doch wird sich wegen des nahen kulturgeschichtlichen Bezugs des alten Aegyptens und Vorderasiens zu den eigentlich völkerkundlichen Gebieten wohl noch die Angliederung einer altorientalischen Abteilung ergeben. Alles rein anthropologische Material ist ausgeschlossen. Unter „Kultur" werden alle Aeußerungen des menschlichen Geistes verstanden, vom unscheinbarsten, kaum bearbeiteten Gerät bis zur höchsten Kunstleistung, und es muß das Ziel jedes völkerkundlichen Museums sein, von den Erzeugnissen der einzelnen Völker möglichst geschlossene Bilder zu bieten, wenn es auch nicht überall und oft nur ganz allmählich gelingt, die entsprechenden Sammlungen zusammenzubringen.

Der Schwerpunkt der Kölner Sammlungen liegt auf ozeanischem Gebiet. Das Festland Australien mit seiner besonders altertümlichen Kultur ist in keinem andern europäischen Museum ähnlich umfassend vertreten. Auch die von Südasien aus ostwärts bis in die Nähe von Südamerika sich erstreckende Inselwelt, die man in Indonesien (oder Malayischen Archipel), Mikronesien, Polynesien und Melanesien einteilt, wird in fast allen ihren Kulturprovinzen durch ausgezeichnete, teilweise nirgends ähnlich zu findende Sammlungen veranschaulicht, und dabei ist die Zahl der Kulturprovinzen infolge des geographisch stark zerstückelten Charakters des Gebiets außerordentlich groß; selbst von dem zentralen und östlichen

Digitized by Google

Gruppe aus dem Museum für Naturkunde

Digitized by Google

Rautenstrauch-Joest-Museum
Saal mit den Sammlungen vom Bismarck-Archipel

Digitized by Google

Polynesien, dessen alte bedeutsame einheimische Kultur schon länger durch die europäische Kolonisation mehr oder weniger vernichtet ist, hat das Museum eine große Reihe wertvoller Einzelstücke (namentlich Waffen und Zeremonialgerät mit Kerbschnittornamentik) erwerben können. Nächst der ozeanischen Abteilung hat sich die afrikanische durch allerlei Erwerbungen der letzten Zeit derartig entwickelt, daß sie einen recht guten Ueberblick über die verschiedenartige Kultur des schwarzen Erdteils zu geben vermag und darin nur von den größten Museen übertroffen wird. Die amerikanischen und asiatischen Sammlungen bedürfen noch am meisten des Ausbaus, sind aber in einzelnen Teilen und Nummern hervorragend. Auf ostasiatischem Gebiete wird das Museum durch das Schwesterinstitut für ostasiatische Kunst ergänzt. — Regelmäßige phonographische Vorführungen, wie sie erstmalig im Rautenstrauch-Joest-Museum eingerichtet wurden und noch einzigartig dastehen, dienen zur Veranschaulichung außereuropäischer, insbesondere primitiver Musik.

Fremde Kulturwelten sind es, in die das völkerkundliche Museum einführt, und so beruht sein Wert für die allgemeine Bildung darauf, daß es den Blick über die, wenn auch reich, so doch immerhin einseitig entwickelten Verhältnisse der europäischen Kultur hinauslenkt, eine Ueberschätzung derselben verhindert und im Gegenteil zeigt, wie mannigfaltige und dabei durchaus nicht rückständige Kulturgestaltungen sonst noch möglich sind. Solche Weite des Blicks, wie sie durch kein anderes Museum in auch nur ähnlicher Weise vermittelt wird, ist für ein gesundes Kulturleben der modernen Menschheit unerläßlich; und da uns Deutsche durch Verlust der Kolonien, durch weitgehende Absperrung vom Ausland enge Schranken gezogen sind, erfüllt das völkerkundliche Museum auch hohe nationale Aufgaben. Im einzelnen stellt es eine Fülle des Bemerkenswerten zur Schau, vor allem auf technischem und künstlerischem oder kunstgewerblichem Gebiet, das auf unsere Kultur anregend wirken kann und teilweise auch schon gewirkt hat.

Aber neben dieser allgemeinen hat das völkerkundliche Museum noch eine besondere, eine kulturgeschichtliche Aufgabe: nämlich die außereuropäische Kulturgeschichte von den primitivsten bis zu den höchsten Völkern aufzuhellen und damit erst die europäische und altorientalische Kulturgeschichte zu einer wahren Universalgeschichte zu erweitern. Nicht bloß wie die außereuropäischen Kulturen sind, sondern wie sie geworden sind und in welchem geschichtlichen Zusammenhange sie etwa mit der europäischen Kultur stehen, ist die sich aufdrängende Frage. Eine neue Richtung in der Völkerkunde hat den großen Zusammenhang in der Weltgeschichte aufgedeckt und gezeigt, wie sich auch außerhalb Europas die verschiedensten Kulturschichten und Kulturkreise überlagert und vermischt haben, wie sich die ältesten nur in entlegeneren Gebieten stärker erhalten haben und wie auch die asiatischen

gitized by Google

Hochkulturen auf solchen alten Schichten aufbauen, deren Reste in ihnen bewahrt sind.

Dasjenige Gebiet, auf dem solche Kulturschichtung am ehesten festgestellt werden kann, weil sich dort dank der starken geographischen Gliederung die einzelnen Kulturschichten schärfer voneinander abheben, ist Ozeanien. Ausgedehnte ozeanische Sammlungen, wie sie das Kölner Museum besitzt, haben daher ihren besonderen Wert. Von Tasmanien angefangen über Australien, die Südsee-Inseln und den Malayischen Archipel bis nach Südasien hinein zieht sich ein kulturgeschichtlich eng zusammenhängendes Gebiet, wo sich Schicht auf Schicht lagert, so zwar, daß die ältesten in Tasmanien und Australien vorherrschen, die jüngsten nicht über den Malayischen Archipel hinausgehen, damit deutlich die Herkunft aus Asien verratend. Die ausgestorbene tasmanische Kultur verfügte nur über roh zugeschlagene Steingeräte ohne Schäftung, als Waffen dienten aufgelesene Steine, einfache Speere, Wurf- und Schlagstöcke, jede künstlerische Aeußerung scheint zu fehlen. In Australien tritt uns eine schon wesentlich reicher entwickelte Kultur entgegen, als typische Waffen stechen der Bumerang, das Wurfbrett zum Schleudern von Speeren und der schmale Parierschild hervor, es zeigen sich Anfänge geschliffener Steingeräte, Umrißzeichnung und Ornamentik in verschiedenen Formen begegnet, aber Plastik und Musikinstrumente sind noch sehr wenig entwickelt und zumeist vereinzelt. In beiden Gebieten herrscht noch durchaus aneignende Wirtschaft, die Völker leben von der Jagd, dem Fischfang und dem, was sonst die Natur freiwillig an Pflanzen und Getier bietet. Betreten wir Melanesien, so haben wir es fast durchgängig mit Bodenbauern zu tun, die in Gärten mit Grabstock und Hacke Knollengewächse ziehen, die in der meist vollentwickelten Periode des geschliffenen Steinbeils leben, eine in Ahnenfiguren, in Masken und an Geräten reich ausgebildete Plastik und neben Signal- und Tanztrommeln eine größere Anzahl von Blasinstrumenten besitzen, während von Saiteninstrumenten sich nur erst der sogenannte Musikbogen findet. Aus den Australien gegenüber neuen Techniken ist vor allem die Töpferei in zwei verschiedenen Formen hervorzuheben. Unter den Waffen verschwinden die australischen mehr oder weniger ganz, an Stelle des Parierschildes tritt der Breitschild, in bestimmten Gebieten herrscht Pfeil und Bogen vor. Polynesien ist durch Fehlen des Schildes und das völlige Zurücktreten von Masken, Bogen und Pfeil, durch Verwendung der Steinschleuder, durch eine besondere Ausbildung der Rindenstoffkleidung mit Matrizenbedruckung, durch schöne Politur seiner Holzgeräte und feine Kerbschnittornamentik ausgezeichnet; ein Bezug zur alten asiatischen Hochkultur (z. B. in der Stufenpyramide) macht sich bemerkbar, wodurch ebenso, wie durch die Sprache und durch das von Madagaskar und Ceylon bis nach Ostpolynesien verbreitete Auslegerboot, die südostasiatische Herkunft der polynesischen Völker

erwiesen wird. Mikronesien stimmt in vieler Hinsicht mit Polynesien überein, kennt aber keinen Rindenstoff, keine Politur und keinen Kerbschnitt und erhält in seiner Westhälfte durch eine mit aufrollbarem Webstuhl arbeitende Pflanzenfaserweberei und durch stärkeres Hervortreten des Schildpattschmuckes einen besonderen Typus. Erst mit Indonesien kommen wir zu Völkern, die in der Metallzeit und zwar in der Eisenzeit leben, neben der Eisentechnik aber auch den Gelbguß pflegen. Reich entwickelt ist die Korbflechterei; an Waffen herrschen Lanze, Schwert und Schild, in weiten Gebieten begegnen wir der Baumwollweberei. Im übrigen schließt sich der Osten Indonesiens stark an Melanesien an, während der Westen und Norden durch das Vorwiegen einer neuen Kulturschicht charakterisiert ist, zu der als Waffe z. B. das Blasrohr gehört. Von Asien her haben dann zuletzt noch die dort entstandenen Hochkulturen eingewirkt, zunächst die ostasiatische auf der einen, die altindische auf der anderen Seite, von denen die letztere später durch die islamische Kultur wesentlich zurückgedrängt worden ist. Auf Malakka; Sumatra, Java, in Süd-Celebes, auf den Philippinen und an den meisten Küsten der übrigen Inseln ist eine malayische Hochkultur mehr oder weniger stark verbreitet, die sich aus Elementen der jüngsten Schichten in verschieden weitgehender Vermengung mit älteren zusammensetzt.

In den übrigen Erdteilen wiederholt sich nicht etwa einfach der in Ozeanien feststellbare Kulturaufbau, sondern es finden sich dort neben solchen Schichten, die zu ozeanischen nahe Beziehungen haben, auch andre, die ihr fremd sind. So stoßen wir überall auf ein neues Bild. Von Amerika ist es namentlich der Südkontinent, auf dem uns die melanesische Kultur in den Hauptzügen wieder begegnet; stärkere Reste dieser Kultur bei den Pueblostämmen Nordamerikas und bei den Nordwestamerikanern deuten den Weg an, auf dem sie aus Asien gekommen ist. Der Nordkontinent wird dagegen durch mehrere neuartige, von Nordasien ausgehende arktische Wellen charakterisiert, deren ältere einen Ausläufer bis nach Feuerland hinunter ausgesandt haben; für die jüngeren ist z. B. die vollständige Fell- oder Lederkleidung typisch. Entscheidend für die amerikanische Kulturentwicklung ist es aber gewesen, daß die alte Hochkultur Asiens von dort herübergegriffen hat und aus ihrer Vermischung mit den vorhandenen älteren Kulturschichten jene altamerikanischen Kulturen Mittel- und Südamerikas hervorgegangen sind, die die Bewunderung der Entdecker erregten. Mit den letztgenannten Kulturbeziehungen zu Asien ist das Kupfer und teilweise (in Peru) auch die Bronze, wie Silber und Gold, erstmalig nach Amerika gelangt, das vordem, wie die Südsee, in der reinen Steinzeit lebte. — Um Afrika schlingt eine stark entwickelte Eisentechnik das einigende Band, und nur prähistorische Funde weisen auch hier auf eine alte Steinzeit hin. Daß die Eisentechnik der Neger nicht einheimischen Ursprungs ist, ergibt sich aus ihrem Hauptgerät, dem Gebläse, das, abgesehen von der

jüngeren indisch-arabischen Balgform (an der Ostküste), in zwei Typen vorliegt, die beide nach Südostasien weisen; dort haben auch andere afrikanische Kulturformen (z. B. die Marimba, die afrikanische Holzharmonika) ihre nächsten Verwandten. Im übrigen zeigt Afrika mehr noch als Amerika Beziehungen zu den alten Kulturschichten der Südsee, insbesondere treffen wir im Kongobecken und an der Guineaküste fast alle Elemente der bodenbauenden melanesischen Kultur und daneben den mikronesischen Pflanzenfaserwebstuhl wieder. Augenscheinlich ist Südasien der gemeinsame Ausgangspunkt für die verwandten Kulturen gewesen. Ausgezeichnet vor Ozeanien und Amerika ist aber Afrika durch einen in weiten Gebieten herrschenden Hirtennomadismus, dessen Träger und Verbreiter hamitische Völker gewesen sind und der über die Semiten Vorderasiens mit dem Lande seiner Ausbildung, Mittelasien, in Zusammenhang steht. Derselben Zone, die Nord-, Ost- und Südafrika umfaßt, gehört auch die Fell- und Lederkleidung an. Nordafrika hat seiner Lage entsprechend mannigfache Beziehungen zu den alten Kulturen Vorderasiens und ist in jüngerer Zeit außerdem, wie die Ostküste, stark von der islamischen Kultur beeinflußt. — Bei allen drei Erdteilen, Ozeanien, Amerika und Afrika, sind wir immer wieder auf Asien als Heimat ihrer Kulturen gestoßen. Doch ist in Asien selbst von den älteren Schichten infolge jüngerer Kulturentwicklung nicht mehr viel erhalten. Der asiatische Kontinent zerfällt in drei Kulturzonen. Die südliche, die Vorderasien, Süd- und Ostasien umfaßt, zeigt noch viele australische und melanesische Kulturformen, die auch der altorientalischen Hochkultur (mit Pflugbau) und ihren Abzweigungen in Indien und China zu Grunde liegen. Mittelasien ist die Heimat der Hirtennomaden, von denen sich nicht nur Hamiten und Semiten, sondern auch die Indogermanen abgezweigt haben. Nordasien und das angrenzende Osteuropa haben zwar wiederholt unter starkem Einfluß der mittelasiatischen Kultur gestanden, wie z. B. die Renntierzucht beweist, sind aber im übrigen durch eine Menge eigenartiger, teilweise jedoch bis zu den Eskimos reichender Kulturzüge charakterisiert, von denen die Pelzkleidung, der vom Renntier oder Hund gezogene Schlitten und die starke Verwendung der Selbstschüsse bei der Jagd genannt seien.

Das alles sind natürlich nur Andeutungen, bei denen es auf die feinere Herausarbeitung der Kulturschichten nicht ankommen konnte, sondern allein darauf, die mannigfache, kulturgeschichtlich faßbare Gliederung des völkerkundlichen Materials in den Museen und seinen kulturgeschichtlichen Wert aufzuzeigen. Es ist klar, daß eine so aufgefaßte Völkerkunde auch für die europäische Kulturgeschichte von unschätzbarem Wert ist; insofern sie die ältesten Kulturformen und Kulturschichten der Menschheit, die in Europa nur bruchstückweise und in starker Umbildung bewahrt sind, deutlich herausstellt, dient sie nicht nur zur Aufhellung rätselhafter europäischer Kulturerscheinungen und zur

Ergänzung der prähistorischen Funde, sondern ermöglicht auch erst den kulturgeschichtlichen Zusammenschluß des prähistorischen, des altertumskundlichen und des als Ueberbleibsel aus früheren Kulturperioden aufzufassenden volkskundlichen Materials auf Grund und nach Art der außereuropäischen Kulturschichten. Erst so gewinnen wir eine umfassende Kulturgeschichte des alten Europa, auf der wiederum erst die neuere europäische Kulturentwicklung sich wohl fundiert aufbauen läßt. In der Tat findet sich noch heute in Europa eine Fülle von Gerät, das seine Parallelen bei den primitiven Völkern außerhalb Europas hat, und es ist daher im Rautenstrauch-Joest-Museum begonnen worden, derartiges meist volkstümliches Kulturgut Europas zu sammeln und so den Zusammenhang des alten Europa mit dem völkerkundlichen Gebiet zur Anschauung zu bringen. — Aber nicht nur die europäische und altorientalische Kulturgeschichte schöpft aus dem völkerkundlichen Material Einzelbelehrungen und Leitgedanken, auch für die verschiedenen Sachzweige der allgemeinen Kulturgeschichte (Kunstgeschichte, Musikgeschichte, Religionsgeschichte, Wirtschaftsgeschichte usw.) bildet es die Grundlage, weil sich die älteren Formen der einzelnen Kulturelemente bei den primitiven Völkern außerhalb Europas am reichsten und vollständigsten erhalten haben. Und auch hier wiederum ist die kulturgeschichtliche Durcharbeitung des völkerkundlichen Materials von ausschlaggebendem Wert, da sie uns erst über die wirkliche, nicht subjektive Aufeinanderfolge der alten Formen oder ihr sonstiges Verhältnis zueinander befriedigenden Aufschluß gibt.

Die im Vorangehenden skizzierte kulturgeschichtliche Aufgabe der Völkerkunde vor allen andern Museen erkannt und, wie kein zweites, zielbewußt gepflegt zu haben ist ein Ruhmestitel des Rautenstrauch-Joest-Museums, das sich dadurch eine führende Stellung innerhalb der gesamten Völkerkunde errungen hat. Diese besondere Richtung des Museums kommt schon bei der Aufstellung der Sammlungen in der Gesamtanordnung und der sauberen Herausschälung der einzelnen Kulturprovinzen zum Ausdruck und ist auch bei der Erwerbung ganzer Sammlungen und einzelner Gegenstände von Einfluß gewesen, indem systematisch auf die Veranschaulichung der verschiedenen Kulturprovinzen, zunächst Ozeaniens und dann auch der übrigen Erdteile, hingearbeitet wurde.

Nicht mit Kuriositäten, sondern mit wertvollen Bausteinen einer universalen Kulturgeschichte haben wir es also im Museum für Völkerkunde zu tun.

*

Digitized by Google

DAS MUSEUM FÜR VOLKSHYGIENE

VON DIREKTOR PROF. DR. CZAPLEWSKI

Seit April 1914 ist das Museum für Volkshygiene der Stadt Köln in der renovierten alten Daukirche eröffnet. Seine ersten Anfänge gehen aber viel weiter zurück. Es sei daran erinnert, daß überhaupt das erste Deutsche Hygiene-Museum aus den Resten der Großen Berliner Hygiene-Ausstellung 1882/83 hervorgegangen, von Robert Koch begründet und dem Berliner Hygienischen Institut angegliedert wurde. Die hygienischen Institute verschiedener Universitäten hatten nur für ihre eigenen Lehrzwecke kleine Sammlungen.

Die erste Idee zu einem Hygiene-Museum für die Stadt Köln brachte ich von dem Besuch der Weltausstellung Paris 1900 mit heim. Auf dieser gewaltigen Weltschau des Wissens und Könnens hatte die Stadt Paris ihre historischen Erinnerungen und hygienischen Einrichtungen in einem eigenen Gebäude in Plänen, Tabellen, Modellen usw. in übersichtlicher und imponierender Weise zusammengestellt. Damals wurde von mir vorgeschlagen, in einer Art Hygiene-Museum die mustergültigen hygienischen Einrichtungen der Stadt Köln in ähnlicher Art zusammenzufassen und durch Sammlungen anderer hygienischer Objekte zu ergänzen. Der Vorschlag erschien geradezu notwendig, als ich durch die Fortbildungskurse für Aerzte, namentlich seit der Begründung der Akademie für praktische Medizin als Dozent für Hygiene und Bakteriologie, sowie für Desinfektoren-, Schwestern- und Missionarkurse gezwungen wurde, zu Unterrichtszwecken das notwendige Demonstrationsmaterial zu sammeln. Dieses Anschauungsmaterial wuchs unter den Händen. Die Räume waren aber zu beschränkt. Endlich gelang es, die durch Auszug des Handelsmuseums freiwerdende Severinstorburg zu erhalten. Inzwischen war der Boden für diese Museumsidee durch viele Wanderausstellungen, Fachausstellungen, die Dresdner Städteausstellung usw. bei weitem günstiger geworden. Aber noch fehlten für die Weiterentwicklung jegliche Mittel. Durch die Begründung des Museums im Jahre 1911, und der zu seiner Unterstützung gebildeten, unter dem Vorsitz von Friedrich Grüneberg stehenden Vereins zur Förderung des Museums wurden auch diese gewonnen. Insbesondere aber ist es die hochherzige Stiftung eines im Ausland lebenden geborenen Kölners, der ungenannt zu bleiben wünschte, gewesen, die es ermöglichte, die wichtigsten Gruppen in verhältnismäßig kurzer Zeit zusammenzubringen und damit ein Museumsmaterial zu erwerben, das später überhaupt nicht mehr zu haben war.

In Rücksicht auf den belehrenden und erziehlichen Zweck des Museums wurde von mir absichtlich für die Neuschöpfung nicht der Name Hygiene-Museum, sondern „Museum für Volkshygiene“ vorgeschlagen.

Den Grundstock bilden 3 Abteilungen, welche sonst als Wanderausstellungen gezeigt zu werden pflegen, nämlich Bekämpfung der Tuberkulose, der Geschlechtskrankheiten und des Alkoholismus. Diese wurden soweit fertiggestellt, daß sie das in den Wanderausstellungen Gezeigte erreichten oder noch übertrafen. Die Dresdner Hygiene-Ausstellung 1911 hat uns insofern unzweifelhaft genützt, als sie uns manche sehr schätzenswerte Anregungen brachte und den Sinn für hygienische Sammlungen mehr geweckt hat, aber sie hat durch ihre Vollkommenheit — an ihr hatten die Gelehrten der ganzen civilisierten Welt mitgearbeitet — leider auch die Kritik sehr verschärft. Immerhin sollte versucht werden, auch mit unendlich viel bescheideneren Mitteln und geringen Hilfskräften ein auch den Ansprüchen der Wissenschaft entsprechendes Ganze zu schaffen. Da sich der Raum in der Severinstorburg aber infolge des sprungweisen Anwachsens der Sammlungen sehr schnell als zu klein erwies, wurde dem Museum bereits 1913 das Obergeschoß der Daukirche überwiesen. Nachdem diese alte Kirche, die seit der Napoleonischen Zeit als Fouragemagazin benützt und ziemlich verfallen war, in geschmackvoller Weise neu ausgebaut worden war, konnte am 25. April 1914 die feierliche Eröffnung des Museums für Volkshygiene stattfinden. Ein großer Teil der Sammlungen mußte jedoch in der Severinstorburg zurückbleiben. Diese schied aber von vornherein für eine Oeffnung für das Publikum aus, weil die Räume zu eng und überfüllt waren und eine Beaufsichtigung beim Fehlen sicherer Ausstellungsschränke und -Kästen ein Ding der Unmöglichkeit war. Für die Aufstellung der Sammlungen in der renovierten Daukirche blieb auch nur ein großer Saal und ein abgeteilter Nebenraum übrig. Infolge des beschränkten Raumes konnte in diesen Räumen daher auch nur eine beschränkte Auswahl von Gegenständen ausgestellt werden. Es wurden die 3 Hauptgruppen, Bekämpfung der Tuberkulose, Bekämpfung des Alkoholismus und Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten, möglichst lückenlos zur Darstellung gebracht, ferner Körperbau, Körperverkrümmungen, Zahnhygiene, Säuglingspflege, Kinderkrankheiten, dazu Teilgruppen und Proben aus dem Gebiete der ansteckenden Krankheiten (Cholera, Pocken, Pest, Rotz, Milzbrand, Eiterbakterien usw.).

Das Museum ist, wie erwähnt, in dem Obergeschoß der Daukirche untergebracht. Zur Verfügung steht außer den Nebenräumen ein Hauptsaal (Langschiff mit Querschiff der Kirche) und ein kleiner, etwas tiefer liegender hinterer Nebenraum, dazu ein Vortragssaal, der etwa 100 Personen faßt und für Lichtbildprojektion mit Verdunkelung eingerichtet ist. Die Severinstorburg enthält 3 große Säle übereinander mit Umgängen. Bemerkenswert ist in ihr die wunderschöne geschnitzte alte Wendeltreppe.

Der Hauptsaal des Museums im Dau erfreut durch seine harmonische Formengebung und durch seine prächtige Kuppel über dem Querschiff. Die edlen Formen mit ihren Bogen werden des Abends

durch die nach meinen Angaben*) angelegte direkte hohe Starklichtbeleuchtung (7 Nitra-Lampen von je 400 Kerzen mit Reflektoren in 7 Meter Höhe, eine Nitra-Lampe von 1000 N-Kerzen in der Kuppel in 12 Meter Höhe) in wirkungsvoller Weise gehoben. Diese Beleuchtung wirkt durch das von Decke und Wänden reflektierte Licht so vollkommen, daß störende Schlagschatten fast vollkommen fehlen und an allen Stellen auch abends Beschriftung vorzüglich gelesen werden kann. Der Raum selbst aber erscheint hoch und hell, lichtdurchflutet, und dies bewirkt ohne weiteres eine gehobene festliche Stimmung.

Erwähnenswert ist die Aufstellung der Abteiluug für Geschlechtskrankheiten. Diese ist, abweichend von dem Vorgehen der bisherigen Wanderausstellungen und der Hygiene-Ausstellung Dresden 1911, in 3 Abteilungen getrennt. Die erste enthält alle solche Erkrankungen an den drei sogen. Geschlechtskrankheiten, welche nicht durch Geschlechtsverkehr übertragen sind. Die beiden anderen Abteilungen, eine weibliche und eine männliche, sind gesondert in dem erwähnten hintern Nebenraum untergebracht. Wer sie nicht sehen will, braucht sie nicht zu sehen. Im allgemeinen sollen Männer und Frauen diese Abteilungen nicht gleichzeitig besehen. Der Zutritt ist nur erwachsenen Personen über 16 Jahre gestattet. Dieses Verfahren hat sich sehr bewährt, hat auch bei der Geistlichkeit volle Billigung gefunden und wurde auch auf dem Bevölkerungspolitischen Kongress dieses Jahres in Köln von Prof. Dr. Mukermann als vorbildlich gegenüber andern Vorführungen, welche Anstoß erregt hatten, hervorgehoben.

Während das Museum 1914 10947 Besucher hatte, ging die Zahl der Besucher 1915 auf 7534 zurück und erreichte 1916 mit 5999 ihren tiefsten Stand, um sich dann langsam wieder zu heben: 1917 = 6709, 1918 = 7032, 1919 = 11678. Damit war etwas mehr als der Stand des letzten Friedensjahres erreicht: 11678 gegen 10947. Das Jahr 1920 brachte aber einen ganz gewaltigen Aufschwung, nämlich 21042, also ungefähr eine Verdoppelung gegenüber 1914 mit 10947 und 1919 mit 11678, ein Zeichen für das zunehmende Interesse der Bevölkerung für das Museum. Im Anfang der Besetzung wurde das Museum auch von der britischen Besatzung z. T. sehr rege besucht. So fanden britischerseits regelmäßig Führungen der britischen Mannschaften statt. Dies hat fast ganz aufgehört. Die Zahl der Besucher betrug bis 1. April 1921:

	1920/21	1914—1920
a) während der Besuchsstunden	21042	70941
b) bei Vorträgen im Museum	2178	18809
c) bei Vorträgen außerhalb	1900	4480
d) bei Vorträgen über Geschlechtskrankheiten	472	13660
	25592	107890

*) Vgl. Czaplewski: Ueber hohe direkte künstliche Beleuchtung, in: Festschrift zur Feier des zehnjährigen Bestehens der Akademie f. prakt. Med. in Köln. (Bonn A. Marcus u. E. Weber 1915 S. 108—121.)

by Google

Außer von mir werden Führungen durch das Museum fortlaufend auch von anderen Herren und Damen, insbesondere Aerzten, beamteten Aerzten, Lehrern und Lehrerinnen, Geistlichen usw. veranstaltet. Außerdem suchte das Museum durch aufklärende Vorträge zu wirken. Bereits im Winter 1914—15 wurde von mir eine Reihe von Vorträgen im Museum über „Ansteckende Krankheiten" begonnen, weitergeführt und später wiederholt. Während des Krieges und danach habe ich alle ansteckenden Krankheiten und ihre Bekämpfung und die gesamte Hygiene, mit Ausnahme der sozialen und der Gewerbehygiene, in Vorträgen und Vorlesungen mit Lichtbildern teils im Museum selbst, teils in der Handelshochschule bezw. Universität behandelt. Verschiedentlich wurden große öffentliche Vorträge des Museums vom Museumsverein z. B. im Gürzenich veranstaltet. Insbesondere aber habe ich eine sehr große Zahl von Vorträgen über die Geschlechtskrankheiten und ihre Gefahren gehalten, namentlich für Soldaten. Gerade diese Vorträge erfreuten sich eines besonders starken Besuches. Von Soldaten haben über 10000 Mann daran teilgenommen.

Wegen der sich häufenden Schwierigkeiten mußten immer mehr Vorträge im Museum selbst eingestellt werden. Dafür wurden die öffentlichen Vorträge, namentlich die allgemeinen öffentlichen Vorlesungen in der Universität ausgebaut. Das ist aber für das Museum insofern nicht gleichwertig, als die Zuhörer so nicht gezwungen sind, das Museum selbst aufzusuchen. Verschiedene Vorlesungen habe ich auch im Museum selbst gehalten, das der Universität zur Verfügung gestellt ist. Seine Sammlungen werden von Universitätslehrern anderer Universitäten anerkannt und bewundert; für die Kölner Universität können sie noch nutzbarer gemacht werden als bisher.

Mit den dem Museum zur Verfügung stehenden geringen Mitteln konnten natürlich keine größeren Anschaffungen bewirkt werden. Während des Krieges sollten dieselben überhaupt unterbleiben. So habe ich dann diese Mittel benutzt, um mit meinen Mitarbeitern eine Lichtbildsammlung für alle Gebiete der Hygiene und Bakteriologie, insbesondere Bekämpfung der ansteckenden Krankheiten, zur Unterstützung bei den Vorträgen und Vorlesungen herzustellen. Die Sammlung ist jetzt schon sehr bedeutend. Ein großer Teil der Bilder ist handgemalt, nicht coloriert. Dadurch ist ein vorzügliches Anschauungsmaterial von bleibendem Wert geschaffen, das allgemeine Anerkennung findet. Die Sammlung wird fortgesetzt und systematisch ausgebaut. Neuerwerbungen während des Krieges und nach demselben sind fast nur den Unterstützungen durch den Museumsverein und privaten Zuwendungen, sowie Ueberweisungen seitens der Stadt und der städtischen Betriebe zu verdanken. Ganz neue Gruppen, z. B. eßbare und giftige Pilze, Maul- und Klauenseuche, übertragbare Tierseuchen u. a. sind z. T. durch eigene Arbeit des Museums entstanden. Es wurde der Grundsatz verfolgt, daß sich die Bestände des Museums in der Hauptsache nur durch

Schenkungen und Ueberweisungen erweitern sollen, während der von der Stadt bewilligte Etat möglichst nur zur Aufstellung der geschenkten Objekte verwendet wurde. Der Grundsatz hat sich im allgemeinen gut bewährt. Dabei wurde von der Erwerbung und Vervollständigung mancher Gruppen zunächst abgesehen, wenn Aussicht vorhanden war, daß sich die fehlenden Stücke bei passender Gelegenheit unzweifelhaft billiger und womöglich noch besser beschaffen ließen. Bei diesen Beschaffungen hat die oben erwähnte hochherzige Spende eines auswärtigen Gönners die größten Dienste geleistet. Danach hat der Verein zur Förderung des Museums für Volkshygiene manche wertvolle Beihilfe geleistet. Seine Mittel werden außerdem zu Werbezwecken verwendet. Wenn jetzt auch manche Gruppen sozusagen bereits abgeschlossen vorhanden sind, so soll das Museum doch weiterhin ausgestaltet werden. In Zukunft wären, namentlich auch in Rücksicht auf die Bedürfnisse der Stadt und der Universität, die Gruppen Körperbau und Körperpflege, Sport, Badewesen, Hygiene der Frau und Mutter, Säuglingshygiene, Hygiene des Kindes, Schulhygiene und vor allem Gewerbehygiene, ferner allgemeine Biologie und der Kreislauf des Stoffes teils auszubauen, teils neu zubegründen. Das Museum besitzt jetzt schon über 600 zum großen Teil hervorragend schöne Wachsmoulagen, sehr viele von der kunstfertigen Hand der Schwester Hippolyta aus der Universitäts-Hautklinik des Prof. Dr. Zinßer, eine größere Zahl kostbarer großer Modelle, sehr viele Tafeln, Photographien usw.

Schon vor der Eröffnung des Museums sind Teile seiner Sammlungen auf der 80. Versammlung Deutscher Naturforscher und Ärzte, Köln, September 1908, ferner auf der Ausstellung für Krankenpflege und soziale Arbeit, Köln, 3.—12. August 1912, sowie auf den beiden Ausstellungen Alt- und Neu-Köln 1913 und 1914 gezeigt worden und haben viele Anerkennung gefunden. Während des Krieges hat dann das Museum für Volkshygiene die Ausstellung für Rheinische Wohlfahrtspflege Barmen, 1.—31. Dezember 1915 und die Kölner Ausstellung für Kriegsfürsorge und Kriegsbeschädigungsfürsorge, Köln, August — September 1916 reich beschickt.

Was dem Museum noch fehlt, sind außer weiterem Ausstellungsraum, Vortragssäle und Arbeitsräume. Es fehlt ein großer Hörsaal für ca. 500 Personen mit Kinoeinrichtung, dazu verschiedene kleinere Vortrags- und Vorbereitungsräume, da schon jetzt der Vortragsraum mitunter gleichzeitig von verschiedener Seite gewünscht und erbeten wird. Es fehlen die notwendigen Räume zur Herstellung von Museumsgegenständen, Laboratoriums- und Lehrräume für den Unterricht.

Damit ist das Museum gewissermaßen auf einem toten Punkt angelangt, von dem es ohne kräftige Hilfe, namentlich seitens der Stadt oder des Staates, nicht weiterzukommen vermag. Es könnte eingewandt werden, daß alle Kräfte anders in Anspruch genommen seien und daß man an solche Luxusausgaben gar

Google

nicht denken dürfe. Aber Ausgaben für ein Museum für Volkshygiene sind keine Luxusausgaben, sondern ein weise angelegtes Kapital, das sich gut verzinst.

„Des Menschen kostbarstes Gut ist die Gesundheit"
„Der Völker kostbarstes Gut sind die Menschen",

so mahnen uns die Sprüche an der Eingangspforte zum Museum. Das Menschenleben ist ein sich verzinsendes Kapital. Die Menschen zu erhalten, ist also Gebot der staatsmännischen Klugheit. Da nun das Menschenleben durch die Abnutzung des Körpers zeitlich begrenzt ist, bleibt das Erreichbare und Erstrebungswerte: eine Herabminderung dieser natürlichen Abnutzung, eine Verhütung aller Gesundheitsschädigungen und der zufälligen und vermeidbaren Verluste von Menschenleben, wie sie z. B. als Folgen von Unfällen und ansteckenden Krankheiten zu beklagen sind. Hier aber muß mit der Fürsorge nicht nur bei den Kindern, sondern schon bei den Säuglingen, bei der Schwangerschaft, bei der Zeugung begonnen werden. Denn in den Kindern liegt das Schicksal des Volkes.

Hier kann jedoch nur langsame, zielbewußte Arbeit zur Aufklärung, insbesondere der breiten Massen, helfen. Der Weg dazu führt über die Schule durch die Lehrer! Nichts wirkt aber besser für die Aufklärung als die Anschauung, besser und eindringlicher noch als das geschriebene und gesprochene Wort.

Für diesen Anschauungsunterricht ist aber neben den bildlichen Darbietungen bei Vorträgen und in Schriften nichts geeigneter und wirksamer als die Darstellung in Ausstellungen und namentlich in Museen. Darum ist also gerade das Museum für Volkshygiene in hohem Maße geeignet, für diese Aufklärung zur Gesundung unsres Volkes mitzuwirken.

Auch jetzt gilt noch, was in meiner ersten Denkschrift vom 6. Juli 1908 über die Begründung des Museums ausgeführt wurde: „Der Stadt wird dadurch nicht nur die Möglichkeit geboten, ihre Bürger in hygienischen Dingen, besonders im Kampfe gegen die Volkskrankheiten, aufzuklären, sondern sie erhält auch damit die Möglichkeit, in einem geschlossenen Rahmen das, was sie an hygienischen Einrichtungen geschaffen, in imponierender Weise fortdauernd vorzuführen, während jetzt die vorhandenen interessanten Pläne und Modelle in den Plankammern der einzelnen Betriebe weiteren Kreisen verschlossen sind."

Blicken wir zurück, so müssen wir dankbar anerkennen, daß in jahrelanger zäher Arbeit vieles erreicht ist, was manchem Außenstehenden schon als bemerkens- und beneidenswert erscheinen mag. Aber noch ist das eine große Ziel nicht erreicht, der einheitliche Zusammenschluß der Sammlungen in einem Hause, ihre Abrundung und volle Ausnutzung.

In der Denkschrift über die Errichtung des Museums schrieb ich weiter: „Jedes Museum läuft Gefahr in Schematismus und

in einsamer Ruhe zu erstarren. Das Museum soll aber meiner Auffassung nach nicht eine Begräbnisstätte 1. Klasse für alle möglichen Raritäten und Kostbarkeiten sein, sondern ein Fortbildungsmittel für das Volk, ein Kampfmittel, um die Aufklärung in die breiten Massen hineinzutragen." „Dazu darf es den Connex mit der lebenden Wissenschaft nicht verlieren. Es muß einen engen Kreis von Freunden und Gönnern um sich scharen, welche durch ihre Werbekraft und durch Vorträge, Führungen usw. dem Museum immer neue Freunde zuführen und seine Schätze immer weiteren Kreisen zugänglich und vor allem verständlich machen. Dies ist gerade bei einem Museum für Volkshygiene notwendig. Hier ist ein reiches Arbeitsfeld gegeben. Deshalb war die Gründung eines Vereins zur Förderung des Museums für Volkshygiene unentbehrlich. Er allein vermag auch den Sammlungen des Museums die nötige Abrundung zu geben. Ohne einen solchen Verein fehlt dem Museum das Rückgrat und der Kreis seiner Besucher bleibt zu klein, das Verständnis wird nicht in dem gewünschten Maße gefördert." Aus diesem Gesichtspunkte heraus wurde der Verein zur Förderung des Museums gegründet.

Auch der Museumsverein hat unter den Wirkungen des Krieges zu leiden gehabt. Manche der Männer, wie Geh. Rat Dr. Lent, Geh. Rat Dr. Esch-Waltrup und Geh. Rat Dr. Dormagen, die ihn mitbegründet und in ihm gearbeitet, sind dahingegangen. Ehre ihrem Andenken! Dank aber allen denen, die an dem Werk mitgeholfen! Mögen noch viele andere kommen, in ihre Reihen und in ihre Fußstapfen treten und weiter helfen, daß das Museum für Volkshygiene vollendet werde und mit aller Kraft wirke zur Gesundung unsrer Kinder und unsres ganzes Volkes, zur Größe der Stadt Köln und unsres Vaterlandes! —

*

Digitized by Google

IV. ÖFFENTLICHE MEINUNG

Digitized by Google

DIE KÖLNISCHE ZEITUNG

VON D. H. SARNETZKI

Eine Zeitungswissenschaft besteht seit kaum fünfundzwanzig Jahren; eine brauchbare Geschichte der Presse ist überhaupt noch nicht geschrieben; eine systematische Erforschung des ungeheuren geschichtlichen und kulturgeschichtlichen Stoffes, der in den Zeitungen mehrerer Jahrhunderte aufgespeichert liegt, steckt noch in den Anfängen. Langsam erschließt sich die Erkenntnis, an welchen Kulturwerten die Wissenschaft lange achtlos vorübergegangen ist, daß sie nicht einmal versucht hat, sich über das Wesen der Presse als Erscheinung unseres wirtschaftlichen Lebens klar zu werden, geschweige über die Bedeutung für die politische und kulturelle Entwicklung der Nation. Nachdem nun aber diese Entwicklung immer weitere Kreise ergreift, insbesondere die Hochschule sich des jungen Zweiges wissenschaftlicher Forschung angenommen hat, über Zeitungskunde gelesen und in Seminarien gearbeitet wird, Volkswirtschaftler sich in die Probleme des Preßwesens vertiefen, Historiker sich mit der Darstellung der Geschichte einzelner Zeitungen oder der Presse einzelner Landesteile befassen, der Statistiker in Tätigkeit tritt, ist zu erwarten, daß für die Zukunft noch vielseitige neue Aufschlüsse über den Entwicklungsgang des öffentlichen Lebens durch die Presse der Vergangenheit erreicht werden, und zugleich ist durch großzügige Zeitungsarchive Vorsorge getroffen, daß derartige Aufschlüsse in der Zukunft über das öffentliche Leben durch die Presse der Gegenwart nach Möglichkeit erleichtert werden. Die alten und seit sehr vielen Jahrzehnten an der Spitze der deutschen Presse stehenden Verlage leisten in dieser Beziehung bedeutende Vorarbeiten im eigenen wie im allgemeinen wissenschaftlichen Interesse—indem sie durch berufene Historiker eine Geschichte der Zeitung ihres Verlagsunternehmens schreiben lassen, Aufgaben, die sehr viel allgemeine Kenntnisse, Spürsinn, politisches Verständnis und vor allem Ausdauer in der Beschaffung und Beurteilung des vielseitigen Materials erfordern. So ist seit einigen Jahren auch der Verlag der Kölnischen Zeitung unter Aufwendung großer Mittel an das Werk herangetreten, eine solche Geschichte seines Blattes verfassen zu lassen, und hatte damit zuerst das Mitglied des Redaktionsstabes Dr. Ernst von der Nahmer betraut, der aber nur den ersten Teil, die von 1814 bis 1831 währende Jugendentwicklung der Zeitung vollenden konnte, da er im Sommer 1920 starb. Einzelstudien liegen außerdem von K. H. Brüggemann, Meine Leitung der Kölnischen Zeitung 1845—1855, aus dem Jahre 1855, und von J. Buchheim, Die Stellung der Kölnischen Zeitung im vormärzlichen Liberalismus, vom Jahre 1914 vor. Die Darstellung des gesamten Entwicklungsganges im Anschluß an die von der Nahmersche Arbeit wird aber in naher Zukunft einer berufenen Kraft übertragen werden,

eine Aufgabe allerdings von derartigem Ausmaß, daß sie, sollte sie erschöpfend durchgeführt werden, ohne Übertreibung ein volles Menschenleben auszufüllen vermöchte.

Es ist sehr schwierig, in wenigen Strichen auch nur annähernd einen Überblick über die wechselnde und bedeutungsvolle Geschichte der Kölnischen Zeitung zu geben, die jahrzehntelang von etwa der Mitte des vorigen Jahrhunderts an als wichtiger Eckpfeiler deutscher und liberaler Politik an der Westgrenze des deutschen Reiches gestanden und deren Wort von vernehmlichem Klang im Inland wie im Ausland sich Geltung zu verschaffen gewußt hat. Hervorgegangen ist sie aus einer der alten Postzeitungen, aus der ersten seit 1651 in Köln überhaupt regelmäßig erscheinenden Zeitung, die 1794 beim Einzug der Franzosen in Köln — seit 1762 wurde sie „Kaiserl. Reichs-Ober-Post-Amtszeitung zu Cöllen" genannt — zwar als solche zu erscheinen aufhörte, von einem Postbeamten aber als Postamtszeitung weitergeführt wurde. Dann wechselte das Blättchen, das inzwischen den Namen Kölner Zeitung erhalten hatte, mehreremale den Besitzer und ging am 9. Juni 1802 zunächst an die Erben Schauberg mit einem Gesellschafter, dann an diese allein über, und am 10. Juni 1805 erwarb der junge Rechtsanwalt Markus Du Mont die Schaubergsche Druckerei — die älteste in Köln und eine der ältesten in Deutschland, deren Bestehen sicher bis vor 1715 nachgewiesen ist — und mit ihr die Kölnische Zeitung, und beide, Druckerei und Zeitung, sind bis zum heutigen Tag in den Händen der Firma M. Du Mont Schauberg als Familienbesitz verblieben.

Man sagt wohl nicht zu viel, wenn man behauptet, daß sich in der Kölnischen Zeitung nicht nur die Geschichte der Stadt Köln während des langen Zeitraumes von über hundert Jahren, sondern die Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts und zugleich ein starker Abriß nationaler Geschichte sowie des rheinischen und des deutschen Liberalismus widerspiegelt. Der Geistesrichtung, der schon die alte Schaubergsche Druckerei mit Nachdruck huldigte: entschiedenes Eintreten für deutsche Gesinnung gegen alle Fremdtümelei, in welcher Form es auch sei, gegen laue Auffassung freiheitlicher Anschauung, gegen die geistige Vereinsamung der Stadt im Verhältnis zu anderen Städten und Landstrichen, ist die Kölnische Zeitung treu geblieben und hat einen ernsten und zähen Kampf auf keineswegs günstigem Boden geführt, mit dem Erfolge, daß sie aus einem bedeutungslosen Lokalblatt — sie hatte im Anfang, als kleine Zeitung im Quartformat, nur 400 Abonnenten — zum angesehensten Preßorgan der preußischen Rheinlande, dann zu einer der führenden politischen Tageszeitungen und zum Weltblatt sich entwickelte. Das alles aber war nur möglich unter dem auch in schwersten Zeiten nicht verleugneten Grundsatz schärfster Betonung deutscher Überzeugung und freiheitlicher Gesinnung und des geistigen Fortschritts auf allen Gebieten. In modernen Zeitläuften ist, fernab

von dem Parteigetriebe und der Umschichtung der Auffassungen, die Befolgung einer Politik hinzugekommen, die man wohl am besten kurz als die Politik des gesunden Menschenverstands bezeichnen möchte, an der es — man muß es als Deutscher mit tiefster Beschämung feststellen — von rechts bis links in der Gegenwart seit langem aus persönlichem wie aus Partei-Egoismus zum Schaden des Reiches fehlt. Die Kölnische Zeitung hat gleich in den frühesten Tagen für ihre deutsche Gesinnung gelitten. Im Jahre 1809 wurde sie mit einer Reihe linksrheinischer Zeitungen, die Berichte über Erfolge und Siege der aufständischen Tiroler verbreitet hatten, durch ein Dekret Napoleons unterdrückt und konnte erst nach der Vertreibung der Franzosen am 16. Januar 1814 wieder erscheinen. Markus Du Mont starb 1831; sein Sohn Joseph Du Mont ist der eigentliche Begründer der Größe der Zeitung. Er verbesserte die technischen Einrichtungen der Druckerei durch die Einführung moderner Schnellpressen, vergrößerte das Format der Zeitung, ließ sie täglich erscheinen, führte als erster deutscher Zeitungsverleger ein Feuilleton ein und versuchte mit Erfolg, weil es mit den Postverbindungen trotz den schon bestehenden Eisenbahnlinien haperte, — ehe die Telegraphie einen völligen Umschwung brachte — von Paris über Brüssel nach Aachen eine eigene Taubenpost für den Bezug der wichtigsten Nachrichten einzurichten. Politisch — soweit die drückenden Zensurlasten es gestatteten — bestimmte er eine Richtung, die Fühlung suchte mit dem politischen Liberalismus, der sich in dem Dichterkreis um Freiligrath verkörperte; dem aufkommenden Ultramontanismus gegenüber verhielt er sich mindestens neutral, wenngleich sich im Kölner Kirchenstreit die Sympathien des Verlegers und des Blattes der Partei des Erzbischofs zuneigten. Als 1842 die Rheinische Zeitung für Politik, Handel und Gewerbe, glänzend geleitet, von den rheinischen Liberalen gegründet wurde, die aber schon Ende März 1843 von der Regierung unterdrückt wurde, kam die politische Tendenz der Kölnischen Zeitung auch schärfer zum Ausdruck; in einer Empfehlung des Blattes schrieb Joseph Du Mont, daß „die Tendenz des Blattes die des Fortschritts, der nationalen Entwicklung, des deutschen Bürgertums" sei. Die ersten bedeutenden politischen Publizisten der Zeitung in leitender Stellung waren nacheinander Dr. Hermes, der bekannte Geograph Dr. Karl Andree, die beide als Jenenser Burschenschaftler nicht zur Universitätslaufbahn zugelassen worden waren, und vor allem Karl Heinrich Brüggemann, dem sich dann als Leiter der Feuilleton-Redaktion der Schriftsteller Levin Schücking zugesellte.

Die Berufung Brüggemanns war gleichbedeutend mit der Ablenkung aus einer bis dahin katholischen Grundrichtung in das Fahrwasser einer anti-ultramontanen Politik auf dem Boden des rheinischen Liberalismus, und damit wurde die Kölnische Zeitung auch ein ausgesprochenes Oppositionsblatt gegen die preußische Regierung. Inzwischen stieg die Bedeutung der Zeitung, von geist-

vollen Köpfen geleitet, mehr von Jahr zu Jahr; immer neue Mittel wurden ersonnen, den Nachrichtendienst zu vervollkommnen; immer reicher wurde der geistige Gehalt. Im Revolutionsjahr 1848, als der unerträgliche Druck der Zensur mit ihren lähmenden Schikanen hinweggefegt wurde, kam es dann zu einer neuen und auch äußerlich bedeutenden Entfaltung, und in wenigen Monaten stieg die Bezieherzahl — ein Zeichen auch des regen politischen Interesses — von 9500 auf 17400. Noch einmal kam eine schwere Zeit. Dem Pöbel war im „tollen Jahr" die Kölnische Zeitung noch immer zu zahm, und es war, nachdem die Wohnung des Oberbürgermeisters verheert worden war, ein Angriff auf das Gebäude der Kölnischen Zeitung geplant, der aber ziemlich harmlos verlief, als nach einem Stein-Bombardement durch die Scheiben ein Zug Infanterie die Angreifer verjagte. Dann aber legte sich im Jahre 1849 über die Preßfreiheit der Rauhreif der Reaktion. Von 1850 bis 1858 führte die Junkerpartei, vor allem die Tyrannei Kleist-Retzows, einen förmlichen Vernichtungskrieg gegen das verhaßte liberale Blatt im Rheinland mit seinem großen und stetig wachsenden Einfluß. Joseph Du Mont wurde vor die Geschworenen gebracht, aber freigesprochen. Immer wieder wurden außerordentliche „Administrativmaßregeln", als letzte die Unterdrückung der Kölnischen Zeitung, angedroht. Eine hohe Verwaltungsstelle bedeutete dem Chefredakteur, den Wahn fahren zu lassen, daß er unter dem Gesetz stehe; er stehe „unter der Verwaltung". Es blieb nichts anderes übrig, wenn die Zeitung ihr Leben retten wollte, daß sie auf eigene Meinungsäußerung verzichtete und sich auf die Mitteilung nackter Tatsachen beschränkte, was die Redaktion mit den Worten ankündigte: „Vera loqui timeo, dedignor dicere falsa." Es ist schwer, sich heute auch nur annähernd eine Vorstellung vom Umfang der Bedrückung der liberalen rheinischen Presse und ihres Hauptorgans zu machen, das die Wahrheit nicht sagen durfte und ablehnte, gegen die ehrliche politische Ueberzeugung zu schreiben. Weder die andauernden Schikanen noch die Versuche, einen Wechsel der Haltung des Blattes zu erzwingen oder durch Lockung zu erreichen, hatten Erfolg, weder unter dem Chefredakteur Brüggemann noch unter seinem Nachfolger Heinrich Kruse. Denn: Am 10. März 1855 war Joseph Du Mont vor den Regierungspräsidenten beschieden und ihm der Beschluß der höheren Behörde mitgeteilt worden, wonach er nur noch „zwischen der Alternative eines Redaktionswechsels und der gewerblichen Konzessionsentziehung zu wählen habe". Die Anklage lautete nur im allgemeinen auf „Mangel an Maßhaltung", zu vermeiden sei der „zu scharfe Ton des rheinischen Liberalismus". Brüggemann trat zurück; in der vorerwähnten Schrift hat er die politische Entwicklung der Dinge und die Verhängung der Zwangsmaßnahmen gegen ihn eingehend dargelegt. Sehr anschaulich hat Buchheim in seinem ebenfalls schon erwähnten Buche die

d by Google

Stellung der Kölnischen Zeitung im vormärzlichen rheinischen Liberalismus, die außerordentlich schwierigen und drückenden und verwickelten Verhältnisse auseinandergesetzt, die den Heutigen nicht ohne genaue Kenntnis der politischen Entwicklung im damaligen Polizei- und Ständestaat Preußen und sein Verhältnis zu den Rheinlanden verständlich ist. In einer knappen Zusammenfassung sagt er: „Die Kölnische Zeitung begann als noch im wesentlichen farbloses Lokalblatt, das aber doch nur durch die Zensur verhindert wurde, im Kampfe für das rheinische Recht und die rheinische Kirche tiefer in die Oppositionsstellung des rheinischen Frühliberalismus zu geraten. Eine Wandlung brachte das Jahr 1842 insofern, als die Kölnische Zeitung damals die Hinwendung der rheinischen Liberalen zu positiven Bestrebungen zunächst nicht mitmachte, sondern der Rheinischen Zeitung die Vertretung der neuen Parteigrundsätze überließ. Der Gegensatz zur Rheinischen trieb damals die Kölnische Zeitung vorübergehend auf die gouvernementale Seite, bis die Entlassung von Hermes" — Hermes hatte sich von der Regierung bestechen lassen und war aus diesem Grunde im Mai 1843 von Du Mont plötzlich entlassen worden — „dieser Entwicklung einen Riegel vorschob und gleichzeitig das vorzeitige Ende der Konkurrentin die alten Beziehungen zu den Liberalen wieder anbahnte. Noch kämpften in den nächsten Jahren die liberale und die klerikale Partei um den Einfluß auf die zum ersten Blatt der Rheinprovinz emporsteigende Kölnische Zeitung: Die Wirksamkeit Karl Andrees und die Berufung Brüggemanns gaben endgültig das Zeichen zum Anschluß an die Liberalen, den wir mit dem Ende des Jahres 1845 vollzogen finden. Trotz aller Schwankungen einer Entwicklung von anderthalb Jahrzehnten ist diese Tendenz, führendes Organ des rheinischen Liberalismus zu werden, unverkennbar wie ein durchgehender roter Faden, der uns in dem Labyrinth der Seitenwege den zum Ziele führenden Pfad nicht verlieren läßt. Darin: Organ der liberalen Partei am Rhein allmählich geworden und in den Kämpfen der Jahre 1846—48 dann wirklich gewesen zu sein, liegt die Bedeutung der Kölnischen Zeitung für die Geschichte des rheinischen Liberalismus — neben der für die Erkenntnis des Wesens des vormärzlichen Liberalismus überhaupt."

Von 1858 an begann eine neue Zeit. Die Reaktion war beseitigt, Preßfreiheit gewährleistet, die Kölnische Zeitung erhielt die Gestalt, die sie noch heute hat. Einfluß und Bedeutung kamen auf eine immer breitere Grundlage. Als Joseph Du Mont 1861 starb, hinterließ er ein gefestigtes Erbe geistiger und politischer Kulturarbeit. Die Ausbreitung kam in eine ruhige Entwicklung, und es vollzog sich der allmähliche Aufstieg zum Weltblatt. Familiengeschichtlich ist hier einzuschalten, daß nach Joseph Du Monts Tode die Geschäftsführung für die Witwe und die minderjährigen Söhne sein Freund und Mitarbeiter Friedrich

Wilhelm Schulze übernahm, der 1880 starb; im selben Jahre starb Ludwig Du Mont, der nach erlangter Volljährigkeit von 1872 an, durch Krankheit allerdings an regelmäßiger Arbeit verhindert, mit diesem gemeinsam das Werk seines Vaters gefördert hatte. 1880 trat der Kaufmann August Neven, der mit einer Tochter Joseph Du Monts vermählt war, an die Spitze des Unternehmens; ihm ist des weitern die Mehrung des Weltrufs der Zeitung und der innere technische und soziale Ausbau des Hauses zu danken. 1896, nach seinem Tode, übernahmen seine Söhne Joseph und Alfred Neven Du Mont die Leitung der Firma; der erstere, eine kraftvoll männliche Erscheinung mit starken politischen Interessen, starb während des Krieges, 1915, und sein ältester Sohn, August Neven Du Mont, trat als Teilhaber ein.

Die Kriegsjahre von 1866 und 1870 brachten der Zeitung neue Lasten, aber durch die Unternehmungslust des Verlags auch neue Aufgaben und Erfolge. 1866 wurde eine Wochenausgabe für das Ausland gegründet, im Kriegsjahre 1870/71 eine besondere Kriegszeitung für die Offiziere und Soldaten im Felde gedruckt. Die Auflagenziffer der Zeitung selbst stieg auf 40000. Bismarcks Wort: „Die Kölnische Zeitung ist so viel wert wie ein Armeekorps am Rhein", das er nach dem Erscheinen des flammenden Aufrufs: Auf für den deutschen Rhein! gesprochen hat, zeigt, wie hoch schon damals die politische Bedeutung der Kölnischen Zeitung in den führenden Kreisen der Politik und im Rahmen der nationalen und internationalen Verhältnisse gewertet wurde. Als sich das Bedürfnis geltend machte, die Verbindung mit der Reichshauptstadt enger zu knüpfen, übernahm Heinrich Kruse, seit 1855, also seit dem erzwungenen Ausscheiden Brüggemanns, Chefredakteur der Kölnischen Zeitung, auch als Dramatiker bekannt, im Jahre 1871 die Leitung dieses neuen Berliner Büros, und Dr. August Schmits trat an seine Stelle in Köln, der mit besonderem Nachdruck Sorgfalt auf Sprachreinheit und -Schönheit legte und der Zeitung auch in dieser Richtung — ein Bestreben, das vom Deutschen Sprachverein in seinen Veröffentlichungen als vorbildlich anerkannt worden ist — einen ehrenvollen Namen errang. Es ist nur wenig bekannt, daß durch die Leitung der Kölnischen Zeitung eine große Anzahl fremdsprachlicher Ausdrücke durch gelungene Verdeutschung — es sei nur an die Neubildung der Worte eingemeinden und enteignen erinnert — für immer verdrängt wurde. 1876 wurde, als lokaler Abzweig, der Stadtanzeiger zur Kölnischen Zeitung gegründet, der heute zu einem fast selbstständigen Organ von über 130000 Exemplaren geworden ist, 1882 die Straßburger Post als Bannerträgerin des Deutschtums in den Reichslanden, die mit der Besitznahme Elsaß-Lothringens durch die Franzosen nach dem deutschen Zusammenbruch 1918 ihr Erscheinen einstellen mußte.

Im Februar 1901 trat Dr. August Schmits zurück und sein Nach-

folger als Chefredakteur wurde Ernst Posse. Was den unter der Wilhelminischen Aera allgemein geübten Brauch angeht, die Kölnische Zeitung als ein offiziöses Blatt zu bezeichnen, so legte Posse Wert darauf zu betonen, die Offiziosität der Kölnischen Zeitung bestehe lediglich darin, daß ihre Mitarbeiter angewiesen seien, sich an den Quellen zu unterrichten, die dazu am besten geeignet seien, und dazu gehörten eben unter andern in erster Linie die maßgebenden Regierungsstellen. Parteipolitisch stand unter seiner Leitung die Kölnische Zeitung der Nationalliberalen Partei nahe, wußte sich aber unter Berücksichtigung der gemeinsamen Bestrebungen ihre Unabhängigkeit auch in parteipolitischer Hinsicht stets zu wahren. Von größter nationaler Bedeutung wurde das Blatt im Weltkrieg im besondern durch seine Tagesausgabe für das Feld mit einer Auflage von über 100000 Exemplaren, eine Zahl, die wegen der Rationierung des Papiers durch die Reichswirtschaftsstelle künstlich eingehalten werden mußte und nicht überschritten werden konnte. Als sich nach der Revolution die Parteien um- und neubildeten, förderte Posse, den liberalen Ueberzeugungen der Kölnischen Zeitung folgend, aufs entschiedenste die Bemühungen der Deutschen Volkspartei, das auseinanderstrebende liberale Bürgertum um ihre Fahne zu sammeln. Im übrigen war und ist es sein Bestreben, über die Parteipolitik hinaus, besonders in den Krisenzeiten des Krieges und des Zusammenbruchs und des jetzigen langsamen Wiederaufbaus, alle Volksgenossen auf die nationalen Ziele zu einigen und das Trennende zurückzustellen im Interesse des allen gemeinsamen Vaterlandes. Daß dieses Bestreben nicht ohne Erfolg war, beweist der noch stetig wachsende Einfluß der Kölnischen Zeitung als politisches Organ des liberalen Bürgertums im In- und Ausland. Den von ihm in seiner Leitung der Kölnischen Zeitung ausgeübten Grundsatz, daß die Zeitung ausschließlich die Interessen der Allgemeinheit vertreten soll, hat Posse auch wissenschaftlich in zahlreichen Aufsätzen in der Kölnischen Zeitung sowie in Zeitschriften und Broschüren zu begründen versucht. Die von ihm aufgestellte These geht knapp gefaßt dahin, daß die Zeitung ein privatwirtschaftliches Unternehmen sei, das mit öffentlicher Meinung Geschäfte mache. Diese Verquickung eines privaten Geschäftszweckes mit dem öffentlichen Interesse verpflichte den Unternehmer in ganz besonderer Weise der Allgemeinheit gegenüber dahin, daß im Allgemeinen Teil der Zeitung ausschließlich öffentliche, allgemeine Interessen verfolgt werden und daß Verleger und Redakteur der Allgemeinheit für die Art, wie sie ihres Amtes als Beamte der Oeffentlichkeit walteten, haftbar seien. Nach diesen Grundsätzen gehandelt zu haben, ist auch einer der Ehrentitel der Kölnischen Zeitung in einer langen und wechselvollen Geschichte bis in die Gegenwart.

*

DIE KÖLNISCHE VOLKSZEITUNG

VON DR. KARL HOEBER

Köln war seit dem 18. Jahrhundert die Heimat und der Ausgangspunkt einer selbständigen politischen Presse in Deutschland. Während die Presse in Frankreich von ihrer Gründung an durch den Arzt Theophrast Renaudot (1631) in enger Verbindung mit dem Hofe stand und die öffentliche Meinung im Sinne der Regierung beeinflußte, mußte die deutsche Presse infolge der Klein- und Vielstaaterei des Deutschen Reiches die Politik völlig ausschalten und der Einwirkung auf die allgemeine Stimmung und Gesinnung ihrer Leser sich enthalten. Was Schiller an der deutschen Muse im allgemeinen beklagt, daß keines Mediceers Güte der deutschen Kunst lächelte und die Blume nicht am Strahl der Fürstengunst sich entfaltete, dies gilt auch von der deutschen Presse, insonderheit von der kölnischen. Sie ist nicht mit Unterstützung fürstlicher Gönner entstanden, sondern durch weitsichtige, opferwillige Unternehmer und hat den Anspruch auf ihr Dasein mühevoll erkämpfen müssen.

Die ersten politischen Zeitungen in Köln waren Schöpfungen kühner, ideenreicher Persönlichkeiten. An ihrer Spitze steht der aus Malmedy kommende Ignaz Roderique (1697—1756). Er erhielt vom Rat der Stadt Köln die Erlaubnis, zur Verdrängung der französischen Blätter eine Zeitung zu gründen, und rief 1734 die „Gazette de Cologne" ins Leben, ein Blatt, das an allen Höfen Europas Eingang fand und aus allen Kabinetten Auskünfte bezog, ja in den Kreisen der höchsten Würdenträger regelmäßige Leser und Mitarbeiter zählte. Roderique übte auf die Regierungen einen politischen Einfluß aus, wie ihn bis auf Friedrich Gentz bei den Höfen kein Journalist und Publizist mehr besaß. Freilich hatte er als leidenschaftlicher Anhänger Oesterreichs in den beiden ersten Schlesischen Kriegen auch unter der Verfolgung Friedrichs II. von Preußen zu leiden, aber auch diese ständigen Strafmaßregeln zeugen von der großen Rolle, die dieser Kölner Journalist zwanzig Jahre hindurch spielte.

In seine Fußspuren trat ein anderer Kölner Zeitungsgründer, Schriftsteller und Dichter, nämlich Heinrich Lindenborn, der „Kölnische Diogenes" (1706—1750), der in seiner Wochenzeitung „Der eilfertige Welt- und Staatsbote", wie sein Biograph Karl Beckmann urteilt, „eine der ersten modern geleiteten Zeitungen" schuf, die nach dem Tode des Gründers ein wechselvolles Dasein fristete und erst 1839 in der „Kölner Zeitung" aufging. Auch Lindenborn war ein Gegner der preußischen Politik, was sich aus der damaligen Haltung der freien Reichsstadt Köln erklärt, aber auch aus dem Umstande, daß von 1583 bis 1761 die Kölner Kurfürsten aus dem mit Habsburg verbündeten Hause Wittelsbach stammten. Religiöse, kirchliche, politische und geschichtliche

Ueberlieferungen waren es, die in Köln als der alten Metropole der Rheinlande einer selbständigen öffentlichen Meinung Vorschub leisteten, als deren Träger und Beförderer Roderique und Lindenborn in der Geschichte des Kölner und des deutschen Zeitungswesens im 18. Jahrhundert eine bleibende Bedeutung beanspruchen dürfen.

Die geistigen Kräfte, die dem zur politischen Selbstbestimmung und Selbsttätigkeit erwachenden Volkstume am Rhein idealen Schwung und zielbewußte Anregung gaben, wurden im Zeitalter der französischen Herrschaft 1792 bis 1815 wach und fanden in Joseph Görres und seinem „Rheinischen Merkur" einen wirksamen Vorkämpfer und begeisterten Herold.

In diese Zeit fällt die allmähliche Ausbildung der Kölnischen Zeitung, die bis zur Aufhebung der staatlichen Aufsicht und Bevormundung der Presse im Jahre 1848 das Organ für geistige und kulturelle Bestrebungen in Köln war und wie ein geistiger Windfang all die Strömungen in sich aufnahm und weiterleitete, die am Rhein in den ersten Jahrzehnten der preußischen Herrschaft auftauchten.

Die preußische Regierung hatte auch nach der Gewinnung der westlichen Landesteile, insbesondere der überwiegend katholischen Rheinprovinz die Grundsätze des auf dem cuius regio eius religio beruhenden ehemaligen Konfessionsstaates nicht aufgegeben, sondern bald offen, bald geheim angewandt und durchgeführt. Die geringe Berücksichtigung katholischer Interessen, die oft feindselige Haltung der Staatsverwaltung gegen diese Interessen und die rücksichtslose Unterdrückung der entgegenstehenden Meinungen riefen am Rhein immer lauteren und heftigeren Widerspruch hervor. Die Gefangennahme und Fortführung des Kölner Erzbischofs Clemens August (1837) erschien als der Gipfelpunkt der preußischen Staatsallmacht in kirchlichen Dingen. Sie wurde das Signal zur Selbstbesinnung des Volkes auf die Rechte und Freiheiten der katholischen Kirche und ihrer Glieder.

Die Erstarkung des katholischen Bewußtseins in den Nachbarländern Frankreich und Belgien, in der Schweiz, in Süddeutschland und in Oesterreich gab auch der Bevölkerung der Rheinlande mehr Selbstvertrauen und mancherlei kräftige Antriebe. Freilich machte es der damals bestehende Druck und Zwang der staatlichen Zensur unmöglich, der öffentlichen Meinung in kirchenpolitischen Fragen durch selbständige Artikel in der Presse Ausdruck zu geben. Kaum war jedoch im März 1848 die Zensurfessel durch das preußische Gesetz über die Presse gefallen, so entstand in Köln die „Rheinische Volkshalle", ein Organ, an dessen Gründung der 1845 entstandene Verein vom hl. Borromäus, der seinen Sitz in Bonn hatte, mit Rat und Tat beteiligt war. Das Programm der Zeitung läßt erkennen, was damals für den katholischen Staatsbürger als wesentliche Forderung im öffentlichen Leben empfunden wurde. Das Blatt sollte „kämpfen für eine

Verfassung, welche, auf echt volkstümlichen Grundlagen beruhend, allen Staatsbürgern gleiche bürgerliche und politische Berechtigung sichert, die freie und selbständige Entwicklung des Individuums am wenigsten beschränkt und gegen jede ungehörige Bevormundung durch die Staatsgewalt die meiste Garantie bietet". Man spürt aus diesen Sätzen den Hauch des Menschenrechts der Freiheit, wie es in den vorausgegangenen Revolutionen seit 1789 geltend gemacht worden war. Da das Unternehmen der Rheinischen Volkshalle in finanzieller Hinsicht schlecht geleitet war, brach es bereits am 12. September 1849 zusammen. Noch am selben Tage wurde die „Deutsche Volkshalle" ins Leben gerufen, deren Oberredakteur der universell gebildete Jurist Hermann Müller, früher Mitglied der Frankfurter Nationalversammlung, wurde, und die in der Hauptsache das gleiche Programm wie ihre Vorgängerin hatte und in den wichtigeren politischen Fragen im Fahrwasser der 1853 entstandenen „Katholischen Fraktion" des preußischen Landtags segelte. Auch der Deutschen Volkshalle war nur ein kurzes Leben beschieden; am 10. Juli 1855 wurde sie durch die Kölner Polizei willkürlich unterdrückt. Die treibende Kraft als Geschäftsführer und Verleger war bei diesem Organ Joseph Bachem gewesen; er war auch die Seele bei der Gründung einer neuen Tageszeitung in Köln, welche am 1. April 1860 unter dem Titel „Kölnische Blätter" erschien und deren politische Richtung in den Programmpunkten gipfelte: „Durch freimütige und wohlwollende Darstellung und Beurteilung der Verhältnisse wollen wir die rechte patriotische Gesinnung bei unseren Lesern zu fördern und das rechte Verhältnis zwischen Regierung und Volk zu befestigen suchen." Die Kölnischen Blätter sollten eine katholische politische Zeitung, aber nicht eine Kirchenzeitung sein. Mit dem 1. Januar 1869 erschien sie unter dem jetzigen Titel „Kölnische Volkszeitung".

Infolge der Wirren des Altkatholizismus und des bald danach ausbrechenden Kulturkampfes hatte das Blatt von vornherein große innere Schwierigkeiten und äußere Anfeindungen zu bestehen und wurde gleich mitten in den gewaltigen Geisteskampf gestellt, der das erste anderthalb Jahrzehnt nach der Gründung des Deutschen Reiches erfüllt. Die Kölnische Volkszeitung entfaltete ihre Wirksamkeit im öffentlichen Leben nach zwei Richtungen hin: Sie war und blieb ein Organ zur Vertretung und Verteidigung der katholischen Weltanschauung, namentlich der Grundrechte der katholischen Kirche. In politischer Hinsicht ist sie ein Organ der Deutschen Zentrumspartei, deren erste programmatische Kundgebungen 1870 in der KV. veröffentlicht wurden. Seit mehr als einem halben Jahrhundert hat sie die jeweiligen parlamentarischen Aufgaben des Zentrums im Reichstage und in den deutschen Einzelparlamenten wirksam unterstützt und gegen Angriffe von rechts und links verfochten. Sie hat in Sonderfragen, z. B. bei Steuer-, Heeres- und Flottenvorlagen, das Recht der eigenen

Meinung sich gewahrt, aber dabei stets auf eine vertrauensvolle, sachwürdige Zusammenarbeit von Fraktion und Presse abgezielt. Seit dem Jahre 1869 war der damalige Referendar und spätere Rechtsanwalt Dr. iur. h. c. Julius Bachem innerhalb der Redaktion bei allen politischen Fragen der führende Kopf und ist 46 Jahre hindurch Mitglied derselben geblieben, in Wort und Schrift ein gewandter und schlagfertiger Debatter, einer der wirksamsten Vertreter der Zentrumspolitik im öffentlichen Leben. Durch seinen in den Historisch-politischen Blättern 1906 veröffentlichten Artikel „Wir müssen aus dem Turm heraus!" entfesselte er einen leidenschaftlichen Federkrieg und Meinungsstreit gegen die in der Kölnischen Volkszeitung verkörperte sog. Kölner Richtung, eine scharfe politische Auseinandersetzung, die bald auch auf das Gebiet der religiösen Weltanschauung übergriff und sogar vom Auslande her — nicht immer einwandfrei — beeinflußt wurde. Heute haben die an dem Streit auf Seiten der Kölner Richtung Beteiligten die Genugtuung, daß ihre Auffassung vom Zentrum als einer im deutschen Verfassungsleben allein möglichen nichtkonfessionellen politischen Partei wohl allgemein in Deutschland sich durchgesetzt hat und, wie die Gründung des Partito popolare in Italien beweist, einer Volkspartei, die im Grundgedanken mit dem deutschen Zentrum übereinstimmt, nunmehr auch in maßgebenden kirchlichen Kreisen Italiens anerkannt wird. Als Hauptredakteur zeichnete in den Jahren 1874—1907 der als Forscher und Darsteller auf dem Gebiete der Politik, Geschichte und Literaturgeschichte gleich angesehene Dr. Hermann Cardauns, der die KV. mit großer Umsicht und Geschicklichkeit leitete, so daß sie für viele Blätter mit gleicher Richtung im Inland wie im Ausland vorbildlich wurde.

Unterstützt wurde die Redaktion der Kölnischen Volkszeitung durch eine stattliche Zahl von Mitarbeitern und sonstigen Berichterstattern im Inland und im Ausland. Namentlich waren es Männer der praktischen Politik, die ihre Ideen in der Kölnischen Volkszeitung zuerst veröffentlichten; darunter waren, um von den Lebenden abzusehen, August und Peter Reichensperger, Georg Freiherr v. Hertling, Schädler, Dr. Franz, Gröber, Hitze, Trimborn, Wacker. Sie alle haben bei wichtigen politischen Ereignissen und bei Gesetzesvorlagen in der Kölnischen Volkszeitung das Wort ergriffen und die Stellung der Zentrumspartei in entscheidungsvollen Fragen sachlich begründet. Männer der Wissenschaft, Kunst und Technik, Reisende und Missionare in fernen Erdteilen wählten die Kölnische Volkszeitung als Sprachrohr für ihre Geisteserzeugnisse. Dadurch wuchs stetig das Ansehen dieser Zeitung in allen Ständen und Schichten des Volkes, besonders in der akademischen Welt.

Für die Bedürfnisse der Landwirtschaft und des Gartenbaues wurde 1878 eine besondere Abteilung der Kölnischen Volkszeitung eingerichtet, die später als eigene Landwirtschaftliche Beilage

erschien und neben den Fragen des Landbaues alle wichtigen politischen Tagesfragen, die die Landwirtschaft berühren, behandelte. Von April 1902 ab erschien für diese Zwecke eine selbstständige Beilage mit dem Titel „Westdeutscher Landwirt".

Im Jahre 1886 wurde zur besseren und planvollen Vertretung der Interessen des Handels, der Gewerbe und des Verkehrs ein besonderer Handelsteil der Kölnischen Volkszeitung eingerichtet, dessen Leitung und Ausbau Anton Traub übernahm und bis zu seinem Tode (1915) betrieb. Unabhängigkeit und Zuverlässigkeit, dies waren die beiden Wesenszüge, die er und seine Kollegen und Mitarbeiter für den Handelsteil erstrebten und der auch die Zustimmung und Anerkennung der Kaufmannschaft stets gefunden hat.

Um die Zentrumspolitik auch in den breiten Volkskreisen Kölns und der Nachbarorte in populärer Weise zu vertreten, gründete Joseph Bachem 1887 den „Kölner Lokalanzeiger", der seit 1905 als Abendblatt erschien und am 1. Januar 1919 von einer G. m. b. H. käuflich erworben und in die täglich zweimal erscheinende „Rheinische Volkswacht" übergeleitet wurde.

Um den vielen Beiträgen der Kölnischen Volkszeitung, die das literarische und das literarkritische Leben der Neuzeit behandeln, einen festen Mittelpunkt zu geben, wurde seit 1900 die wöchentliche Literarische Beilage eingeführt, an der zahlreiche Gelehrte aus den mannigfaltigen Wissensgebieten mitarbeiteten, vor allem, um die Ergebnisse der Forschung dem Leserkreise der Kölnischen Volkszeitung zu vermitteln und sie dadurch an der wissenschaftlichen Arbeit der Universitäten, Hochschulen und Museen, aber auch des privaten Fleißes mittelbar teilnehmen zu lassen. Infolge des Papiermangels gingen während des Krieges sowohl die Landwirtschaftliche wie die Literarische Beilage ein. Letztere wurde im Juni 1919 innerhalb der Kölnischen Volkszeitung in der Abteilung „Die Neue Zeit" wieder ins Leben gerufen und zieht nun außer dem literarischen auch andere Gebiete des Geisteslebens in den Kreis ihrer Betrachtung. Die gesamte Kulturpolitik der Zeitung wird durch die beiden Tagesrubriken „Welt und Wissen" und »Aus der Frauenwelt" (seit 1899) unterstützt. Dem Kölner und rheinischen Musikleben wurde in der Kölnischen Volkszeitung stets eine verständnisvolle Beachtung und Förderung zuteil, wozu Prof. Hermann Kipper († 1910) in 38jähriger Tätigkeit als Berichterstatter und Tondichter den festen Grund legte.

Schon Joseph Bachem, dem in Anerkennung seiner planmäßigen Bemühungen für die Ausgestaltung und Hebung des Unterhaltungsteils (Feuilleton) der Kölnischen Volkszeitung der Ehrenname „Schöpfer der katholischen Familienliteratur" gegeben wurde, war stets darauf bedacht, begabte Dichter und Dichterinnen für die Kölnische Volkszeitung heranzuziehen, ein Bestreben, worin er durch die Redaktion mit Verständnis und Eifer unterstützt wurde. Unter den Mitarbeitern des unterhaltenden Teiles finden wir Schriftsteller, deren Werke in der Buchausgabe in den allge-

meinen Schatz der deutschen Literatur übergegangen sind. Hier seien nur einige wenige aufgeführt: Ferdinand v. Brackel, M. Herbert, M. L. v. Hutten-Stolzenberg, J. Peter, A. Schrott-Fiechtl und A. Schott.

Lange Jahre erschien eine besonders für Auslanddeutsche bestimmte Wochenausgabe der Kölnischen Volkszeitung. Seit dem 6. Januar 1920 wird sie in veränderter äußerer Ausstattung unter dem Titel „Deutsche Zukunft", Auslands- und Ueberseeausgabe der Kölnischen Volkszeitung, herausgegeben. Sie will ein Bindeglied zwischen den im Auslande lebenden Deutschen und ihrer alten Heimat sein; sie will ferner dem Auslande ein zutreffendes Bild deutschen Denkens, Fühlens und Wollens vermitteln und dadurch mit dazu beitragen, daß in die Welt von Unkenntnis, Verleumdung und Haß, die Deutschland bisher umgab, eine starke Bresche gelegt und dadurch die Bahn für wirkliches Völkerverstehen und fruchtbare Völkerzusammenarbeit freigemacht wird.

Am 1. April 1910 konnte die Kölnische Volkszeitung auf fünfzig Jahre reicher und vielseitiger Arbeit zurückschauen. Um der Oeffentlichkeit ein Bild dieser Arbeit zu geben, wurde eine Jubiläumsnummer der Kölnischen Volkszeitung veranstaltet, zu der 64 Mitarbeiter aus allen Sparten der Zeitung Beiträge lieferten, die in ihrer Gesamtheit erkennen lassen, welche Fülle von Aufgaben einer modernen führenden Zeitung zufällt.

Gleichzeitig gab Dr. Hermann Cardauns unter dem Titel „Fünfzig Jahre Kölnische Volkszeitung" eine illustrierte Festschrift heraus, die als ein Stück lebendiger Erinnerung des Verfassers zugleich einen wertvollen Beitrag zur Zeitgeschichte darstellt. Für die Vorgeschichte der Kölnischen Volkszeitung und die erste Zeit ihres Bestehens bilden die beiden Bände des Werkes von Dr. Karl Bachem: Josef Bachem, seine Familie und die Firma J. P. Bachem, zugleich ein Versuch der Geschichte der katholischen Presse (1912) eine überaus reiche Fundgrube, die auch für das deutsche Zeitungswesen im allgemeinen viel wichtigen Stoff birgt.

Bis zum Juli 1920 gehörte die Kölnische Volkszeitung als Familienbesitz der Firma J. P. Bachem. Die neuzeitliche, in erster Linie durch den Ausgang des Krieges bedingte Entwicklung stellt an die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit eines einzelnen Verlags so große und stetig wachsende Anforderungen, daß Zeitungsunternehmungen mehr und mehr aus dem privaten in Gesellschaftsbesitz übergehen. Für die Kölnische Volkszeitung wurde an dem genannten Termin eine G. m. b. H. gegründet, die die finanzielle Unterlage für die Kölnische Volkszeitung herstellte, aber an dem Programm und der Haltung derselben nichts geändert hat. Die Kölnische Volkszeitung ist wie bisher ein auf dem Boden der katholischen Weltanschauung und der Grundlage der Zentrumspartei stehendes Organ der Presse.

Ursprünglich ein Lokal- und Provinzialblatt, hat sie das Feld ihrer Interessen in Politik, Handel und Gewerbe, in Wissenschaft und Kunst, in Literatur und literarischer Kritik über die rheinischen

Digitized by Google

Grenzen hinaus auf alle Kulturstaaten und auf das gesamte Ausdehnungsgebiet der Kirche ausgebreitet und konnte mit Fug bei ihrem Silberjubiläum 1885 das Spruchband mit der Aufschrift: „Mein Feld ist die Welt" wählen. Sie hat sich eingestellt in den weltumspannenden Bereich der religiösen und geistigen Interessen der katholischen Kirche, aber sie ist auch ein rheinisches und deutsches Blatt und darum allem, was deutsch ist, dem deutschen Volke und Vaterlande, mit innerster Teilnahme zugewandt und entschlossen, diese aus tiefer Ueberzeugung und völliger Hingabe weiter zu pflegen und zu fördern.

Hiermit verbindet sich eine im deutschen Volks- und Stammesbewußtsein wurzelnde deutsche und rheinische Heimatpflege, um gerade in unserer von so vielen ernsten Gefahren bedrohten Zeit den Lesern die Liebe zur deutschen Vorzeit und Geschichte, zu Sagen und Legenden, zu Dichtung, Baukunst und Malerei stets lebendig zu erhalten und in ihnen den Glauben an Deutschlands Bestand und schönere Zukunft zu bewahren und zu festigen.

Enkel mögen kraftvoll walten,
Schwer Errung'nes zu erhalten. (Goethe.)

*

Digitized by Google

DAS KÖLNER TAGEBLATT

VON FRANZ P. BRÜCKNER

Es ist ein eigenes Kapitel um die Presse im Weltkrieg. Man darf da nicht in Extreme fallen: entweder anerkennen, verstehen, d. h. verzeihen oder auf der anderen Seite rücksichtslos verdammen. Wie der Einzelmensch nicht mehr frei war in jenen Jahren des mörderischen Wahnsinns, so war auch die Presse nicht mehr Herrin ihrer selbst. Sie durfte es nicht sein, denn sie war nur Glied in einer Kette, die schließlich doch einmal, trotz aller feinsten Verzahnung, aller raffinierten „Organisation", aus der eigenen Materie heraus zerreißen mußte. Die Presse hatte Geltung als „Instrument"; der Obrigkeitsstaat hat sie nie als etwas anderes betrachtet und bewertet. Es kommt auf den subjektiven Standpunkt an: Die Presse ist Instrument der öffentlichen Meinung, des Volkes; der preußisch-deutsche Obrigkeitsstaat hat sie als das ihm selbst unbeschränkt zur Verfügung stehende, unter Umständen mit Gewalt zu dirigierende Instrument gelten lassen. Die Katastrophe, heraufbeschworen durch eine in diesem Betracht allzu kurzsichtige Bevormundungspolitik, ist hereingebrochen, die Willkür ist gewichen, die „öffentliche Meinung" kann sich wieder frei und unumschränkt austoben (soweit ihr nicht Ausnahmeverordnungen unter dem Regime der schwarz-rot-goldenen Republik sich entgegenstellen). Die Presse ist wieder „Instrument", Instrument, das gleichsam aus sich selbst heraus tönt: Es ist in den Jahren des Weltkriegs, herausgewachsen aus dieser ungeheuer erhitzten politischen Atmosphäre, eine grundsätzliche Wandlung mit der Presse vor sich gegangen. Die Presse kann heute in stärkerem Maße als vordem „Instrument" sein, weil sie tiefer ins Volk, in die Massen hineingedrungen ist. Der deutsche Mensch ist politisch geworden im letzten Jahrzehnt; das soll nicht heißen, daß er sich etwa zu jenem Maß politischen Verständnisses und politischer Urteilsfähigkeit aufgeschwungen hat, wie es etwa den Engländer seit einem Jahrhundert auszeichnet. Wer hat denn vor etwa zehn Jahren in Deutschland Zeitung gelesen und was hat der Deutsche in der Zeitung gelesen? Der politische Teil war nur für Leute „vom Bau", der Durchschnittsleser blätterte darüber hinweg: politisch' Lied, ein garstig' Lied. Man wollte über die Ereignisse des Tages, über Sensationen möglichst schnell und möglichst ausgiebig unterrichtet sein, man nahm ein unterhaltsames, etwas lehrhaft aufgemachtes Feuilleton als angenehme Beikost. Das hat sich zunächst auch gar nicht geändert; das erste Kriegsjahr mit seinen schnellen und schlagkräftigen Sensationen wollte in der Presse gierig ausgekostet sein: die versenkten Schiffstonnen, die Tausende von Gefangenen, die Greuel und die Sentimentalitäten des Kriegsgeschehens. Aus der Lust an der Sensation

Digitized by Google

wurde bald eine notwendige Uebung, je ärger die wirtschaftliche Kalamität im Gefolge der „Durchhaltepolitik“ einsetzte. Die Dame der Gesellschaft wie die Frau aus dem Volke waren an Kriegsverordnungen gebunden, sie mußten wissen, was und wie viel (oder wie wenig) es zu essen gab. Dieser Zwang gewissermaßen, die Zeitung zu lesen, hat sich hinübergerettet bis in unsere Tage, wenn auch die Dinge, was Ernährung und Versorgung betrifft, sich beträchtlich gebessert haben. Die Presse ist heute inniger mit dem Volke verbunden, mit seinen Hoffnungen und Wünschen, seinen Sorgen und kargen Freuden intimer verwachsen. Das Erwachen des politischen Sinnes, die politische Aufklärung, begründet in der Kriegskatastrophe und der (von vielen so genannten) Revolution haben der Zeitung die im Volksgewissen stärker fundierte Basis und auch die stärkere Resonanz gesichert.

Was diese theoretischen Erörterungen zu bedeuten haben, wenn man von einer Zeitung, wie dem „Kölner Tageblatt“ sprechen will? Sie wollen beweisen, wie stark die Bedeutung des „Kölner Tageblatts“ in der Gegenwart, in der politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Atmosphäre der lebenden Generation verwurzelt ist. Man kann an reichen und bewegten Daten keine repräsentative Historie aufzählen, wenn man vom Werdegang des „Kölner Tageblatts“ spricht. Es hat sich aus kleinen Anfängen mit Zähigkeit und zielbewußter Energie zu einem durchaus geachteten Organ politischer Prägung und festumrissener künstlerischer Initiative emporgearbeitet. Seine Wiege, d. h. seine erste Flachpresse stand 1862 in Deutz, noch einem beengten Vorort Kölns. Es hieß zuerst „Deutzer Anzeiger“, taufte sich aber dann, als durch Kauf die „Kölner Blätter für Stadt und Land“ erworben waren, in „Amtliches Kreisblatt für die Stadt und den Landkreis Köln“ um. Aus dem Jahr 1882 stammt der Titel „Kölner Tageblatt“. 1890 wurden Druckerei und Verlag nach Köln verlegt, und zwar auf die Hohe Straße in den südlichen Teil, dort wo später das vielberühmte „Castans Panoptikum“, jetzt der „Filmpalast“, erstand. Das Blatt nahm immer größere Entwicklung, die Offizin wurde zu klein, im Jahr 1896 konnte nach Errichtung mehrerer Neubauten auf dem Terrain zwischen Enggasse, Hunnenrücken und Stolkgasse die Uebersiedlung in geräumige und noch erweiterungsfähige Betriebe erfolgen.

Diese kurzen Daten haben indes wenig zu sagen, wenn man die innere Entwicklung des Blattes außer Betracht läßt. Das „Kölner Tageblatt“, das heute im 60. Jahrgang steht, war von jeher, bis zum Kriegsausbruch, ein unpolitisches, parteiloses Blatt, wie man heute etwas geringschätzig sagt: farblose Presse, Genre Generalanzeiger. Es war im ersten Sinne als Familienblatt gedacht: unterhaltend, belehrend, zahm im politischen, keimfrei im feuilletonistischen Teil, treu zu Kaiser und Reich, stützend Thron und Altar, recht nach dem Geschmack eines geistig und politisch nicht scharf eingestellten, kleinbürgerlichen Leserpubli-

Digitized by Google

kums. In dieser Zeit gehörten dem Redaktionskollegium, um ein paar Namen zu nennen, u. a. Otto Elster an, der heute zu den populärsten Romanschriftstellern zählt, ferner Ottomar Enking, heute eine der eigenartigsten und feinsinnigsten Dichterpersönlichkeiten auf dem Gebiete des Heimatromans. Arthur Rehbein (Atz vom Rhyn), jetzt in Berlin lebend und schaffend, und der vor einem Jahre gestorbene Gustav Delpy seien noch genannt. Dann setzte in den kritischen Tagen des Jahres 1914 mit der Politisierung der großen Massen auch die Politisierung der Zeitung ein: Das „Kölner Tageblatt" machte gleich einen beherzten Sprung und verschrieb sich einem etwas überhitzten Nationalismus — eine Extratour, auf die man heut mit einem verzeihenden Lächeln zurückblickt. Sie ist zu verstehen aus der ganzen Stimmung und Spannung der Zeit, in der ja schon der einzelne Mensch die Distanz zu den Dingen verlor. Die Aufwärtsentwicklung des Blattes im inneren wie im äußeren Betracht datiert von dem Tage an, da die Zeitung die drückenden Fesseln behördlicher Willkür und einseitig nationalistischer Tendenzen abschütteln konnte und die weitausschauende Verwaltung des Unternehmens mit Wagemut und entschlossener Initiative auch die Mittel bereitstellte, die Zeitung großzügig auszugestalten und als moderne Tageszeitung auf eine breite und solide Grundlage zu stellen. In die Chefredaktion teilen sich heute Karl Wolff, der seit langen Jahren in Köln anerkannte Musikkritiker, und Kurt Rademacher, der dem Blatt den entschlossenen politischen Charakter gibt. Wenn man diesen Charakter näher umreißen will, so kann man ihn kennzeichnen als demokratisch im besten Sinne, ohne irgendeiner Partei dienstbar zu sein, pazifistisch, streng antichauvinistisch, entschieden auf dem Boden der Republik stehend. In der Judenfrage kämpft das Blatt gegen den Antisemitismus; die zunächst starke Opposition zur Deutschen Volkspartei hat sich abgeschwächt, seitdem die Volkspartei ihr Bekenntnis zur Weimarer Verfassung gegeben hat. In wirtschaftlicher Beziehung steht das Tageblatt auf antisozialistischem, individualistischem Standpunkt; es tritt, unter starker Betonung der Interessen der Arbeitnehmer, für den freien Unternehmertyp ein. Daß die Zeitung den Kreis ihrer Abonnenten bedeutend vergrößert hat und heute stark in die Massen dringt, dazu hat vor allem auch der in den letzten Jahren systematisch vollzogene Ausbau des sportlichen Teils beigetragen, der heute in dem täglich erscheinenden Sportblatt zum K. T. auch nach außen hin in Erscheinung tritt. Zu den Lesern des Tageblatts zählen auch heute noch vorzugsweise die guten und gebildeten Kreise des Bürgertums, die Beamten und Angestellten; die Resonanz der Zeitung ist um so stärker, als das Blatt von jeher tatkräftig für die besonderen wirtschaftlichen, geistigen und künstlerischen Interessen dieser Kreise eingetreten ist. Für die Erweiterung der Volksbildung hat das Tageblatt immer ein starkes Wort gesprochen; die Einrichtung der regen

Volksunterhaltungsabende in Köln, deren Zahl heute schon an die 300 reicht und die dem Volke für billiges Geld gute und künstlerisch vollwertige Unterhaltung bieten, ins Leben gerufen seinerzeit von Prof. Andries, ist wohl zur Hauptsache auf die Initiative des Tageblatts zurückzuführen.

Man würde aber der Bedeutung des Tageblatts nicht vollauf gerecht, wenn man nicht kurz seinen Einfluß auf die Entwicklung der Musik- und Theaterkultur im Köln der letzten Jahrzehnte streifen wollte. Daß Karl Wolff mit der Sicherheit seines Urteils und der feinsinnigen Form seiner Referate seit Jahren zu den anerkannten und maßgebenden Musikkritikern nicht nur Kölns, sondern Westdeutschlands zählt, wurde oben schon gesagt. Das Verdienst, auch die Kritik des Schauspiels und der bildenden Kunst auf ein weithin beachtetes Niveau gehoben zu haben, gebührt Dr. Saladin Schmitt, der in den Jahren 1906 bis 1913 die Schauspielkritik des Tageblatts leitete. Dr. Schmitt ist heute bekanntlich Intendant der Vereinigten Stadttheater Duisburg-Bochum, der beiden westdeutschen Musterbühnen der Oper und des Schauspiels, einer der ersten und bedeutendsten Theaterleiter Deutschlands.

Als Nachfolger Dr. Schmitts zeichnet der Schreiber dieses Aufsatzes heute für die Schauspiel- und Kunstkritik des „Kölner Tageblatts". Die Kritik will modern sein, in dem Sinne, als sie aus der modernen Kunst und Literatur die unbedingt vorhandenen positiven Werte herauszuheben und für die Gesamtentwicklung fruchtbar zu machen versucht. Sie will nicht „allein maßgebend", diktatorisch sein, sondern den Leser zu selbständigem Denken, zu subjektivem Urteil erziehen. Wenn sie, als Kritik der Musik, des Theaters und der bildenden Kunst, zu ihrem Teil an der geistigen, künstlerischen und kulturellen Entwicklung des Kreises der Zeitungsleser mitarbeiten kann, so ist das nicht ihr geringstes Verdienst.

Digitized by Google

DIE RHEINISCHE ZEITUNG

VON DR. J. MEERFELD

Als zu Beginn der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts die Kölner Ortsgruppe der Sozialdemokratischen Partei ein eigenes Blatt gründete, wurde für dieses Blatt der Name „Rheinische Zeitung" nicht willkürlich gewählt. Die Väter des Unternehmens knüpften vielmehr an eine Tradition an, mit der sich zugleich der Name des größten sozialistischen Theoretikers verband: wir meinen die „Rheinische Zeitung" von 1842/43 und ihren Redakteur Karl Marx. Freilich war diese Zeitung noch nicht sozialistisch, sondern demokratisch, und zu ihren Geburtshelfern und Mitarbeitern gehörten die bekanntesten Führer der damaligen bürgerlichen Freiheitsbewegung, darunter auch Mevissen; — ebensowenig war damals Karl Marx schon zu jener abgerundeten und in sich gefestigten Vorstellung über die modernen Gesellschaftsprobleme gelangt, die in der Folgezeit seinen gewaltigen Geist ganz erfüllte und ihn auf die Höhe seines Wirkens führte. Dennoch war die „Rheinische Zeitung" der vierziger Jahre den Sozialdemokraten späterer Jahrzehnte zum Symbol geworden, und so lag der Gedanke nahe, dem Parteiblatt, das bei Beginn der neunziger Jahre gegründet wurde, den Namen „Rheinische Zeitung" zu geben.

Die „Rheinische Zeitung" erscheint als selbständiges Blatt seit dem 1. April 1894; bis dahin war sie einige Jahre hindurch Kopfblatt des Elberfelder Organs der Sozialdemokratischen Partei gewesen. Eine Schilderung ihrer Geschichte liegt außerhalb der Aufgaben dieses Buches, wie denn überhaupt in den hier gezogenen Grenzen über das Wirken eines vornehmlich politischen Blattes nur etwas gesagt werden kann, wenn man politische Erziehung mit dem Begriff der Volkskultur verbindet. Diese Verbindung ist freilich durchaus berechtigt. Denn wer den Menschen zum Staatsbürger zu erziehen versucht, leistet Kulturarbeit. Er weitet seinen Blick, macht ihn, der bis dahin nur Einzelwesen war, zum Glied eines Organismus und versucht, ihm die Erkenntnis staatlicher und gesellschaftlicher Probleme zu vermitteln. Ganz ohne die Nebenabsicht einer Parteipolemik muß hier eingeschaltet werden, daß allerdings noch nicht jede politische Agitation oder Organisation bereits Erziehung zum Staatsbürgertum bedeutet.

Auf dem Gebiete der Volkserziehung stand die sozialdemokratische Presse Jahrzehnte hindurch vor ungemein schwierigen Aufgaben. Sie mußte sich naturgemäß vor allem an die unteren Volksschichten wenden, deren soziale Lage den empfänglichen Boden für die Lehren des Sozialismus bildete — oder doch bilden sollte. Denn empfänglich war dieser Boden nicht ohne weiteres, er war sogar manchmal sehr steinig und war dies im besonderen Maße im Rheinlande, wo der vorherrschende geruhsame Geist

bürgerlicher Behäbigkeit, gepaart mit leichter Lebensauffassung, auch die Arbeiter ansteckte und sie zu einem Dasein leicht in den Tag hinein verlockte. Dazu kam, daß in weiten Bezirken des Rheinlandes die wirtschaftliche Entwicklung noch nicht soweit vorgeschritten war, um ein zahlreiches Proletariat zu schaffen; außerdem aber wirkte auch die durch den „Kulturkampf" ungemein gekräftigte katholische Kirche der Ausbreitung sozialistischer Lehren vielfach entgegen. So faßte denn die sozialdemokratische Presse im Rheinlande, insbesondere auf der linken Rheinseite, nur langsam Fuß, und noch langsamer gelang es ihr, größere Volksmassen geistig soweit zu beeinflussen, daß von einer halbwegs gefestigten politischen Gesinnung und einem Weltbilde gesprochen werden konnte. Die falsche Politik des alten Regimes gegenüber der Sozialdemokratie sowie der beschränkte Klassenegoismus weiter bürgerlicher Kreise trieben außerdem die sozialdemokratische Presse in das Fahrwasser einer vorwiegenden Agitationspolitik, worunter dann die erzieherischen Aufgaben, namentlich auf dem engeren Gebiete eigentlicher Volksbildung, wiederum leiden mußten.

Das wurde in dem Maße anders, wie die Partei beginnen konnte praktisch zu wirken und sich zugleich die wirtschaftlichen Organisationen der Arbeiter entfalteten, außerdem aber, was das Rheinland anbelangt, eine im Schnellzugstempo sich vollziehende industrielle Entwicklung jedwede Geruhsamkeit grausam verscheuchte. Die sozialdemokratische Partei wuchs und wuchs, auch im Rheinlande und seinen katholischen Teilen; die sozialdemokratische Presse breitete sich zusehends aus und wurde allgemach zu einem Machtfaktor. Zugleich aber steigerte sich damit auch das Maß ihrer Verantwortung. Die „Rheinische Zeitung" darf von sich sagen, daß sie vom Tage ihres Bestehens an den Sinn ihrer Anhänger beharrlich auf die praktische Arbeit hingelenkt und, ohne die Bedeutung eines festen theoretischen Fundaments einen Augenblick zu verkennen, den Segen der organisierten Selbsthilfe mit tausend Zungen verkündet hat. Hob das sozialistische Gesellschaftsideal den Geist über den dumpfen Alltag hinaus und gab den Stiefkindern des Glücks seelischen Schwung, so führte die praktische Betätigung zu unmittelbarer Berührung mit zahlreichen Fragen des Staates oder der Gesellschaft überhaupt. Partei, Gewerkschaft, Genossenschaft: diese drei Gebiete organisierter Arbeit, alle drei aus winzigen Anfängen hervorgegangen, dann wachsend, aber auch Hemmungen und Rückfällen ausgesetzt, schließlich jedoch mächtig und ruhmvoll, — sie waren und sind die vortrefflichsten Schulen, um Volksbewußtsein und Staatsbürgersinn zu schaffen. Wir Heutigen sind noch zu sehr Partei und stehen zu sehr inmitten der Tageskämpfe, um zu wissenschaftlicher Objektivität fähig zu sein. Aber das darf hier als sichere Erwartung ausgesprochen werden, daß der künftige Historiker in jenem Aufstieg der Massen die weitaus stärkste

Kulturförderung unserer Zeit feststellen wird. Und daß die „Rheinische Zeitung“ hier unbeirrt ihren Weg gegangen ist und einer wohlfeilen, für den Tag vielleicht erfolgreichen Agitationspolitik nicht nachgegeben hat, darf sie als dauerndes Verdienst buchen.

Volkskultur heißt: die Massen mit Kultur erfüllen. In Köln wie im ganzen Rheinland war ungemein viel altes Kulturgut vorhanden, von seinem Genuß waren aber, genau wie im übrigen Deutschland, die Arbeiter ausgeschlossen. Die Verdienste anderer um die Volksbildung sollen nicht geschmälert werden, wenn wir hier feststellen, daß das Kölner Organ der sozialdemokratischen Partei auch zur unmittelbaren künstlerischen und literarischen Erziehung seiner Anhänger ungemein viel geleistet hat. Man geht die lange Reihe der Romane oder Novellen durch, die die „Rheinische Zeitung“ im Laufe der Jahre abgedruckt hat — und man wird kaum eine Niete finden, dagegen stets und immer wieder das erkennbare Streben, literarisch zu bilden und den noch ungeschulten Leser auch „unter dem Strich“ zu einer vertieften Lebensanschauung zu erziehen. Seichten Unterhaltungsstoff als laufendes Feuilleton hat die „Rheinische Zeitung“ stets verschmäht; dagegen hat sie es oft genug gewagt, auch solche Dichter zu Wort kommen zu lassen, für deren Genuß noch bei einem großen Teil der Leser die erforderlichen Voraussetzungen fehlten. So ist, um ein einziges Beispiel zu nennen, Karl Hauptmann in der „Rheinischen Volkszeitung“ wiederholt abgedruckt worden. Von grober Tendenz ist andererseits das Feuilleton sorgfältig freigehalten worden.

Dieselben Grundsätze sind für die Bücherbesprechungen, sowie die Schauspiel- und Musikkritiken maßgebend: Respekt vor dem Schöpfergeist, keine Schonung dem bloßen Macher. Die „Rheinische Zeitung“ hat im Laufe einiger Jahrzehnte zahllose Besprechungen literarischer Neuerscheinungen veröffentlicht, — kaum eine unter ihnen ist vom Standpunkte des Parteimannes aus geschrieben. Richtunggebend ist immer der Wert oder der Unwert des jeweiligen Buches gewesen, und nichts anderes hat dem Kritiker die Feder geführt als das Bewußtsein, der literarischen Erziehung seiner Leser zu dienen. Das gilt ebenso vom Schauspiel, einem schwierigen Gebiet, auf dem der Zeitung stets Mitarbeiter von Ruf — wiederum keine Parteimänner — zur Seite gestanden haben, und nicht minder von der Musik. Man darf nicht übersehen, um wie viel schwieriger die auf all diesen Gebieten zu lösenden Aufgaben für ein Blatt sind, dessen Leserschaft noch zu einem guten Teil der elementarsten Vorkenntnisse ermangelt. Es ist, nebenbei gesagt, nicht ohne Bedeutung, daß die erste Anregung zu der Veranstaltung von Volksvorstellungen in den städtischen Theatern von der „Rheinischen Zeitung“ ausgegangen ist und die Redaktion diese Vorstellungen, durch die große und bis dahin nicht erfaßbare Volksschichten für den Theaterbesuch gewonnen worden sind, seitdem unermüdlich

gefördert hat. In dieser Vermittlung des Genusses dramatischer Kunst liegt gleichfalls ein nicht zu unterschätzendes Verdienst.

Wiederum gewaltig gewachsen sind Aufgaben und Bedeutung der sozialdemokratischen Presse seit dem November 1918. Die bis zum Kriegsausbruch geächtete Sozialdemokratie ist mit einem Schlage zur herrschenden oder doch mitherrschenden Partei aufgestiegen und steht allenthalben im Brennpunkt politischen Geschehens. Und die sozialdemokratische Presse, für deren Redaktion sich bis zum August 1914 nur der Staatsanwalt gelegentlich interessierte, steht seit der Revolution mit an der Spitze der „staatserhaltenden" Blätter. Denn ganz selbstverständlich hat die politische Umwälzung die Stellung der Partei und ihrer Presse zum Staate grundlegend ändern müssen: an die Stelle der Monarchie ist die Republik getreten, an die Stelle eines halbabsolutistischen Regimes die Demokratie. Die in Weimar beschlossene Reichsverfassung wie auch die Verfassungen der Länder statuierten die Souveränität des Volkes. Ein gutes Stück der praktischen Forderungen des (Erfurter) Programms der Sozialdemokratie ist heute in Deutschland verwirklicht.

Diese grundstürzenden Aenderungen haben ganz selbstverständlich auf Politik und Taktik der sozialdemokratischen Partei außerordentlich stark eingewirkt und ebenso auch die Presse der Partei entsprechend beeinflußt. Jetzt, wo so viele Schranken niedergelegt sind, die Partei in jähem Aufstieg zu politischer Macht gelangt ist, erwachsen der sozialdemokratischen Presse recht unvermittelt ganz neue Aufgaben. Sie muß — und das ist das schwerste — ihre Leser zu einem viel stärkeren Staatsbewußtsein erziehen, überhaupt jene mühsame Vorarbeit geistiger „Neuorientierung" leisten, die notwendig ist, wenn das neue und durch den unglücklichen Ausgang des Krieges so unsäglich verarmte Deutschland sich jemals wieder erholen soll. Die soziale Lage weiter Volkskreise erschwert diese Tätigkeit ganz außerordentlich, denn sie treibt zum verneinenden Radikalismus. Die Agitation der Rechtsparteien schafft weitere Schwierigkeiten, sodaß die sozialdemokratische Presse zurzeit gewiß nicht auf Rosen gebettet ist.

Der „Rheinischen Zeitung" muß abermals das Zeugnis ausgestellt werden, daß sie die neugestellten Probleme beherzt angefaßt und ihre Lösung mit einer kaum zu überbietenden Energie versucht hat. So wenig sie der Gefahr eines auch nur zeitweiligen Rückfalls in überholte Methoden sozialdemokratischer Politik erlegen ist, so wenig hat sie sich anderseits zu einem gesinnungslosen Offiziosentum durchgemausert, dagegen systematisch und großzügig jene Erziehung zum Staatsbewußtsein bewirkt, deren Früchte nun allgemach zu reifen beginnen. Namentlich die neue geistige Schulung ihrer Anhänger auf volkswirtschaftlichem Gebiet hat die Zeitung sich angelegen sein lassen. Darüber hinaus aber hat sie dem arbeitenden Volke alle Tore des Wissens, alle Pforten

der Erkenntnis weit zu öffnen gesucht, — immer in dem Bewußtsein, daß der mit gutem geistigen Rüstzeug versehene Volksgenosse der Träger unserer Zukunft ist und die Hoffnung Deutschlands auf der Förderung der Kultur seiner Volksmassen beruht. Beredte Zeugen dieser Tätigkeit der „Rheinischen Zeitung" sind nicht nur der allgemeine Teil, sondern, und in noch stärkerem Maße, auch das „Feuilleton" sowie die Beilagen, von denen namentlich „Das neue Werden" eine nicht hoch genug zu schätzende Pionierarbeit leistet. Nicht vergessen dürfen wir schließlich die Verdienste der „Rheinischen Zeitung" in der Rheinlandfrage. Hier hat sie von Anfang an ihre Treue zum Deutschen Reich so unzweideutig betont und jeden Versuch einer Sonderbündelei so schroff bekämpft, daß ihr der Dank aller Volksgenossen gebührt.

Zeitungen haben — wie Bücher — ihre Schicksale. Sie stehen mitten im Strom der Zeit, werden in seine Wirbel hineingerissen, sind Führer und doch auch wieder Echo mehr oder minder großer Volkskreise. Und wenn einst ein berufener Historiker darangeht, für die Nachwelt die Wirrnisse dieser Zeit zu durchleuchten, so wird ihm die Presse das weitaus wertvollste Material hierzu an die Hand geben, und willig wird er dann auch die Bedeutung der sozialdemokratischen Presse anerkennen, als deren westdeutsches Hauptorgan die an exponiertester Stelle stehende „Rheinische Zeitung" zu gelten hat.

*

Digitized by Google

Digitized by Google

INHALTSVERZEICHNIS

Seite

Zur Einführung VII

EINLEITUNG

Kölns Stellung in der Geschichte. Von Prof. Dr. A. Wrede 3
Stadtbild und Kunstanschauung. Von Dr. H. G. Lempertz 12

I. WISSENSCHAFT

Die alte Kölner Universität. Von Prof. Dr. A. Wrede 25
Neugründung der Universität Köln. Von Prof. Dr. Chr. Eckert 41
Die wirtschafts- und sozialwissenschaftliche Fakultät. Von demselben . 49
Die rechtswissenschaftliche Fakultät. Von Prof. Dr. H. Planitz 58
Die medizinische Fakultät. Von Prof. Dr. F. Moritz 62
Die philosophische Fakultät. Von Prof. Dr. M. Spahn 67
Das Institut für experimentelle Psychologie. V. Privatdoz. Dr. J. Lindworsky 72
Das erzbischöfliche Priesterseminar. Von Prof. Dr. F. J. Peters 75
Das Historische Archiv. Von Prof. Dr. A. Wrede 82
Das Rheinisch-westfälische Wirtschaftsarchiv. Von Dr G. A. Walter . 91
Die wissenschaftlichen Bibliotheken. Von Prof. Dr. Kl. Löffler 99
Buchdruck und Buchhandel in Köln. Von Dr. J. Theele 107
Das literarische Leben Kölns. Von Dettmar H. Sarnetzki 115
Das Institut für Verkehrslehre in Köln. Von Dr. E. Esch 125

II. KUNST

Kölner Kirchen. Von Dr. Ludwig Mathar 131
Die Kunstsammlungen der Stadt. Von Prof. Dr. K. Schaefer 146
Das Schnütgenmuseum. Von Dr. Egid Beitz 151
Das Institut für religiöse Kunst. Von Dr. Fritz Witte 154
Die Privatgalerien. Von Dr. Alfred Salmony 157
Das Museum für ostasiatische Kunst. Von Frau Prof. Ad. Fischer . . 161
Die Kunstgewerbe- und Handwerkerschule Köln. Von Prof. M. Elsässer 167
Das Konservatorium der Musik. Von Prof. E. Wolff 172
Das Musikhistorische Museum. Von Georg Kinsky 180
Die öffentliche Musikpflege. Von Redakteur A. Stehle 184
Das Theaterwesen. Von Privatdozent Dr. C. Niessen 198

III. VOLKSBILDUNG

Vom Kölner Schulwesen. Von Studienrat Julius Weissweiler 209
Das Werklehrerseminar Köln. Von Stadtschulrat Fritz Schu 221
Die heilpädagogischen Lehrgänge der Stadt Köln. Von demselben . . 224
Das Volksbildungswesen in Köln. Von Dr. Rudolf Reuter 226
Die Volkshochschule. Von Privatdozent Dr. Paul Honigsheim 232
Köln als Stätte heimatkundlicher Bildung. Von Dr. Jos. Klersch . . . 238
Das Prähistorische Museum. Von Direktor C. Rademacher 244
Historisches Museum der Stadt Köln. Von Dr. Hans Förster 247
Das Museum für Naturkunde. Von Prof. Dr. Janson 252
Das Rautenstrauch-Joest-Museum. Von Prof. Dr. Foy 256
Das Museum für Volkskygiene. Von Prof. Dr. Czaplewski 262

IV. OEFFENTLICHE MEINUNG

Die Kölnische Zeitung. Von Dettmar H. Sarnetzki 271
Die Kölnische Volkszeitung. Von Dr. K. Hoeber 278
Das Kölner Tageblatt. Von Franz P. Brückner 285
Die Rheinische Zeitung. Von Dr. J. Meerfeld 289

Digitized by Google

VERZEICHNIS DER ABBILDUNGEN

A. AUF TAFELN

	Tafel
1. Wallraf-Richartz-Museum, Treppenhaus	I
2. Gürzenich	II
3. Dom, Groß-St. Martin, Stapelhaus	II
4. Dom-Inneres	II
5. Lintgasse	III
6. Filzengraben	III
7. Rathaus	IV
8. Maria Himmelfahrtkirche und Bahnhofportal	IV
9. Blick von Deutz auf die Hängebrücke und das Stadtbild	V
10. Hafeneinfahrt am Malakoffturm	V
11. Hohenzollernring	VI
12. Institut für Verkehrslehre, Bottmühle	VI
13. Kirche S. Maria im Kapitol	VII
14. Basilika S. Gereon	VII
15. S. Johann Bapt.	VIII
16. Universitäts- und Stadtbibliothek und Historisches Archiv	VIII
17. Universität	IX
18. Wallraf-Richartz-Museum, Saal der altkölnischen Malerschule	X
19. Schnütgen-Museum	XI
20. Museum für ostasiatische Kunst (Raum 2)	XII
21. „ „ „ „ Holzstatue eines Priesters	XIII
22. „ „ „ „ Setzschirm mit Tuschmalerei	XIII
23. Musikhistorisches Museum (Unterer Saal)	XIV
24. Bühne zur Laurentius-Aufführung (1511)	XV
25. Gruppe aus dem Museum für Naturkunde	XVI
26. Rautenstrauch-Joest-Museum	XVII

B. IM TEXT

	Seite
27. Romanisches Stadtsiegel von Köln	5
28. Gotisches Stadtsiegel von Köln	7
29. Siegel der alten Universität	40
30. Bildprobe aus einem Drucke von Ulrich Zell	108
31. „ „ „ „ „ Ludwig von Renchen	110
32. „ „ „ „ „ Martin von Werden	110
33. Büchermarke Ulrich Zells	114
34. „ Johann Koelhoffs	156
35. Jesuiten-Bühne in der Maria Himmelfahrtkirche (1627)	206

Die Abbildungen 2—11 und 13—15 sind Wiedergaben von Radierungen H. Prötts aus dem Kunstverlag Goyert (Köln), die Abbildungen 27—29 stammen aus dem Verlag Fröbelhaus Köln (Inhaber: Matthias Weiden), die Abbildungen 31 und 32 aus dem Antiquariat Jos. Baer & Co., Frankfurt a. Main.

Digitized by Google

Digitized by Google